

MOBBING

Der Feind in meinem Büro



STROM UND DRANG

DER NEUE CT 200h VOLLHYBRID

Wer anders denkt, will auch anders fahren. Der Lexus CT 200h Vollhybrid ist der perfekte Einstieg in die Lexus Welt. Mit seiner zukunftsweisenden Kombination aus Benzin- und Elektromotor bietet er Ihnen Kraft und Dynamik. Im rein elektrischen Modus* fahren Sie lautlos und emissionsfrei ohne externes Aufladen. Als erster kompakter Vollhybrid in der Premiumklasse überzeugt der CT 200h mit den besten Verbrauchs- und Emissionswerten und sorgt für jede Menge Fahrspaß. Erleben Sie ihn selbst – bei einer Probefahrt in Ihrem Lexus Forum.

SIND SIE BEREIT?



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**



*Rein elektrisch bis 2 km und bis zu 45 km/h. Maximale Gesamtreichweite: bis zu 1.216 km, Systemleistung: 100 kW/136 PS, Kraftstoffverbrauch kombiniert: 4,1-3,8 l/100 km (innerorts 4,1-3,7 l/außerorts 4,0-3,7 l) bei CO₂-Emissionen kombiniert von 94-87g/km, jeweils nach dem vorgeschriebenen EU-Messverfahren. Abb. zeigt Sonderausstattung.

Hausmitteilung

16. April 2012

Betr.: Piraten, Mormonen, Springer, Disney

Ist die Frage, ob ich einen Song oder einen Film aus dem Internet kostenlos herunterladen darf, eine politische Frage? Ja, sie ist es geworden, spätestens mit dem Aufstieg der Piratenpartei, welche die Freiheit zum Klick fordert und damit die anderen politischen Parteien herausfordert. Die Download-Debatte ist Teil einer großen Diskussion; die Gretchenfrage an unsere digitale Gesellschaft lautet: Wie hast du's mit dem Internet? Es ist eine Frage nach der Freiheit und ihren Grenzen, der sich der SPIEGEL in dieser Ausgabe dreifach nähert. Autor Dirk Kurbjuweit, 49, warnt in einem Essay vor neuer Barbarei; ein Team von Kollegen beschreibt den Widerstand von Künstlern gegen den laxen Umgang mit geistigem Eigentum; und in einem Streitgespräch zoffen sich der Musiker Jan Delay, 35, und der Berliner Piratenpartei-Abgeordnete Christopher Lauer, 27 (Seiten 20, 24, 116).

Wie es einer mit der Religion hält, spielt heutzutage in der politischen Auseinandersetzung in Deutschland normalerweise keine Rolle. Anders in den USA, wo gerade über den Republikaner Mitt Romney, 65, und seinen Glauben diskutiert wird. Romney – voraussichtlich Herausforderer von Präsident Barack Obama, 50 – ist Mormone. SPIEGEL-Redakteur Gerhard Spörl, 62, recherchierte die Geschichte dieser Religion. In Salt Lake City traf er Richard Hinckley, 70, der in den sechziger Jahren im Ruhrgebiet missioniert hatte. Zu Spörls Verblüffung zückte Hinckley triumphierend eine SPIEGEL-Ausgabe von 1994. Unter der Titelzeile „Die Ego-Gesellschaft“ hatte der SPIEGEL die Abkehr Deutschlands von der Solidargemeinschaft beschrieben – eine Entwicklung, die Mormonen beklagen (Seite 96).



Hinckley

Axel Sven Springer war 19 Jahre alt, als er aus dem Internat entführt wurde – seither ist der Enkel des Verlegers Axel Cäsar Springer (1912 bis 1985) im Umgang mit fremden Menschen vorsichtig. Jetzt, mehr als ein Vierteljahrhundert später, gab Springer, 46, sein erstes Interview. „Das brennt sich ein, das ist immer da“, so beschrieb er die Folgen des Kidnappings im Gespräch mit den SPIEGEL-Redakteurinnen Susanne Beyer, 42, und Isabell Hülsen, 38. Als er fotografiert wurde, schien es Beyer, „als prüfe Springer seine Umgebung auf versteckte Gefahren“. Gelassen hingegen sprach er über sein Leben und auch den Rechtsstreit mit Friede Springer, 69, der fünften Ehefrau seines Großvaters und mächtigsten Frau im Konzern. Dort wird sich der Enkel mit seinen Aussagen nicht beliebt machen (Seite 140).

Der Löwe, den Regisseur Alastair Fothergill, 52, in der kenianischen Masai Mara bei der Jagd filmen wollte, hatte wenig Appetit. Gemächlich umkreiste der Hauptdarsteller der Kinoproduktion „Im Reich der Raubkatzen“ den Jeep des Aufnahmeteams und markierte dann sein Territorium, indem er sich an dem Fahrzeug erleichterte. SPIEGEL-Redakteur Martin Wolf, 37, wurde Zeuge der Unwägbarkeiten der Tierfilmerei, als er Fothergill, der als Bester seiner Zunft gilt, bei den Dreharbeiten für zwei Dokumentationen des Disney-Konzerns begleitete: jene über Großkatzen, die diese Woche in deutschen Kinos anläuft, und eine über Schimpansen. Die wiederum waren am Drehort im Urwald in Uganda aktiver, als dem Team lieb war – sie kopulierten. Die Szene wird fürs Kino herausgeschnitten: „Die Zielgruppe sind Familien“, sagt Wolf, „die möchte der Disney-Konzern nicht verstören“ (Seite 122).



Fothergill, Wolf

**Wadenkrämpfe?
Verspannungen?**

**Körperfreundliches
EXPRESS^{*}
Magnesium**

Das einzige Arzneimittel mit reinem Magnesiumcitrat, wie es als Baustein im Körper vorkommt. Deshalb körperfreundlich und schnell aktiv.

- Stark, direkt und nachhaltig
- Gegen Krämpfe und Verspannungen
- Nur 1x täglich
- 24-Stunden-Langzeiteffekt
- Ohne künstliche Süß- und Farbstoffe

Mit reinem
Magnesium
CITRAT



Nur in der Apotheke

* Erhöhung der Magnesiumkonzentration im Blut nach 90 Minuten.

Magnesium-Diasporal® 300, Granulat (Wirkstoff: Magnesiumcitrat)
Anwendungsgebiet: Nachgewiesener Magnesiummangel, wenn er Ursache für Störungen der Muskeltätigkeit (Neuromuskuläre Störungen, Wadenkrämpfe) ist. Enthält Sucrose (Zucker). Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. Protina Pharm. GmbH, D-85737 Ismaning

In diesem Heft

Titel

Wenn Kollegen Feinde sind – rund zwei Millionen Deutsche leiden unter Mobbing 56

Deutschland

Panorama: Spitzengespräch über Atom-endlagerung / Diskussion um Steuersenkungen neu entfacht / Bußgeldverfahren gegen Fluggesellschaften häufen sich 15

Parteien: Künstler und Intellektuelle machen gegen die Piraten mobil 20

Essay: Wird das Internet zu einer Schule der neuen Barbarei? 24

SPD: Im SPIEGEL-Gespräch verteidigt Parteichef Sigmar Gabriel Günter Grass 26

CSU: Horst Seehofer plant den Befreiungsschlag gegen die Kanzlerin 31

Nahverkehr: Tübingen will als erste deutsche Stadt Busfahren zum Nulltarif einführen 32

Regierung: Schäubles Steuerabkommen mit der Schweiz wäscht Schwarzgeldkonten weiß 34

FDP: Generalsekretär Patrick Döring klagt im Interview über Anfeindungen aus dem Piraten-Milieu 36

Prozesse: Hat der Staat einen Angeklagten zum Drogenhandel angestiftet? 38

Internet: US-Regierung überholt Deutschland beim Schutz persönlicher Daten 40

Migranten: Gutsausgebildete junge Griechen suchen ihr Heil in Berlin – und scheitern 41

Geheimdienste: Der neue BND-Chef Gerhard Schindler fordert mehr Risikofreude von seinen Agenten 43

Kriminalität: Die Aussage eines Auftragskillers brachte drei mutmaßliche Mafiosi in Hagen vor Gericht 44

Gesellschaft

Szene: Trainingsanzug für Pferde / Interview über die Nachteile der Pendlerpauschale und moderne Mobilität 48

Eine Meldung und ihre Geschichte – ein Sexshop für Christen und seine theologische Begründung 49

Migration: Wie ein mexikanischer Boxer in den USA sein Aufstiegsmärchen erlebt 50

Ortstermin: In Hildesheim kämpft ein Ehemann um seine Anerkennung als Opfer häuslicher Gewalt 55

Wirtschaft

Trends: Fragwürdige Ökofonds der Postbank / Conergy-Chef wehrt sich gegen Vorwurf der Kapitalvernichtung / Einreiseverbot für Überraschungseier 66

Weltwirtschaft: Im IWF verlangen die Schwellenländer endlich mehr Macht 68

Internet: Was wird das nächste große Geschäft nach Facebooks Instagram-Deal? 71

Veterinäre: Wie Deutschlands Tierärzte zu Handlangern der Agrarindustrie wurden 74

Gesundheit: Apotheker wollen mit eigener Firma noch mehr Reibach bei Krebsmedikamenten machen 78

Rabattprogramme: Strafanzeige gegen die Lufthansa wegen Miles & More-Unstimmigkeiten 79

Schiffahrt: Weltweit wurden die Reeder Opfer des eigenen Größenwahns 80

Ausland

Panorama: Die Oppositionelle Sainab al-Chawadscha über die Proteste gegen die Formel 1 in Bahrain / Zerwürfnis zwischen Vatikan und irischen Katholiken 82



Piraten im Shitstorm

Seite 20

Deutschlands Kreative verbünden sich gegen die Piratenpartei. Intellektuelle und Künstler fürchten um ihre Existenzgrundlage. Erstmals geraten die Piraten ins Visier eines einflussreichen Gegners – und offenbaren die Schwächen ihres basisdemokratischen Modells.

MICHAEL LATZ / DDP IMAGES / DAPD

Machtkampf im IWF

Seite 68

Die Schwellenländer wollen der Euro-Zone nur Hilfe gewähren, wenn sie im Gegenzug mehr Einfluss auf den Internationalen Währungsfonds (IWF) bekommen. Ende der Woche kommt es in Washington zum Showdown.

Das Ende der Party

Seite 84

Italien, Spanien, Portugal und Griechenland suchen nach Auswegen aus der Schuldenkrise und reformieren ihre Arbeitsmärkte. Taugen Gerhard Schröders Agenda 2010 und die Hartz-Gesetze als Vorbild?



TODD BIGELOW / NOVUS SELECT

Aufsteiger aus Mexiko

Seite 50

Als Kind illegaler Einwanderer in Los Angeles suchte er sich sein Essen im Müll, pflegte Umgang mit Latino-Gangs, wurde dann doch kein Krimineller, sondern Weltmeister im Bantamgewicht. Der mexikanische Boxer Abner Mares lebt den amerikanischen Traum – und glaubt nicht daran.



Grass, Israel und ein Gedicht Seiten 26, 92, 126

Die Debatte um das Israel-Gedicht von Günter Grass geht weiter: SPD-Chef Gabriel nimmt den Dichter im SPIEGEL in Schutz; junge Israelis blicken entspannt auf Deutsche; der Schriftsteller Michael Kleeberg erklärt das Verhältnis zwischen Israel, dem Islam und Deutschland.

AFP

Sturz eines roten Prinzen

Seite 100

Peking hat Bo Xilai, den populären Parteichef von Chongqing, entmachtet. Wurde er Opfer der Richtungskämpfe in der KP, oder hat sich seine Familie bereichert – und schreckte sie nicht einmal vor einem Mord zurück?

Das Trauma der Überlebenden

Seite 106

Mit Fahrten auf die Todesinsel versuchen die Überlebenden des Massakers von Utøya, ihr Trauma zu bekämpfen. Ob die Therapie hilft, wird sich auch vor Gericht zeigen, wenn die Patienten dem Attentäter wiederbegegnen.

Der wahre König der Löwen Seite 122

Der britische Regisseur Alastair Fothergill („Unsere Erde“) dreht für den Disney-Konzern Tierfilme über Raubkatzen und Schimpansen – kindgerechte Dokumentationen, die Disneys Zeichentrick-Klassiker „Der König der Löwen“ nach-efiern. Das Vorhaben erfordert Kompromisse: Sex im Tierreich ist tabu.



DISNEY FILM

Schuldenkrise: Vorbild Deutschland – wie Italiener, Spanier, Portugiesen und Griechen ihre Arbeitsmärkte reformieren	84
Debatte: Timothy Garton Ash über den wachsenden Machtanspruch der Türken	90
Israel: Auf nach Berlin!	92
Frankreich: Wahlkampf der Versprechungen und Illusionen	94
USA: Der Präsidentschaftsbewerber Mitt Romney und seine Religion	96
China: Der tiefe Fall der Gu Kailai	100
Global Village: Wie zwei Deutsche in Abu Dhabi Kamele retten wollen	103

Wissenschaft · Technik

Prisma: Rosmarinduft verbessert die Denkleistung / War der Mars immer schon ein Wüstenplanet?	104
Psychologie: Wie die Überlebenden des Massakers von Utøya gegen ihr Trauma kämpfen	106
Automobile: Gehört die Zukunft den Plastikautos?	110
Innovationen: Software-Patente als Waffen ...	111
Lifestyle: Leiden unter dem Outfit – eine US-Therapeutin behandelt Patienten mit Kleiderschrank-Depressionen	112

Kultur

Szene: Martin Roth, Chef des Victoria and Albert Museum in London, über eine Street-Art-Ausstellung in Libyen / Martin Walsers Essay über das Thema Rechtfertigung	114
Urheberrecht: SPIEGEL-Streitgespräch zwischen dem Pop-Musiker Jan Delay und dem Piraten-Politiker Christopher Lauer über den Wert der Kunst im digitalen Zeitalter	116
Kino: Der Disney-Konzern setzt wieder auf Tierfilme mit Löwen und Schimpansen	122
Bestseller	125
Essay: Der Schriftsteller Michael Kleeberg über das Verhältnis der Deutschen zu Israel und zum Islam	126
Denkmalschutz: In Italien überlässt der Staat Konzernen den Erhalt von Kulturstätten	130
Filmkritik: „My Week with Marilyn“ erzählt charmant ein wahres Märchen über eine Diva und ihren Verehrer	132

Sport

Szene: Pekings olympische Sportstätten verkommen / Der Sportarzt Martin Brustmann – ein Pionier des Dopings im Jahr 1912	133
Fußball: Wie die Bunkermentalität des Trainers José Mourinho Real Madrid verändert hat ...	134
Motorradrennen: Superstar Valentino Rossi und sein Rennstall Ducati – eine italienische Beziehungskrise	137

Medien

Trends: Thomas Gottschalk zieht Quotenbilanz der ARD nach unten / Neue Runde im Streit um ProSiebenSat.1-Verkauf	139
Verlage: SPIEGEL-Gespräch mit Axel Sven Springer über seinen Großvater Axel Cäsar und seinen Erbstreit mit dem Konzern	140

Briefe	8
Impressum, Leserservice	148
Register	150
Personalien	152
Hohlspiegel / Rückspiegel	154

Titelbild: Foto Axel Martens für den SPIEGEL



FORM. FUNKTION. KEINE KOMPROMISSE.

Freiraum beginnt bei BMW nicht bei einem weitläufigen Kofferraum oder einem großzügigen Cockpit – er beginnt mit den Ansprüchen unserer Ingenieure und Designer. Ohne Kompromisse haben sie ein Automobil entwickelt, das die Erwartungen an Qualität und Ästhetik mehr als erfüllt: den BMW 5er Touring. Steigen Sie ein und genießen Sie BMW typische Sportlichkeit, kombiniert mit einem ganz besonderen Raumgefühl.

DYNAMIK BEGINNT IM KOPF. WWW.BMW.DE/MARKE

BMW 5er Touring: Kraftstoffverbrauch in l/100 km (kombiniert): 10,7–4,9. CO₂-Emission in g/km (kombiniert): 250–129. Als Basis für die



BMW

www.bmw.de/marke



Freude am Fahren

BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.

Verbrauchsermittlung gilt der ECE-Fahrzyklus. Abbildung zeigt Sonderausstattungen.



SPIEGEL-Titel 15/2012, Ausgabe Bayern

„Heimat ist, wo mit wenig Worten viel gesagt werden kann und der Dialekt so derb daherkommt, wie der Boden steinig ist.“

KARL WEIS, HOLZGERLINGEN (BAD.-WÜRTT.)

den auf einer Eisenbahnbrücke im weißen Rauch gestanden. Dort haben wir gierig den „Duft“ der Lok eingesogen und immer wieder die Schelte unserer Mütter hingenommen, so schön fanden wir das Schauspiel! Dies noch einmal riechen zu können, was wäre ich glücklich!

CHRISTEL KRAMER, FERNWALD (HESSEN)

Sie fragten: „Warum kann man nicht nach Herzenslust Heimat sagen, Heimat lieben, Heimat vermissen?“ Dazu gibt es eine bewegende Aussage des Mannheimer Juristen Ernst Stiefel, den das Nazi-Reich zwangsweise nach Amerika verschlagen hat: „Man kann einen Menschen aus seiner Heimat vertreiben, aber nicht die Heimat aus dem Menschen.“

BERND SCHULTZ, BERLIN

Heimat ist da, wo meine Familie und Freunde sind: in Bad Wörishofen, wo ich die Schule besuchte, in München, wo ich studierte und arbeitete, in Tirol, wo ich jahrzehntelang Ferien machte, in Nicaragua, das ich in mein Herz geschlossen habe!

DR. HORST ENGLER-HAMM, MÜNCHEN

Nr. 14/2012, Gespräch mit Daniel Cohn-Bendit über das Altern der 68er

Dicke Eier

Mit welcher Nonchalance Cohn-Bendit befindet, Fischer (Siemens) hätte im Gegensatz zu Schröder (Gazprom) nie eine Grenze überschritten! Als gäbe es einen Unterschied zwischen Räuber und Bandit. Beiden würde ich heute die Hand nicht reichen.

GODRAM MOHR, RAVENSBURG

Mein Gott, SPIEGEL! Was interessieren mich die dicken Eier von Daniel Cohn-Bendit? Angesichts der Aussage: „Mein ständiger Flirt mit allen Kindern nahm bald erotische Züge an“, kann man ja nur hoffen, dass der Grüne Bendit seinen Phallus nur selbst im Griff hatte, auch ohne Viagra. Ja, auch ich habe Angst vor dem Tod. Was mich aber jetzt am meisten ängstigt, ist ein solcher Aufmacher in einem Nachrichten-Magazin.

THOMAS BÖWER, HAMBURG
VIZEPRÄS. DEUTSCHER FAMILIENVERBAND

Nr. 15/2012, Was ist Heimat? – Eine Spurensuche in Deutschland

Urige Eingeborene

Selten zuvor hat mich ein SPIEGEL-Beitrag emotional so berührt. Geboren in Datteln (Kreis Recklinghausen) und aufgewachsen in Dortmund, habe ich meine Heimat vor drei Jahren studienbedingt verlassen und seitdem phasenweise in Mannheim, Frankfurt am Main und Sofia (Bulgarien) gewohnt. Ich habe die regelmäßigen Wechsel meines Wohnorts immer als spannend empfunden. Und eines habe ich dabei gelernt: Wohnort ist Wohnort, und Heimat bleibt Heimat.

TOBIAS OHLENHOLZ, MANNHEIM

Zwölf interessante Landschafts- und Stimmungsbilder. Und dann ein Brauchtumbild. Und das soll Bayern repräsentieren? Für einen Franken ein starkes Stück und garantiert kein Bild meiner Region.

ANDREAS GEISLER, NÜRNBERG

Mich wundert nicht, dass im Artikel die Millionen Heimatvertriebenen nicht erwähnt wurden: politisch unkorrekt! In unserem Großfamilienhaus hinter den Dünen an der Ostsee leben seit 1945 Polen. Ist uns recht geschehen, wir waren ja alle Nazis, auch ich, das Kind, auch meine alte Großmutter. Pardon, aber nicht einen Tag vergesse ich meine verlorene Heimat. Die Deutschtürkin Selçuk hat zumindest die Möglichkeit, nach Istanbul zurückzukehren.

DAGMAR GALIN-BROCKSIEN,
SAINT BONNET DE BELLAC (FRANKREICH)

Wie man es auch dreht und wendet: Die Gewissheit, eine Heimat (gefunden) zu haben, ist das Resultat intensiver Selbstfindung, ganz unabhängig von irgendwelchen geografischen Koordinaten.

MATTHIAS KAISER, HAUSACH (BAD.-WÜRTT.)

Heimat ist ein weiter Raum mit Traditionen, die wir zu pflegen haben. Das kann nicht bloß konservativ-folkloristisch, sondern muss sehr zeitbezogen sein.

RUDOLF PRIEMER, GRIMMA (SACHSEN)



Dortmunder Lokalpatriot vor Hochofen

Einer der schönsten Sprüche zur Heimat findet sich bei Tacitus: „Wer hätte auch Germanien aufsuchen wollen, landschaftlich ohne Reiz, rau im Klima, trostlos für den Beobachter wie für den Beschauer, es müsste denn seine Heimat sein?“

EBERHARD FOTH, WALDBRONN (BAD.-WÜRTT.)

Danke dafür, dass ihr uns uralten Eingeborenen am Weißwurstäquator durch das Titelbild für die Region Bayern klargemacht habt, was unsere Heimat ist: die Bühne des Tegernseer Bauerntheaters, wo wir Jodelheinis in der Lederhosen Holz hacken für die „preißeischen“ Gäste und wo die Jungs nicht das Smartphone, sondern den Sepplhut am Ohr haben.

MAXIMILIAN APFELBÖCK, SCHWABACH (BAYERN)

In meiner Heimatstadt Gießen, geschunden nach dem Krieg, zu 80 Prozent in Schutt und Asche gelegt, habe ich als Kind täglich mit Geschwistern und Freun-

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- **Titel** Was können Unternehmen gegen Mobbing tun?
- **Umwelt** Sollte Busfahren kostenlos sein?
- **Internet** Schluss mit der Anonymität in Blogs und Foren?





Hunger? Bleiben Sie entspannt.

Jeder kennt sie: die fiesen, hinterhältigen Heißhungerattacken ...

Oft sind Stress und negative Emotionen die Hauptverursacher für Heißhunger. Sind die Übeltäter einmal enttarnt, können wir sie gezielt bekämpfen. Das funktioniert sehr gut mit Sport, Ablenkung und Entspannung. Kurz: mit allem, was uns guttut.

Kombinieren Sie Ihr neu gewonnenes Wohlfühlgefühl mit ausgewogener Ernährung und Kneipp® Figur Balance: Die leckeren Brause- und Kautabletten unterstützen die Sättigung auf natürliche Weise. So reichen bereits kleinere Mahlzeiten, um sich angenehm satt zu fühlen. Und wer weniger isst und auf seinen Lebensstil achtet, kann Gewicht verlieren.

Übrigens: Ein gesättigter Körper schüttet Serotonin aus. Der körpereigene Glücksstoff macht uns fröhlich und zaubert ein Lächeln in unser Gesicht.

Fazit: Wer gut zu Körper und Seele ist, dem fällt es leichter, etwas für seine persönliche Wohlfühlfigur zu tun.

Die Kneipp®-Tipps:

1

Wasser marsch!

Wussten Sie, dass Wasser trinken Kalorien verbrennt? Laut einer Studie der Berliner Charité erhöht allein der Genuss von 1,5–2 Liter Wasser täglich den Energieumsatz um bis zu 100 Kilokalorien.

2

Achtung, Ihr Magen ist ein Spätzünder!

Denn er merkt erst nach ca. 15–20 Minuten, dass ein Sättigungsgefühl eintritt. Deshalb: Lassen Sie sich Zeit, und zelebrieren Sie jede Mahlzeit. Verwenden Sie qualitativ hochwertige Lebensmittel, und dekorieren Sie das Essen liebevoll auf Ihrem Teller. So wird der Genuss größer, Sie essen automatisch langsamer und haben die nötige Ruhe, um auf die Signale Ihres Magens zu hören.

Kathrin

„Für meine Flüssigkeitszufuhr ist es gut, dass man nach den Tabletten 1–2 Gläser Wasser zu sich nehmen soll. Somit trinke ich täglich bis zu 4 Gläser Wasser zusätzlich.“

Beatrix

„Figur Balance Kautabletten – und ich bin auch zwischendurch ganz normal satt.“



Ganz nach Ihrem Geschmack: Kneipp® Figur Balance als Brausetabletten für ein fruchtiges Papaya-Ananas-Getränk oder als Kautabletten mit frischem Orangengeschmack. Die enthaltenen Ballaststoffe quellen im Magen und Darm und unterstützen dadurch das natürliche Sättigungsgefühl.

Verraten Sie uns Ihre Tipps, wie Sie Heißhungerattacken vermeiden:
[Facebook.com/KneippWerke](https://www.facebook.com/KneippWerke) oder www.kneipp.de





TISSOT, SEIT 1999 FÜHREND IN DER
TAKTILEN UHREN-TECHNOLOGIE



T-TOUCH EXPERT™
TACTILE TECHNOLOGY

IN TOUCH WITH YOUR TIME



Barometer



Höhenmesser



Kompass

TISSOT
SWISS WATCHES SINCE 1853
INNOVATORS BY TRADITION

Experience more at www.t-touch.com

Briefe

Nr. 14/2012, Wie Rumänen ihr Dorf nach
Berlin verlegen

In Gottes Hand?

Das Geld schenkt Mama Angela? Die Sozialhilfe der Staat? Mit dieser Lebenslüge halten wir erwachsene Menschen ein Leben lang infantil. Denn das alles bezahlen Busfahrer, Putzfrauen, Verkäuferinnen, Lehrer und viele andere Menschen, die von morgens bis abends arbeiten. Von ihrem Monatslohn wird das Geld abgezogen. Hier ist das Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen gestört. So wird das Sozialhilfe-Nomadentum gefördert. Betten für Angela ist gut. Gerechter wäre es aber, wenn die erste Frage der Angekommenen lauten würde: Und was können wir für euch tun?

DR. BOGLARKA HADINGER, TÜBINGEN

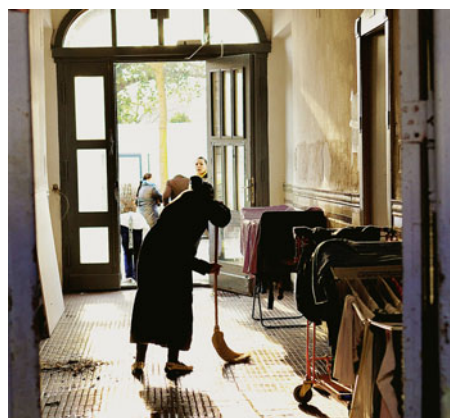
Ein Stück, eine Beschreibung, die dem Leser die Chance lässt, seine eigenen Schlüsse zu ziehen – diese unaufgeregte, kurze und doch sehr spannende Reportage von Özlem Gezer ist einfach gut gemachter Journalismus.

RALF SCHEMEL, LEIPZIG

Bleibt zu hoffen, dass die volkswirtschaftliche Chance, die Kinder der beschriebenen Familien gut auszubilden und durch beruflichen Erfolg zu Einzählern in unser Sozialsystem werden zu lassen, nicht durch ordnungspolitisches Handeln vertan wird.

MARTIN RAUNER, WUPPERTAL

Wir haben in ehrenamtlicher Arbeit mit den Neuköllner Roma-Familien tiefe Einsichten in deren Welt gewonnen. Auf-



Roma-Unterkunft in Berlin

grund ihrer Religion stehlen die Neuköllner Roma nicht, sie schlagen ihre Frauen nicht, sie trinken keinen Alkohol, sie fluchen nicht, sie rauchen nicht einmal. Zum anderen aber haben sie sehr große Schwierigkeiten damit, die Wichtigkeit der zahlreichen Integrationsangebote einzusehen, vor allem für ihre Kinder. Alles, was auch nur die geringste Anstrengung

ihrerseits abverlangt, zum Beispiel die Kinder rechtzeitig zu Bett zu bringen und rechtzeitig zu wecken, wird nicht mit der nötigen Selbstdisziplin angenommen. Sie ziehen es vor, ihre Zukunft in Gottes Hand zu legen.

JOSEFINE NEUMANN UND HELGA METTERNICH,
BERLIN

Nr. 14/2012, Mangelnde Kontrolle
im Organspendewesen

Handfestes Geschäft

Der gutrecherchierte Beitrag macht deutlich, dass es bei der Transplantationsmedizin keineswegs nur um den humanen Aspekt der sogenannten Organspende



Organtransplantation, Transportbox

geht, sondern auch um ein handfestes Geschäft, im Übrigen auf der Basis einer vorsätzlichen Täuschung. Denn die „Spender“ sind weder tot noch Spender, soweit sie keinen Organspenderausweis unterschrieben haben. Wenn Angehörige ihre Zustimmung geben, spenden sie etwas, das ihnen nicht gehört.

RICHARD FUCHS, DÜSSELDORF

Es erinnert mich an das Drückergebahren über Verkäufer an der Haustür, wenn die Krankenkassen offizielle Formulare der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung an ihre Mitglieder versenden, den Organspendeausweis. Das von mir so empfundene Täuschungsmanöver bestätigt leider meine große Skepsis gegenüber der Organspende in der BRD.

REGINA WINSMANN, WEDEMARK (NIEDERS.)

Korrekturen

zu Heft 13/2012

Seite 117, „Falscher Abschied“: Die vermeintlich letzten Worte „Wehe mir, ich glaube, ich habe mich beschissen“ wurden nicht dem römischen Kaiser Tiberius zugeschrieben, sondern Kaiser Claudius.

zu Heft 14/2012

Seite 54, „it(wert1==wert2){“: Die in der Überschrift und später auch im Text genannte Anweisung muss mit if anstelle von it beginnen.

*Was macht Badischen Wein
so einzigartig?*



Natalie Henninger · Badische Weinkönigin 2011/12



Exklusive Gewinnspielpreise –
jetzt Fan werden und mitmachen!

Er ist der perfekte Begleiter zu frischem Spargel!

Endlich Frühling! Zusammen mit den warmen Temperaturen hält die Lust auf leichte Gerichte Einzug in die Küche – und natürlich die Lust auf Spargel. Und zum berühmten badischen Spargel passt nichts besser als frischer, spritziger oder eleganter Weißwein aus Baden! Alle, die sich schon jetzt auf das „königliche Gemüse“ freuen, können sich auf unserer Webseite, über unsere Apps oder beim Schmökern in unserer kostenlosen Broschüre richtig Appetit holen. Viel Spaß beim Nachkochen und beim Genuss Badischer Weine wünschen Ihnen die badischen Winzer und Winzergenossenschaften.



www.badischerwein.de



BADISCHER WEIN
Von der Sonne verwöhnt

Nr. 14/2012, Der Versuch, mit Mathematik Menschen zusammenzubringen

Werk des Zufalls

Kostenpflichtige Partnerbörsen im Internet haben oft den Nachteil, dass sich die Nutzungsverträge automatisch verlängern. Auch ich habe meine Partnerin über das Internet kennengelernt, allerdings in einer kostenlosen Single-Börse, ganz ohne Fragebögen, Liebesformel und Psychotests.

FRANK SCHULZE, HAMBURG

Nach knapp zwei Jahren Parship komme ich zu folgendem Resümee: Auch noch so ausgeklügelte Charakterformeln ändern nichts daran, dass alles ein Werk des Zufalls bleibt. Der emotionale Einsatz ist hoch, das Ergebnis oft enttäuschend. Bei Parship muss Mann – erst recht, wenn er der Generation 60plus angehört – stark bleiben.

RAINER RUTZ, MÜNCHEN

Das größte Problem vieler Menschen ist, dass sie zu hohe Ansprüche an einen etwaigen Partner stellen. Die Verweige-



JÖRG MÜLLER / AG. FOCUS / DER SPIEGEL

Diagramm aktiver Parship-User

rung, Menschen näher kennenzulernen, die nicht den Wunschvorstellungen entsprechen, hat vielleicht zur Folge, dass es keinen zweiten Blick „hinter die Kulissen“ gibt. Dieser würde aber vielleicht doch einen Menschen enthüllen, mit dem man sein Leben verbringen möchte.

FRAUKE SCHÖNHOF, BOCHUM

Nr. 14/2012, Teuer und gefährlich – die Schattenseiten des Yoga-Booms

Ganz ohne Klangschalen

Zwar habe ich Yoga selbst nie betrieben, aber ich habe einen Arbeitskollegen, der angibt, durch regelmäßiges Yoga keine Rückenbeschwerden mehr zu haben. Wahrscheinlich ist es so, dass man mit Yoga gesundheitlichen Problemen besser begegnen kann, als die Pharma-Industrie (und der SPIEGEL) es zugeben will. Wieso sollten die Krankenkassen nicht auf diese Weise in die Gesundheit ihrer Versicherten investieren?

GORDINA STECKERT, KÖLN

Ganz ohne die von Ihnen thematisierten „Kopfstandhocker“ und „Klangschalen“ besuchen wir seit mehreren Jahren mit großem persönlichen Gewinn unseren „Yogakurs für den gesunden Rücken“. Wir wagen zu behaupten, dass durch diesen Yoga-Kurs und die davon ins tägliche Leben übernommenen Anregungen auf Dauer weniger Besuche beim Orthopäden und Bitten um die rar gewordene Verschreibung von Krankengymnastik und Massage nötig sind.

BEATE ERDMANN UND IDA PANKRAZ, BONN

Als Entspannungsmethode wäre Autogenes Training tatsächlich einfacher und billiger. Yoga kann aber durchaus körperlich und psychisch wirksame Prävention beinhalten. Dazu müsste berücksichtigt werden, dass Menschen in der westlichen Kultur anders sozialisiert werden als in Indien. Deswegen sollte Yoga hier in der Regel mit psychologischer Selbsterfahrung ergänzt werden, anstatt solche ersetzen zu wollen. Leider handelt es sich oft wirklich nur um indische Folklore. Die westliche Yoga-Szene scheint weniger auf Qualität als auf Quantität zu setzen.

DR. BRIGITTE HALEWITSCH, KÖLN
YOGA-LEHRERIN

Nr. 14/2012, Warum es falsch ist, aus unseren Kindern Streber zu machen

Im Takt des Zeitkorsetts

Der Artikel trifft unsere Situation genau. Nichts ist „unserem“ Schulalltag ferner als Gelassenheit. Kinder, Eltern und Lehrer sind gehetzt, gestresst und nie mit der Arbeit fertig. Jedes Vertiefen, Ausprobieren, jede Hingabe an ein Thema bringt „unser“ Zeitkorsett aus dem Takt. Angesichts des immer offensichtlicher werdenden Wahnsinns entscheiden „wir“ uns immer häufiger für die frische Luft anstelle des Schreibtischs.

KATHRIN UND ELMAR KRASKA, DUISBURG

Nach einem Schlüsselerlebnis muss ich nicht mehr büffeln: Ein Bekannter sagte mir, es sei doch normal, dass mein Sohn, 11, keine Verantwortung für die Schule übernehmen wolle. Ein paar Tage grübel-

te ich, dann sagte ich meinem Sohn: „Kümmere dich in Zukunft selbst um deine Schulsachen, wenn du Hilfe brauchst, bin ich da!“ Das funktioniert seit drei Monaten, seine Noten haben sich nicht verän-



THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK

Junge Gymnasiasten

dert. Er schreibt Dreien und Vieren, das ist total okay, so fällt er nicht durch und schafft das Abi. Was will ich denn mehr von ihm?

SANDRA CAPRARELLA, STUTTGART

Wer heutzutage in der letzten Reihe sitzt, schwätzt, hinter dem Heft mit dem Handy spielt und sich sonst nicht am Unterricht beteiligen mag, bekommt bei den meisten Lehrern noch eine Vier. Vier, das heißt wörtlich „ausreichend“ und gilt als bestanden. Mit Strebertum und chinesischen Verhältnissen hat die Realität an deutschen Schulen nichts zu tun.

MICHAEL KIND-LUNDT, GUMMERSBACH (NRW)
SCHÜLER

Dieser Artikel hetzt die Gesellschaft gegen Schüler auf, die gern mehr für den Unterricht tun. Es irritiert mich, wie Eltern, deren Kinder lieber „Musik hören oder Fußball spielen oder einfach gar nichts tun“, die Schüler, die freiwillig ihre Zeit in Schulaufgaben stecken, nicht respektieren und diese lieber als Produkt ehrgeiziger Mittelschichtler darstellen. Solche Diskriminierung wird von diesen Eltern an ihre Kinder weitergegeben.

A. ORBEN, FRANKFURT AM MAIN
SCHÜLERIN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de



Aus der SPIEGEL-Redaktion

Geschichte und Politik, Kultur und Religion – zu diesen Themen hat der SPIEGEL im vergangenen Jahr große Wissenstests veröffentlicht, die Taschenbuchreihe „Wie gut ist Ihre Allgemeinbildung?“ fand Hunderttausende Leser. Auf all die schweren Stoffe folgt nun ein Test zum Thema Fußball, der unwichtigsten Hauptsache der Welt. Das Buch enthält 150 Fragen zu bekannten Ereignissen, berühmten Spielern und mancher Skurrilität, dazu Interviews mit den Stürmern Uwe Seeler und Mario Gomez. Es erscheint am 19. April.

SERIE

Umdenken bei der Geldanlage

Renditechancen und Sicherheit sind heute viel breiter über Regionen und Anlageklassen verteilt. Mehr denn je gilt: Die Mischung im Depot macht's.

Die tief greifenden Verschiebungen in der globalen Wachstumsdynamik und die Folgen der Finanz- und Staatsschuldenkrise erfordern ein deutliches Umdenken bei der Geldanlage. Was einmal als sicher galt, ist es heute nicht mehr unbedingt. Doch es gibt attraktive Alternativen.

Neue Möglichkeiten erkennen

Wachstumsorientierte Anleger erhalten mit Aktien aus Schwellenländern Zugriff auf langfristiges Kapitalwachstum. Regierungen und Unternehmen dieser Länder zeichnen sich zudem verstärkt durch Verlässlichkeit aus. Sie bieten Anlegern heute echte Alternativen zu den vermeintlich sicheren Anleihen entwickelter Staaten: Deren rund zweiprozentige Rendite wird von der Inflation aufgeessen. Dagegen lassen sich mit Anleihen aus Asien und den Schwellenländern durchschnittlich sechs Prozent erzielen.

Dividendenwerte und Unternehmensanleihen weiterhin attraktiv

Doch Vorsicht: Wer den entwickelten Märkten zu sehr den Rücken kehrt, bringt sich schnell um stabile Erträge oberhalb der Inflationsrate. Viele Unternehmen können robuste Bilanzen vorweisen, während die öffentlichen Haushalte in Europa, den USA und Japan mit ihrer hohen Schuldenlast kämpfen und die Zinsen dort über Jahre auf niedrigem Niveau verharren werden. Anleger sollten daher auf gut geführte Unternehmen setzen statt auf Staatsanleihen zweifelhafter Qualität. Dank stabiler Geschäftsmodelle und kluger Investitionsstrategien können zahlreiche Unternehmen Dividenden erhöhen und



Foto: iStockphoto

Für wachstumsorientierte Anleger: Umdenken lohnt sich

Anlegern obendrein die Aussicht auf Kapitalzuwachs bieten. Dividendenausüttungen der Unternehmen im MSCI Europe Index von im Schnitt 4,3 Prozent

„Ein Mix aus Unternehmensanleihen und Aktienfonds qualitativ hochwertiger Unternehmen mit starken Bilanzen – aus Industrie- und Schwellenländern – bietet langfristig gute Perspektiven.“

Dr. Christian Wrede, Geschäftsführer von Fidelity Worldwide Investment in Deutschland

in diesem Jahr bieten eine hervorragende Alternative zu Erträgen aus Staatsanleihen. Dabei sind europäische Aktien derzeit so niedrig bewertet und entsprechend güns-

tig zu haben wie zuletzt 2008. Anleihen europäischer Unternehmen mit robusten oder verbesserten Kreditratings bieten ebenfalls ein stabiles, regelmäßiges Einkommen bei einem attraktiven Risiko-Chancen-Verhältnis.

Fidelity Worldwide Investment ist als Fondsgesellschaft mit jahrzehntelanger weltweiter Anlageerfahrung ein starker Partner für Ihre Geldanlage. Als Unternehmen in Privatbesitz, das unabhängig von Interessen Dritter ist, prüft Fidelity jede Investmentidee zuerst mit eigenem Geld. Nur wenn das Konzept für den Anleger funktioniert, wird das Anlageprodukt am Markt angeboten. Weitere Informationen zur Optimierung Ihrer Geldanlage erhalten Sie unter:

www.fidelity.de/zeit-umzudenken

Portfolioplaner

Smartphone-User kommen direkt über den QR-Code auf die Fidelity Seite



Die lohnt sich doppelt: **25 % Rabatt.** **100 % Ökostrom.**



**Alle Infos
unter:**

[www.bahn.de/
bahncardgruen](http://www.bahn.de/bahncardgruen)

Verlängert sich ohne rechtzeitige Kündigung automatisch um ein Jahr (BahnCard 25-Abo mit 100% Ökostrom).

**Jetzt noch umweltfreundlicher reisen.
4 Monate testen. 25 % sparen. Nur 29 Euro.**

Seien Sie dabei: Reisen Sie mit 100% Strom aus erneuerbaren Energien quer durch Deutschland. Und so funktioniert's: Die Menge an Energie, die Sie auf Ihren Fahrten im Fernverkehr durchschnittlich verbrauchen, wird von uns als Ökostrom eingekauft und ins Bahn-Stromnetz eingespeist. Bis 30.6.2012 überall, wo es Fahrkarten gibt, und auf www.bahn.de.

Die Bahn macht mobil.

Salzstock Gorleben

ATOMMÜLL

Einigung über Endlagersgespräche

Die Verhandlungen über ein Gesetz zur Endlagersuche stehen anscheinend vor einem Durchbruch. Nach wochenlangem Ringen haben sich Vertreter von Regierung und Opposition auf den 24. April als Termin für ein Spitzengespräch zum sogenannten Standortauswahlgesetz geeinigt. An dem Treffen sollen unter anderem Bundesum-

weltminister Norbert Röttgen (CDU), die Ministerpräsidenten von Niedersachsen und Baden-Württemberg, David McAllister (CDU) und Winfried Kretschmann (Grüne), teilnehmen sowie SPD-Chef Sigmar Gabriel und der Grünen-Fraktionschef im Bundestag Jürgen Trittin. Bund und Länder beraten seit fünf Monaten über ein Gesetz,

das nach Jahre dauerndem Streit eine Grundlage für eine geordnete Suche nach einem Atomendlager bieten soll. Ein ursprünglich für den 11. März geplantes Treffen war wegen Unstimmigkeiten geplatzt. Umstritten ist vor allem, ob und wie der Salzstock Gorleben mit anderen potentiellen Standorten verglichen werden soll. Jetzt rechnet Röttgen offenbar mit einer Einigung. „Ziel ist es, den jahrzehntelangen Kampf um diese Frage endlich zu beenden und bis zum Sommer ein Rahmengesetz über die einzelnen Verfahrensschritte zu beschließen“, sagt er.

DANIEL ROSENTHAL / LAIF

RECHTSTERRORISMUS

Zwei Männer auf Fahrrädern

Bayerische Ermittler waren den Terroristen des „Nationalsozialistisches Untergrunds“ (NSU) offenbar dichter auf der Spur als bislang bekannt. Wie aus einem vertraulichen Bericht der Sonderkommission „Bosporus“ hervorgeht, war den Fahndern bereits früh ein außergewöhnliches Muster im Verhalten der Täter aufgefallen: In vier von neun Mordfällen der sogenannten Ceska-Serie hatten Zeugen jeweils zwei Männer auf Fahrrädern beobachtet, die sich in Tatortnähe aufhielten. Die detaillierten Personenbeschreibungen passen teilweise exakt auf die NSU-Mitglieder Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos, die im November nach einem Banküberfall in Eisenach erschossen gefunden wurden. Das verdächtige Radfahrer-Duo war dem Ermittlungsbericht zufolge zuerst im September 2000 gesichtet worden, als in Nürnberg ein türkischer Blumenhändler ermordet wurde. Dann tauchte es 2001 (München), 2005 (Nürnberg) und 2006 (Dortmund) an Tatorten auf. Überdies hatte die bayerische Polizei eine mögliche Verbindung der Mord-

serie mit einem Sprengstoffanschlag des NSU in Köln untersucht, bei dem im Juni 2004 22 Menschen teils lebensgefährlich verletzt wurden: Auch hier waren zwei Männer mit Mountainbikes gesehen und von einer Videokamera gefilmt worden. Die Ermittler zeigten einer Zeugin des dritten Nürnberger Mordes die Aufnahmen: Die Frau erkannte Ähnlichkeiten zwi-



Fahndungsfoto nach Kölner Anschlag 2004

POLIZEI KÖLN / DPA

schen den Radfahrern. In ihrem Bericht fasste die Soko „Bosporus“ im Mai 2008 zusammen: „Aufgrund der Opferauswahl (Türken)“ und „der Verwendung von Fahrrädern“ könne „ein Zusammenhang nicht ausgeschlossen werden“. Sogar im Fall der 2007 in Heilbronn ermordeten Polizistin Michèle Kiesewetter gab es Hinweise auf verdächtige Radler: Gleisarbeiter der Bahn hatten damals zwei Mountainbike-Fahrer beobachtet, die in unmittelbarer Nähe des Tatorts miteinander diskutierten. Wenig später seien Schüsse gefallen. Warum der Radfahrer-Spur letztlich keine größere Bedeutung beigemessen wurde, ist unklar.

Ein weiteres potentielles Opfer des braunen Terrorkommandos war offenbar der CSU-Politiker Hans-Peter Uhl. Durch einen Anruf des Bundeskriminalamts erfuhr der Bundestagsabgeordnete nach dem Tod der Terroristen, dass Mundlos und Böhnhardt ihn offenbar bereits ausgespäht hatten. „Sehr gute Lage, Zugang im Garten“, hatten sie auf einer Liste notiert. Uhls Wahlkreisbüro gehört zu einer Reihe von Adressen von Prominenten, Vereinen und Politikern, die Ermittler am Wohnsitz der Terrortruppe in der Zwickauer Frühlingsstraße fanden und die sie für eine mögliche Todesliste halten.

LUFTFAHRT

Entschädigung gleich ausbezahlen

Die Zahl der Bußgeldverfahren gegen Fluggesellschaften wegen verspäteter oder annullierter Flüge steigt sprunghaft an. Im vergangenen Jahr ermittelte das Luftfahrtbundesamt (LBA) bei 1787 Beschwerden von Passagieren. Sie hatten insbesondere darüber geklagt, dass ihnen die Airlines den bei Verspätungen ab drei Stunden zustehenden Ausgleich von mindestens 250 Euro nicht auszahlten. In 161 Fällen verhängte das LBA

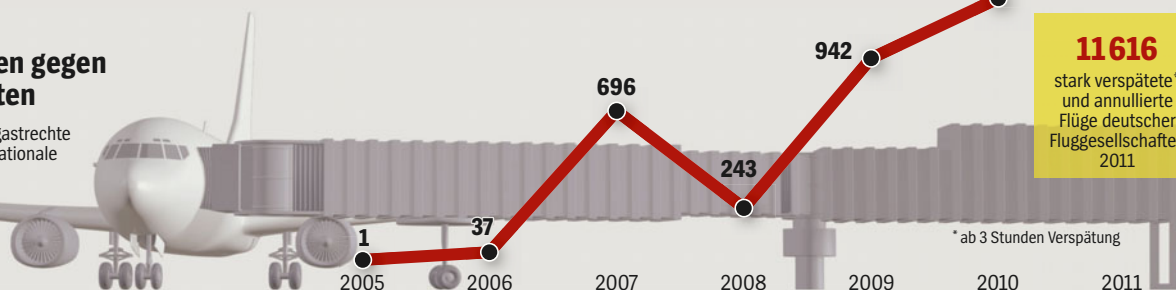
ein Bußgeld, das bis zu 25 000 Euro betrug. Insgesamt über 2,3 Millionen Euro mussten die Airlines seit Einführung neuer Fluggastrechte im Jahr 2005 zahlen. „Trotzdem kontrolliert die Bundesregierung immer noch nicht ausreichend die Durchsetzung der Fluggastrechte“, kritisiert der Grünen-Abgeordnete Markus Tressel, der eine parlamentarische Anfrage zu diesem Thema im Bundestag gestellt hatte. Weigert sich die Air-

line, kann der Passagier zwar beim LBA einen Verstoß anmelden, die Ausgleichszahlung muss er aber vor Gericht erstreiten. Neuerdings gibt es sogar eigene Service-Unternehmen wie EUclaim, die anbieten, die Ansprüche für die Passagiere einzufordern. „Die Regierung muss die Airlines endlich zwingen, eine Schlichtungsstelle zu akzeptieren“, sagt Tressel. Das Bundesverkehrsministerium bestätigte dem Parlamentarier indes, was viele Passagiere nicht wissen: Die Airlines müssen die Entschädigung noch am Flughafen auszahlen.

Bußgeldverfahren gegen Fluggesellschaften

seit Einführung neuer Fluggastrechte 2005, deutsche und internationale Fluggesellschaften

Quelle: Bundesverkehrsministerium, EUclaim



FINANZPOLITIK

Steuern runter, Schulden rauf?

Die steigende finanzielle Last der Bundesbürger hat die Debatte über die Steuerpolitik neu angefacht. Führende Unionspolitiker warnten SPD und Grüne davor, die von der Koalition geplanten Steuerensenkungen zu verhindern. „Wenn die SPD die Entlastung der Bürger im Bundesrat blockiert,

wird sie sich im Wahlkampf dafür verantworten müssen“, sagt CSU-Generalsekretär Alexander Dobrindt. Ähnlich äußerte sich Unionsfraktionsvize Michael Meister (CDU): „Die Koalition hat ihre Hausaufgaben gemacht, jetzt sind andere gefordert, ihren Beitrag zur Entlastung der Arbeitnehmer zu leisten.“ Die schwarz-gelbe Koalition hatte Ende März ein Gesetz im Bundestag verabschiedet, mit dem die sogenannte kalte Progression abgemildert werden soll. Diese ist dafür verantwortlich, dass Arbeitnehmer von Lohnerhöhungen real vielfach nicht

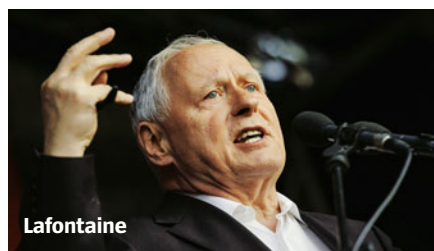
profitieren. SPD und Grüne wollen das Gesetz im Bundesrat ablehnen. „Wir bleiben bei unserem Nein, weil die Koalition die falschen Prioritäten setzt“, sagt die finanzpolitische Sprecherin der SPD-Bundestagsfraktion, Nicolette Kressl. Schuldenabbau und Bildungsinvestitionen hätten Vorrang vor einer Entlastung der Bürger. „Solange der Bundeshaushalt ein riesiges Defizit aufweist, können wir uns Mindereinnahmen nicht leisten“, sagt auch Grünen-Finanzexperte Gerhard Schick. Zudem seien die schwarz-gelben Reformpläne „sozial ungerecht“.

LINKE

Die Wut wächst

Nach dem Rücktritt der Vorsitzenden Gesine Löttsch wächst in der Linken die Wut über das Schweigen von Oskar Lafontaine. Der saarländische Fraktionschef will erst nach der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen am 13. Mai erklären, ob er im Juni wieder für den Vorsitz der Linken kandidieren wird. Die Vize-Vorsitzende Katja Kipping kritisierte das in einer Telefonkonferenz der linken Landeschefs

als falsche Strategie. Im Hinblick auf die Wahlkämpfe müsse zügig geklärt werden, mit wem die Partei in die Zukunft gehen wolle. Auch der Landesvorsitzende von Mecklenburg-Vorpommern, Steffen Bockhahn, hält die Ab-



Lafontaine

hängigkeit von Lafontaines Entscheidung für fatal: „Eine Partei muss dafür sorgen, dass sie eigenständig agiert und nicht darauf wartet, was einer sagt.“ Bockhahn wendet sich gegen eine Rückkehr Lafontaines: „Wir brauchen keinen Erlöser.“ Die Linke solle „jetzt schon an übermorgen denken“ und sich „auf etwas jüngere Leute konzentrieren“. Matthias Höhn, Landeschef in Sachsen-Anhalt, fordert ein Ende des „Wettrennens um den spaßigsten Personalvorschlag“. Eine solide Vorbereitung des Bundesparteitags Anfang Juni in Göttingen sehe anders aus.



Verteilung von Gratis-Koranen an einem Stand in Offenbach

SALAFISTEN

Dubiose Finanzströme

Verfassungsschützer rätseln über die Finanzierung der umstrittenen Aktion salafistischer Prediger, die kostenlose Korane in deutschen Innenstädten verteilen. „Ich gehe davon aus, dass es externe Geldgeber gibt“, sagt Hans-Werner Wargel, Chef des niedersächsischen Landesamts für Verfassungsschutz. Die als extremistisch eingestufte salafistische Vereinigung „Die wahre Religion“ ließ bei der Ulmer Druckerei Ebner & Spiegel in sechs Tranchen insgesamt 300 000 Exemplare des Korans in deutscher Sprache drucken. Die Kosten in Höhe von rund 300 000 Euro überwiesen die Salafisten vorab. Mögliche Geldgeber für das Projekt vermutet der niedersächsische Verfassungsschutz in Saudi-Arabien oder Katar. „Wir haben Erkenntnisse“, so Wargel,

„dass in der Vergangenheit Geldströme von der Arabischen Halbinsel an das salafistische Netzwerk in Deutschland geflossen sind.“ Laut der Vereinigung werden die Kosten durch den Verkauf von Koranen an Muslime und Spenden finanziert.

ZAHL DER WOCHE

Etwas **500 000** Bibeln

der Deutschen Bibelgesellschaft wurden laut United Bible Societies in deutscher Sprache 2010 verkauft oder verschenkt. Nicht nur Privatpersonen erhalten die Heilige Schrift, sondern auch Hotels, Kreuzfahrtschiffe, Altersheime, Schulen oder Krankenhäuser nehmen die Bibeln ab.

PLAGIATE

Ohne Dr. kein Prof.

Der FDP-Politikerin und Unternehmerin Margarita Mathiopoulos droht der Verlust ihrer beiden Honorarprofessuren. Grund ist die anstehende Entscheidung des Bonner Fakultätsrats, der diese Woche klären soll, ob die Politikerin in ihrer Doktorarbeit plagiiert hat oder nicht. Darüber wird seit mehr als 20 Jahren gestritten. 1986 hatte Mathiopoulos an der Philosophischen Fakultät Bonn über den „Vergleich des politi-

schen Denkens in den USA und Europa“ promoviert. Der Promotionsausschuss hat bereits empfohlen, den Titel zu entziehen. Die Technische Universität Braunschweig will eine bestehende Honorarprofessur widerrufen, falls die Universität Bonn Mathiopoulos den Doktorgrad rechtskräftig anerkennen sollte. Das gleiche Vorgehen hat die Universität Potsdam angedeutet. Eine Sprecherin der TU Braunschweig erklärte, die Hochschule bestelle „nur solche Personen zu Honorarprofessorinnen oder Honorarprofessoren, die nach ihren wissenschaftlichen Leistungen den Anforderungen genügen“.

**DAS ALTER VON
HERRN WANNINGER WAR
KEIN HINDERNIS.**

**SEINE
ERFAHRUNG
EIN GUTER GRUND.**



Viele ältere Arbeitnehmer verfügen über Kompetenzen, die in zahlreichen Branchen gebraucht werden: z.B. ausgezeichnetes Fachwissen, Improvisationstalent oder Erfahrung im Umgang mit Kunden. Lassen Sie davon auch Ihr Unternehmen profitieren. Der gemeinsame Arbeitgeber-Service der Agenturen für Arbeit und Jobcenter unterstützt Betriebe, die nach engagierten Arbeitskräften suchen. Wir beraten Sie bei der Bewerberauswahl und informieren Sie auch über entsprechende Fördermöglichkeiten.

ERFAHRENE ARBEITSKRÄFTE FINDEN:

WWW.JOBCENTER-ICHBINGUT.DE

jobcenter



Pferderennsport-Veranstaltung im Watt vor Cuxhaven

JOERG SARRACH

GLÜCKSSPIEL

FDP lenkt ein

Die Freien Demokraten geben ihren Widerstand gegen einen neuen Glücksspielstaatsvertrag der Länder auf. Bislang hatten die Liberalen stets kritisiert, die Vereinbarung, die zum 1. Juli in

Kraft treten soll, sei nicht europarechtskonform und zu restriktiv für die Sportwettenanbieter. In mehreren Ländern drohte deshalb eine Ratifizierung an einem Veto der Liberalen zu scheitern. Nun aber kündigt etwa der niedersächsische FDP-Fraktionsvorsitzende Christian Dürr an: „Wir stimmen zu.“ Auch die Freien Demokraten in Bayern wollen das Vorhaben nicht weiter behindern. In Hessen wird ebenfalls eine Zu-

stimmung erwartet. Dürr begründet den Umschwung damit, dass die EU-Kommission in einem Schreiben anders als erwartet keine grundlegenden Bedenken gegen den Vertrag geäußert habe. In der Partei heißt es aber auch, die Entscheidung sei eine Kompensation dafür, dass sich die CDU in Niedersachsen, wie von den Liberalen gewünscht, gegen eine Transfergesellschaft für die Schlecker-Mitarbeiter ausgesprochen habe.

ORDEN

Ehrt Gauck Klarsfeld?

Bundespräsident Joachim Gauck bekommt einen heiklen Fall auf den Tisch – die Ordensangelegenheit Beate Klarsfeld. Er wird dazu gedrängt, seiner Gegenkandidatin und weltweit anerkannten Nazi-Jägerin das Bundesverdienstkreuz zu verleihen. Entsprechende Schreiben der Linkspartei und des Initiativkreises Deportationsausstellung Bielefeld sind im Bundespräsidialamt eingetroffen. Außerdem befürwortet auch das Land Berlin weiterhin den Vorschlag, Klarsfeld zu ehren. Gaucks Behörde versucht, den Vorgang auf dem Amtsweg zu erledigen. Sie bestreitet, dass Berlin für die Beurteilung der „Ordenswürdigkeit“ zuständig sei. Nach Ansicht des Präsidialamts ist für die in Paris lebende Klarsfeld das Auswärtige Amt verantwortlich, das bereits mehrmals gegen die Auszeichnung votiert hat. Klarsfeld ist im Besitz eines deutschen Reisepasses. Außerdem hat sie einen Personalausweis vom Einwohneramt der Hauptstadt mit heimischer Adresse. Deshalb reklamiert Berlin die Prüfungskompetenz für sich. Eine Ehrung war schon etliche Male abgelehnt worden, offenbar weil Klarsfeld 1968 Kanzler Kurt Georg Kiesinger wegen dessen NSDAP-Mitgliedschaft geohrfeigt hatte. Aus dem Präsidialamt heißt es nun, Gauck werde sich persönlich eine Meinung bilden und „zu gegebener Zeit“ entscheiden.

NORDRHEIN-WESTFALEN

Sprechblase geplatzt

Die Wahlkämpferinnen Hannelore Kraft (SPD) und Sylvia Löhrmann (Grüne) müssen ihre vielbeschworene Frauenfreundschaft einer Belastungsprobe unterziehen. Anlass ist eine Plakatidee der Grünen, die der Regierungschefin Kraft zu weit geht. Das vergangene Woche präsentierte Wahlplakat zeigt die beiden Frauen auf grünem Grund mit der Überschrift „Schön, wenn Frauen wieder den Haushalt machen – Grün macht den Unterschied“. Eine knallige Sprechblase legt Kraft eine Zweitstimmenkampagne für die Grünen in den Mund. Das Plakat musste auf ihr Betreiben hin eingestampft und ohne Sprechblase neu gedruckt werden. Die beiden Frauen regieren Nordrhein-Westfalen und wollen das Bündnis auch nach der Neuwahl am 13. Mai fortsetzen. Bis dahin gehen sie vorerst als Rivalinnen auf Stimmenfang.



Wahlplakat mit strittiger Sprechblase

VORRATSDATEN

Frostige Zeiten

Kurz vor Ablauf der ultimativen EU-Aufforderung, die Richtlinie zur sogenannten Vorratsdatenspeicherung umzusetzen, steuert der Dauerkonflikt zwischen FDP und Union auf eine Eskalation zu. Obwohl Bundeskanzlerin Angela Merkel die Hauptkontrahenten Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) und Hans-Peter Friedrich (CSU) Ende März ermahnt hatte, sich zu verständigen, bleiben die Fronten verhärtet. Die Justizministerin hatte nach dem Gespräch mit der Kanzlerin ihren Alternativvorschlag eines sogenannten Quick-Freeze-Modells zur Abstimmung an die beteiligten Ministerien geschickt. Danach sollen vorhandene Telefonverbindungsdaten nur in konkreten Verdachtsfällen aufbewahrt werden. Für Internetdaten schlägt sie eine anlasslose Speicherung vor, allerdings lediglich für eine Woche. Minister Friedrich bleibt demgegenüber bei seiner Auffassung, dass dieses Modell nicht den Vorgaben der EU-Richtlinie entspreche und deshalb auch nicht das drohende Verfahren vor dem Europäischen Gerichtshof verhindern könne. Dafür sei eine anlasslose, sechsmonatige Speicherung aller Verbindungsdaten notwendig. Vor diesem Hintergrund dürften Union und FDP nur schwer noch vor Ablauf der Frist aus Brüssel zu einem gemeinsamen Ergebnis kommen.



Marc O'Polo

VISIT OUR ONLINE SHOP WWW.MARC-O-POLO.COM



Treffen der Jungen Piraten in Berlin: Sie treibt keine Idee an, sondern der Glaube an die Macht der Technik

GORDON WELTERS / STERN / LAIF

PARTEIEN

Aufstand der Autoren

Bislang schien der Aufstieg der Piratenpartei unaufhaltsam, nun formiert sich Widerstand. Künstler und Intellektuelle erklären ihren Protest gegen den laxen Umgang mit geistigem Eigentum. Die Piraten haben Mühe, Antworten zu finden.

Wenn es um revolutionäre Bewegungen geht, ist Hans Magnus Enzensberger, 82, ein idealer Auskunftgeber. Der Essayist, Dichter und Schriftsteller war zunächst als Teilnehmer, dann als Zaungast und Chronist bei jedem politischen Aufbruch dabei, der in den vergangenen fünf Jahrzehnten in die Zukunft führen sollte.

Er hat an der Wiege der 68er gestanden, da war er noch Marxist. Er hat mit den Sozialdemokraten gefiebert, als es gegen Franz Josef Strauß und später gegen Helmut Kohl ging. Und natürlich hat

er den Grünen die Daumen gedrückt, bei ihrem Marsch durch die Parlamente.

Am Donnerstag vergangener Woche packt er in seiner Wohnung in München seinen Koffer. Am folgenden Tag wird er in Belfast erwartet, wo sein Oratorium „Untergang der Titanic“ zur Aufführung kommt; aber bevor er sich auf den Weg macht, will er doch noch ein paar Worte zur Piratenpartei sagen, der neuen Hoffnung am politischen Firmament.

„Politisch? Nein, politisch ist da eine Leerstelle“, knurrt Enzensberger durchs Telefon. „Revolutionär ist da erst recht

nichts. Es ist sogar überraschend spießbürgerlich. Wie bei unseren Großeltern, die sich gefreut haben, wenn es was umsonst gab.“

Pause. Kurzes Gegrummel. Dann noch zwei Sätze, bevor es wieder ans Packen geht.

„Ich frag mich, warum die nicht zum Bäcker gehen und da sagen, dass sie lieber nicht bezahlen wollen. Warum muss das immer gegen uns Autoren gehen?“

Die Piratenpartei hat in ihrer kurzen Karriere schon einige bemerkenswerte Rekorde aufgestellt. Keine andere Partei

hat in so kurzer Zeit einen so steilen Höhenflug erlebt, seit der Berlin-Wahl im September vergangenen Jahres marschierten sie in den Umfragen auf jetzt 13 Prozent. Keine andere Partei hat mehr Zulauf. 25 000 Mitglieder meldete die Parteiführung vergangene Woche, damit ist die junge Formation schon jetzt fast halb so groß wie die 32 Jahre alte Partei der Grünen. Nun kommt eine weitere Premiere hinzu: Die Piraten sind die erste Partei links der Mitte, die einen Gutteil der Intellektuellen nicht für, sondern gegen sich hat.

Wenn es um die gute Sache geht, den Einsatz für mehr Demokratie und Gerechtigkeit, dann ist auf die Künstler eigentlich immer Verlass. Seit Günter Grass vor 40 Jahren für Willy Brandt und die SPD trommelte, versammelt sich das intellektuelle Deutschland auf der Seite des Fortschritts. Im Zweifel links zu sein gehört in diesem Milieu zum guten Ton; an der Spitze des Zeitgeists zu marschieren gilt hier als innere Verpflichtung.

Im Fall der Piraten ist die Liebe erkalte, bevor sie richtig beginnen konnte. Reihenweise melden sich in diesen Tagen Künstler zu Wort, die ihr Unbehagen über die Forderungen der Bewegung nach Freigabe aller digitalen Inhalte äußern. Seit der Musiker und Autor Sven Regener vor fast vier Wochen im Bayerischen Rundfunk seinem Ärger freien Lauf ließ, reißt der Protest nicht mehr ab.

Es ist eine breite Allianz, die in verschiedenen Medien zusammenkommt, sie versammelt bekannte Namen wie die Regisseurin Doris Dörrie, den Hanser-Verleger Michael Krüger, die Autorin Julia Franck. „Ich glaube, ich muss euch Piraten dringend mal ein paar Dinge erklären. Vieles, was du sagst, ist hart gefährliches Halbwissen“, sagt der Musiker Jan Delay im SPIEGEL-Streitgespräch mit dem Piraten Christopher Lauer (siehe Seite 116).

Es hat ein wenig gedauert, bis sich der Widerstand formierte. Mehr Demokratie zu wagen ist ein Versprechen, das bei Vertretern der Geisteswelt immer auf Zustimmung stößt. Aber je genauer die Autoren und Künstler hinsehen, desto weniger gefällt ihnen das, was sie entdecken.

Mit dem Aufstieg der Piratenpartei hat auch ihre Kernforderung nach einer Reform des Urheberrechts Konjunktur. Was sie dazu an Ideen formulieren, berührt die Existenzgrundlage vieler Künstler. So wollen die Piraten das Recht auf die „nichtkommerzielle Vervielfältigung“ festschreiben. Künftig wären nur noch Unternehmungen verboten, die mit dem illegalen Angebot von Musik, Büchern oder Filmen im Internet ihr Geschäft betreiben. Das Kopieren und Downloaden urheberrechtlich geschützter Inhalte hingegen wäre erlaubt.

Vielen Kreativen, die sich im linken Lager beheimatet fühlen, fällt beim zweiten Blick auch auf, dass die Erfolge der Piraten zu Lasten von Grünen und Sozialdemokraten gehen. In Nordrhein-Westfalen muss Hannelore Kraft schon um den Sieg fürchten. Dass die SPD als stärkste Partei durchs Ziel gehen wird, scheint ausgemacht, ob es am Ende für Rot-Grün reichen wird, ist hingegen wieder fraglich.

Auch im Bund könnten sich die Gewichte verschieben. Sollten die Piraten den Sprung in den Bundestag schaffen, wird es für die Sozialdemokraten schwer, eine Regierungsmehrheit gegen die Union zusammenzubekommen. „Natürlich freuen wir uns über den Erfolg der Piraten. Man darf es nur nicht laut sagen“, sagt ein enger Gefolgsmann der Kanzlerin.

Der Aufstand der Autoren bringt die Piratenpartei in eine schwierige Lage. Musiker und Schriftsteller sind einflussreiche Leute. Wer wortgewaltige Intellektuelle auf seiner Seite hat, besitzt im politischen Meinungskampf einen Vorteil.

Die Piraten müssen nun sogar mit dem Vorwurf leben, die Axt an die deutsche Kulturnation zu legen.

Zum ersten Mal steht die Partei einem harten Kontrahenten gegenüber, der nicht im Verdacht steht, Parteipolitik zu betreiben. Die Künstler fordern die Piraten auf, eine Lösung anzubieten, wie Kreative Geld verdienen können, wenn ihre Werke im Internet von anderen kostenlos bereitgestellt werden.

Doch genau dazu sind die Piraten nicht in der Lage, und das nicht nur, weil ihr Programm so lückenhaft ist. Das Prinzip der radikalen Basisdemokratie führt dazu, dass die Partei in Krisensituationen nicht wirklich sprechfähig ist. Jede Äußerung eines führenden Mitglieds muss zuvor mit den einfachen Piraten abgesprochen werden, das verlangsamt die Reaktionszeiten. Die größte Last aber ist der egalitäre Anspruch der neuen Bewegung. Weil die Piraten jeder Form von Autorität misstrauen, geraten alle in Verdacht, die der jungen Partei nach außen Gesicht und Stimme geben. Wer trotz des Gleichheitspostulats aufsteigen will, tut gut daran, sich als bescheidener Diener der Partei zu empfehlen. Die Versuche des Berliner Abgeordneten Lauer, bei den Piraten weiter nach oben zu kommen, scheitern auch deshalb, weil ihm viele seine mediale Präsenz neiden.

Zurzeit hat nicht mal der Vorstand Prokura, die Partei nach außen zu vertreten. Als Parteichef Sebastian Nerz und sein Stellvertreter Bernd Schlömer vergangene Woche offen darüber sinnierten, ob es zu bestimmten Themen wie dem Urheberrecht nicht „feste Ansprechpartner“ brauchte, ging sofort einer der gefürchteten „Shitstorms“ los.

Bei Twitter hagelte es Aufrufe, die zwei auf dem Parteitag Ende April ihrer Ämter zu entheben. Der Berliner Abgeordnete Oliver Höfinghoff forderte die „lieben

Künstler gegen Piraten



HANS M. ENZENSBERGER, 82
Schriftsteller, lebt in München



JAN DELAY, 35
Musiker, lebt in Hamburg



SVEN REGENER, 51
Musiker und Autor, lebt in Berlin

IHRE SCHÖNSTE YACHT DER WELT. MS EUROPA



Erleben Sie an Bord des besten Kreuzfahrtschiffes der Welt (lt. Berlitz Cruise Guide 2012) eine unvergessliche Zeit weit weg vom Gewohnten. Genießen Sie den einzigartigen Luxus, der seit Jahren unerreicht Maßstäbe bei erlebnisreichen Seereisen auf höchstem Niveau setzt.

Von Valletta nach Bilbao
26.5. – 9.6.2012, 14 Tage
Reise EUR1212

Höhepunkte:

- Einzigartig persönlich: 285 Crewmitglieder verwöhnen ca. 400 Gäste
- Meerblick inklusive: ausschließlich großzügige Außensuiten ab 27 m², nahezu alle mit Veranda
- UNESCO-Weltnaturerbe: die Bucht von Girolata und die Calanches von Piana
- Literatursalon an Bord – portugiesische, italienische und spanische Literatur
- Stargast Iris Berben an Bord
- Golf & Cruise-Reise mit Golfpaket

Preis pro Person: ab € 4.990

in einer Garantie-Außensuite bei Doppelbelegung

Buchung und Beratung
unter +49 40 30703070 oder
in Ihrem Reisebüro



www.hlkf.de

Deutschland

Piraten“ über den Kurznachrichtendienst auf, den Grundsätzen der Partei treu zu bleiben und die „gehypten Kandidaten nach hinten“ zu verbannen.

Nerz ist ein Mann mit einer stabilen Konstitution, auch deshalb wird er parteiintern öfter mit Helmut Kohl verglichen. Aber die Dauerangriffe machen selbst ihn langsam müde. Bei Twitter gibt es Nutzer, die sich einen Scherz daraus machen, ebenfalls als Sebastian Nerz aufzutreten. Im Namen des „Bundes Nerzlein“ hinterlassen sie sarkastische Kommentare. „Mein Nervenkostüm ist dünner geworden“, bekennt Nerz. Anfang des Jahres habe er daran gedacht, alles hinzuwerfen. Auch wenn er sich letztlich dagegen entschied, erfüllt ihn bis heute eine „gewisse Grundgiertheit“.

Die Angst vor den Attacken aus den eigenen Reihen führt inzwischen dazu, dass sich viele Piraten nicht mehr ins Fernsehen trauen. Die Berliner Piratin Julia Schramm kandidiert auf dem anstehenden Bundesparteitag für den Parteivorsitz. Andernorts wäre es normal, wenn sie sich jetzt auch über die Medien bekannt machen würde – Schramm sagt seit einiger Zeit alle Auftritte ab. Erst vor kurzem hatte sie eine Einladung zu der Talkshow von Maybrit Illner, ohne lange nachzudenken, ausgeschlagen, um ihre Chancen nicht zu gefährden.

Ringt sich ein Parteimitglied doch zum Interview durch, muss es stets darauf bedacht sein, nicht zu weit von der Parteilinie abzuweichen. „Wenn man nicht aneckt, bleibt es im besten Fall ruhig“, sagt Schramm. „Wenn man Mist baut, bricht die Hölle los.“

Es ist auch der raue Ton im Netz, der nun viele abschreckt, gerade im Milieu der Künstler. Wie jede neue Kraft links der Mitte waren die Piraten von den Intellektuellen erst einmal freundlich in die Arme genommen worden. Man schätzte an ihnen das Unkonventionelle und Freche; wie einst die Grünen bargen sie das Versprechen, die verkrusteten Rituale der Politik aufzubrechen.

Jetzt zeigt sich, dass die Welt der Künstler und die der Nerds nicht viel gemein haben. Wer im Intelligenzmilieu kann schon jemanden ernst nehmen, der seine freie Zeit mit Rollenspielen verbringt und J.R.R. Tolkiens Roman „Herr der Ringe“ für die Krone der Literatur hält? Mit etwas Verspätung wird vielen klar, dass der Pirat ein Politiker neuen Typs ist. Die Grünen rekrutierten ihr Personal aus den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten des Landes, ein typischer Berufsabschluss war hier das abgebrochene Soziologiestudium. Sie zogen Leute an, die an die Macht der Idee glaubten und aus ihrer Verachtung für alles Technische keinen Hehl machten.

Bei den Piraten ist es umgekehrt, sie treibt keine Idee an, sondern der Glaube

an die Kraft der Technik. Sie sind mit dem Internet aufgewachsen, und nun wollen sie die Regeln der digitalen Welt auf die reale übertragen. Ihr Gründungsmythos ist nicht die Angst vor dem Atomtod; ihnen liegt eher am Herzen, dass man sie weiter ungestört „Counterstrike“ spielen lässt. Zu den ersten Kampagnen der Partei in Deutschland gehörte nicht der Protest gegen Krieg und soziale Ungerechtigkeit, sondern der Widerstand gegen das Verbot von Killerspielen.

Bislang haben die alteingesessenen Kräfte im linken Lager mit einer Mischung aus Angst und Ehrfurcht auf die neue Konkurrenz geblickt. Die Spitze der Grünen in Person von Renate Künast hat schon eifertig erklärt, ihre Partei halte das Urheberrecht ebenfalls für dringend reformbedürftig. Es zirkuliert die Idee einer Kultur-Flatrate, auch wenn bislang



Piratin Schramm

Nur nicht anecken

niemand so recht erklären kann, wie die eigentlich funktionieren soll.

Nach dem ersten Schrecken fragen sich nun die ersten Vertreter, ob es wirklich so schlau ist, den Positionen der Piraten hinterherzulaufen. „Es kann nicht sein, dass geistiges Eigentum einfach verschleudert wird“, sagt Agnes Krumwiede, die kulturpolitische Sprecherin der Grünen im Bundestag.

Krumwiede hat Klavier studiert, sie kennt die finanziellen Nöte vieler Künstler und ihre Furcht vor der Netzgemeinde. „Ich halte es für einen unhaltbaren Zustand, wenn Musiker sich nicht mehr trauen, öffentlich für ihre Interessen einzutreten, nur weil einige sich daran gewöhnt haben, alles umsonst aus dem Netz zu ziehen.“

SVEN BECKER, JAN FLEISCHHAUER,
RENÉ PFISTER

The background of the advertisement is a photograph of a modern, multi-story building with a glass facade, situated along a river. In the foreground, a man and a woman are walking and talking. The man is wearing a dark suit and tie, and the woman is wearing a dark jacket. In the background, there are other people, including a woman with a bicycle and a man walking. The overall scene is a city street with a river and modern architecture.

SIEMENS

Hannover Messe
23.-27. April 2012
Hallen 7, 9, 26, P33

[siemens.de/
hannovermesse](http://siemens.de/hannovermesse)

Die Stadt der Zukunft ist eine, die nichts auf morgen verschiebt.

Deutschland geht neue Wege. Mit Antworten für nachhaltige Stadtentwicklung.

Städte sind die Impulsgeber unserer Gesellschaft. Doch auch beim Klimawandel liegen sie vorn: Heute sind Städte für rund zwei Drittel des weltweiten Energieverbrauchs und für bis zu 70% der weltweiten Treibhausgas-Emissionen verantwortlich. Und die urbanen Zentren wachsen.

Geht der Klimawandel heute vielfach von Städten aus, bieten sich genau hier auch zahlreiche Möglichkeiten, ihn zu bekämpfen. So lassen sich CO₂-Emissionen von Gebäuden mit energieeffizienter Technik um bis zu 50% senken. Aber nicht nur die Zukunft des Klimas entscheidet sich in den Städten: Als Wirtschafts- und Lebenszentren, deren Bruttonationale Produkt dem ganzen Länder entsprechen kann, sind Städte auch Ausgangspunkt für nachhaltige Entwicklung überhaupt.

Berlin, Hamburg, München: Städte bringen Menschen, Wirtschaft und Klimaschutz gewinnbringend zusammen, indem sie konsequent auf zukunftsweisende Technologien setzen. München, zum Beispiel, möchte bis 2030 seine CO₂-Emissionen pro Einwohner im Vergleich zu 1990 halbieren. Und bis zum Jahr 2025 so viel Ökostrom erzeugen lassen, wie zur Versorgung der gesamten Stadt notwendig ist. Und München ist nicht allein: Überall in Deutschland und auf der Welt arbeiten Planer und Entscheider daran, Konzepte für die Stadt von morgen in die Tat umzusetzen.

Die Antworten für die Stadt der Zukunft sind da. Und die Zeit für neue Wege ist jetzt. Denn die Welt von morgen braucht unsere Antworten schon heute.

siemens.com/answers

ESSAY

Die Freiheit der Wölfe

Wird das Internet zu einer Schule der neuen Barbarei?

Von Dirk Kurbjuweit

Ich bin jetzt für Unfreiheit, ich bin für Kontrolle, Zensur, Einhegung. Manchen gelte ich geradezu als Feind der Freiheit. Das überrascht mich selbst, denn bislang habe ich mich für das Gegenteil gehalten, einen glühenden Freund der Freiheit, für einen Liberalen, dem die Bürgerrechte am Herzen liegen. Muss ich jetzt Zweifel haben, dass das noch gilt?

Als neue Partei der Bürgerrechte gelten die Piraten. Ihr großes Wort ist mein großes Wort: Freiheit. Aber viele Piraten und große Teile der Internetgemeinde meinen damit etwas, das ich nicht meine. Sie versuchen gerade dieses Wort, eines der wichtigsten der Menschheitsgeschichte, mit ihren Deutungen zu besetzen. Sollte ihnen das gelingen, wären die alten Freunde der Freiheit tatsächlich die neuen Freunde der Unfreiheit. Aber in meinen Augen verstehen viele Piraten diesen Begriff falsch.

Was interessiert die Internetgemeinde am Thema Freiheit? Der harte Kern will Freiheit von Kontrolle, Verbot und Zensur, er will Freiheit zur Anonymität und billigt damit die Möglichkeit zum „Shitstorm“, zum digitalen Mob, der andere ungestraft mit Schmähen übelster Art überziehen kann, und er will die Freiheit vom Urheberrecht. Das alles möglichst total: totale Freiheit im Netz.

In der Geschichte dieses Wortes kommt dieses Extrem kaum vor. In seinem bahnbrechenden Essay „Zwei Freiheitsbegriffe“ wies der britische Philosoph Isaiah Berlin 1958 darauf hin, dass sich die Aufklärer aller Zeiten vor allem damit befasst haben, welches Minimum an Freiheit es geben muss, damit das Individuum als frei gelten kann, die Gesellschaft aber funktionsfähig bleibt. Sie haben unterstellt, dass die totale Freiheit zerstörerisch wirke und in der Tyrannei der Starken gegenüber den Schwachen ende. Berlin zitiert einen luziden Satz dazu: „Die Freiheit der Wölfe ist der Tod der Lämmer.“

Das Menschenbild vieler Aufklärer war skeptisch. Sie suchten deshalb nach einer Formel, die den entfesselten Menschen fesselt, ohne dass er sich gefesselt fühlt. Immanuel Kant fand dafür Ende des 18. Jahrhunderts den kategorischen Imperativ: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Selbst John Stuart Mill, einer der Urväter des Liberalismus im 19. Jahrhundert, schrieb: „Der einzige Zweck, um dessentwillen man Zwang gegen den Willen eines Mitglieds einer zivilisierten

Gemeinschaft rechtmäßig ausüben darf, ist der: die Schädigung anderer zu verhüten.“ Es ging nicht um totale Freiheit, sondern um ein Austarieren verschiedener Wünsche, um einen Kompromiss also.

Auch in der jüngeren Geschichte war das Maß bekömmlicher Freiheit immer wieder umstritten, oder es wurde offenkundig verletzt. In der Wölfe-Tradition könnte man heute folgende

Sätze bilden: Die Freiheit der Finanzbranche ist der Tod des allgemeinen Wohlstands. Die Freiheit der Wissenschaft ist der Tod des naturwüchsigen Menschen, der ersetzt wird durch Fabrikate der Gentechnik. Kein Mensch, der bei Verstand ist, würde in diesen Bereichen alle Schleusen öffnen wollen. Da sich aber gezeigt hat, dass nicht jeder Mensch in der Lage ist, aus eigenem Antrieb verantwortlich zu handeln, braucht es Gesetze, die den Grad der Freiheit festlegen.

Kontrolle, Verbot und Zensur sind keine schönen Wörter. Man würde gern darauf verzichten, brauchte dazu aber ein Menschenbild, das der Blauäugigkeit entspringt. Die totale Freiheit im Internet begünstigt Exzesse der Gewalt und einer krankhaften Sexualität. Das berührt den Kern der Gesellschaft, denn beide Bereiche sind noch immer mit Tabus belegt, und das ist richtig

so. Es muss Hemmschwellen geben, die der Zerstörung von Menschen Einhalt gebieten.

Über Killerspiele muss man reden, ein Verbot erwägen dürfen, weil sie Menschen verrohen könnten. Und Sex mit Kindern ist die Zerstörung von Kindheit und damit von Kindern, die auch als Erwachsene nicht mehr glücklich werden können. Die Zensur jeder Form von Kinderpornografie ist daher unerlässlich. Natürlich ist sie ein Extrem, das den allergrößten Teil der Internetgemeinde nicht berührt, aber wegen dieses Extrems ist totale Freiheit nicht möglich. Freiheiten werden in Demokratien fast immer nur deshalb beschränkt, weil eine Minderheit nicht damit umgehen kann.

Anonymität macht es Menschen leichter, ihre dunklen Seiten zu leben. Es gibt allerdings durchaus eine gute Tradition des Anonymen in der Geschichte der Freiheit. Der französische Radikalaufklärer Denis Diderot hat seinen „Brief über die Blinden“ ohne Namen veröffentlicht, aber damals existierte keine Meinungsfreiheit, und tatsächlich landete



Demonstranten für Anonymität

„Warum diese Angst? Weil man sich in Erinnerung an die Kinderstube peinlich ist in seiner Entfesselung?“

er im Gefängnis, als die Behörden dahinterkamen, wer den Text verfasst hatte. Mancher Montagsdemonstrant 1989 in Leipzig war sicherlich froh, dass seine Identität in der Masse unendlich blieb, denn auch in der DDR gab es keine Meinungsfreiheit, und eine Bestrafung war nicht auszuschließen. Anonymität kann also helfen, Freiheit zu erkämpfen.

Edler ist es natürlich, sein Gesicht zu zeigen, seinen Namen zu nennen, und viele der Aufklärer und Dissidenten im Ostblock hatten diesen Mut. Erbärmlich ist es dagegen, sein Gesicht nicht zu zeigen, seinen Namen nicht zu nennen, wenn Meinungsfreiheit gilt, und sie gilt in Deutschland. Das Netz ist voll von diesen Erbärmlichkeiten. Da wird massenhaft gezetert, geschimpft und beleidigt, ohne dass der Schreiber seinen wahren Namen nennt.

Warum diese Angst? Weil man sich in letzter Erinnerung an die Kinderstube peinlich ist in seiner Entfesselung? Weil man einer Anzeige wegen Beleidigung entgehen will? Vielleicht findet es der eine oder andere Netzmensch spießig, dass Beleidigungen unter Strafe stehen können. Aber es geht nicht nur um Anstand und Sitte, es geht um eine der Grundlagen des Zusammenlebens in einer Demokratie.

Die Demokratie braucht eine gemäßigte Debatte, sie braucht die Möglichkeit der Versöhnung, weil es keine Entscheidung ohne Kompromiss gibt. Die Gesetze werden zusammengequatscht, dazu gehört ein Mindestmaß an Respekt. Wenn eine Debatte zum großen Teil aus Hassausbrüchen besteht, ist eine Verständigung nicht möglich. Die Lager versinken in Erbitterung, die nächste Stufe ist die Gewalt.

In Emden wurde kürzlich über das Netz ein Mob organisiert, der einem mutmaßlichen Sexualmörder an den Kragen wollte. Die Polizei sah „Aufrufe zur Lynchjustiz“. Der Junge erwies sich als unschuldig.

Ein weiteres Beispiel für die Verrohung ist der Shitstorm. Er ist eine Strafmaßnahme außerhalb der Rechtsordnung, ist Selbstjustiz, zum allergrößten Teil anonym. Im Namen der Meinungsfreiheit wird die Meinungsfreiheit zerstört. Manche Leute haben inzwischen Angst, das zu sagen, was sie denken, weil sie nicht in einen Shitstorm geraten wollen. Das Internet beginnt langsam, den Diskurs zu lenken, auf eine unerträgliche Weise.

Auch die Freiheit vom Urheberrecht und damit die Freiheit zum kostenlosen Runterladen von Musik, Bildern oder Texten, zum Kopieren und Plagieren nach Herzenslust hätte zerstörerische Wirkung. Für den Frühaufklärer John Locke gehörten Freiheit, Leben und Eigentum zu den Menschenrechten. Die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. August 1789 nennt Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung als gleichrangige Werte.

Nur wer etwas hat, kann etwas verkaufen: seine Arbeitskraft, sein Wissen, seine Güter, seine Phantasien oder Talente. Nur wer etwas verkaufen kann, kann seinen Lebensunterhalt bestreiten. Geistiges Eigentum ist Eigentum. Musik, Bilder oder Texte gehören den Leuten, die sie geschaffen haben, oder den Institutionen, denen sie die Rechte daran abtreten. Wer dieses

Eigentumsrecht verletzt, nimmt sich eine Freiheit heraus, die das Leben anderer beeinträchtigt. Die Freiheit des Runterladens ist der Tod des Musikereinkommens, wäre der passende Satz dazu. Damit steht diese Forderung außerhalb des Kanons möglicher Freiheiten in einem klassischen Sinne.

Ich halte an diesem klassischen Ansatz fest. Es ist mir daher recht, wenn ich nun für gewisse Leute als Freund der Unfreiheit gelte. Ich glaube, dass der Minimumansatz der richtige ist, um Individuum und Gesellschaft miteinander zu versöhnen. Die Leitfrage sollte lauten: Welches Minimum an Freiheit braucht eine Gesellschaft, die das Adjektiv freiheitlich verdient? Man könnte natürlich auch fragen: Welches Maximum an Freiheit verträgt eine Gesellschaft, die als solche funktionieren kann? Das Ergebnis wäre ungefähr das gleiche. Bei beiden Ansätzen geht es um das Austarieren, um den Kompromiss.

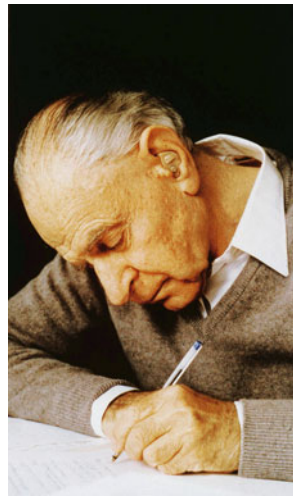
Vernünftige Teile der Netzgemeinde haben das eingesehen. Sie haben eingesehen, dass ein Maximum Maximumum ins Verderben führt, und wollen das Urheberrecht nicht abschaffen, sondern renovieren und denken auch über Zensur für Kinderpornografie nach. Aber sie haben es schwer in der Debatte, ein Shitstorm ist ihnen sicher. Dies ist der erste Schritt in die Tyrannei.

Können wir das hinnehmen, weil es sich „nur“ im Netz abspielt? Nein. Ich lasse nicht gelten, dass das Internet eine eigene Welt ist, die eigene Gesetze haben kann. Eine Gesellschaft verträgt keine Sonderzonen. Sie verträgt schon gar nicht eine Sonderzone, die sich zur Schule einer neuen Barbarei entwickeln könnte, weil im Schutz von Kontrolllosigkeit und Anonymität die Tabus und der Respekt verschwinden. Wir brauchen keine zweite, rauere Welt. Es war mühsam genug, die erste halbwegs zu zivilisieren.

Es gibt ohnehin keine getrennten Welten. Was im Netz geschieht, wirkt auf das Leben in der realen Welt zurück. Wer sich in Kindersexforen herumtreibt, sucht dort vielleicht nach dem Kind, das er vergewaltigen kann. Die Angst vor dem Shitstorm verformt auch die Debatten im Bundestag, im Fernsehen oder in den gedruckten Medien. Illegales Runterladen kann den Lebensstandard eines Musikers senken. Wenn also die Netzgemeinde die digitale Welt gestaltet, gestaltet sie auch die reale. Es reichen daher nicht Mehrheiten im Netz. Wenn die Piratenpartei etwas verändern will, kann sie das nur im Kompromiss mit den traditionellen Parteien.

In Wahrheit gibt es nur eine Welt, und die entsteht in der täglichen Debatte. Es ist gut, dass es eine Partei gibt, die für die Interessen der Internetgemeinde streitet. Es ist gut, dass sich über das Internet so viele Leute am Diskurs beteiligen können. Aber nennt eure Namen, mäßigt euren Ton und überdenkt euren Freiheitsbegriff.

Der wahre Freund der Freiheit ist derjenige, der manche Unfreiheiten in Kauf nimmt. Es gilt, was der Philosoph Karl Popper schrieb: Uneingeschränkte Freiheit habe „das Gegenteil der Freiheit zur Folge; denn ohne Schutz und Einschränkungen durch das Gesetz muss die Freiheit zu einer Tyrannei der Starken über die Schwachen führen.“ Zur Freiheit des Einzelnen gehört untrennbar die Verantwortung für die anderen. ♦



Philosophen Kant*, Popper 1982

„Ohne Schutz durch das Gesetz muss die Freiheit zu einer Tyrannei der Starken über die Schwachen führen.“

* Gemälde von J. W. Becker, 1768.



Sozialdemokrat Gabriel

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir haben Grass viel zu verdanken“

SPD-Chef Sigmar Gabriel, 52, hält die Reaktionen auf das umstrittene Gedicht von Günter Grass für „hysterisch“, verteidigt seine eigene Kritik an Israel und kündigt an, für seine gerade geborene Tochter Elternzeit zu nehmen.

SPIEGEL: Herr Gabriel, trauern Sie, weil Sie einen zugkräftigen Wahlkampfhelfer verloren haben?

Gabriel: Wer sollte das sein?

SPIEGEL: Günter Grass. Nach seinem israelkritischen Gedicht haben sich einige Ihrer Parteifreunde künftige Wahlkampfhilfe von ihm verboten.

Gabriel: Ich hoffe, dass Günter Grass der SPD weiter in Wahlkämpfen helfen und uns auch sonst als streitbarer Literat begleiten wird.

SPIEGEL: Sie teilen die breite öffentliche Empörung über Grass nicht?

Gabriel: Inhaltlich teile ich einiges an der Kritik. Aber manches ist überzogen und in Teilen hysterisch. Grass stellt Iran und Israel mit ihrem Gefährdungspotential auf eine Stufe, das halte ich für falsch. Dennoch finde ich die Art der Auseinandersetzung mit Grass und seinem Gedicht

unangemessen unernst. Denn im Kern ist das Gedicht doch ein Hilferuf.

SPIEGEL: Wie kommen Sie denn darauf?

Gabriel: Günter Grass warnt vor einem heraufziehenden Krieg im Nahen Osten. Zugleich legt er ein leidenschaftliches Plädoyer gegen jede atomare Bewaffnung ab. Der Text ist in der Beschreibung des Konflikts verkürzt und auch aus meiner Sicht problematisch. Aber ich verstehe nicht, was daran so verwerflich sein soll, dass man Grass nicht nur die Einreise nach Israel verwehrt, sondern ihn auch in der politischen Kultur Deutschlands zur Persona non grata erklärt.

SPIEGEL: Was ist an dem Gedicht aus Ihrer Sicht problematisch?

Gabriel: Iran ist der einzige Staat der Welt, der damit droht, einen anderen Staat in einem kollektiven Völkermord von der Landkarte zu radieren. Es ist eine gefährliche Verharmlosung, den dortigen Staatspräsidenten als Maulhelden zu bezeichnen. Die Juden in aller Welt, die

dem Nazi-Massenmord entkommen sind, weisen zu Recht darauf hin, dass auch Hitler viel zu lange als Maulheld verharmlost wurde. Israel hat aus der Geschichte eine eindeutige Konsequenz gezogen: Niemals wird eine israelische Regierung einer existentiellen Bedrohung tatenlos zusehen. Bei aller berechtigten Kritik an Überlegungen für einen israelischen Militäreinsatz gegen Iran wird man diese prinzipielle Haltung verstehen müssen.

SPIEGEL: Und trotzdem nennen Sie die Kritik an Grass überzogen?

Gabriel: Das Gedicht ist eine zulässige politische Meinungsäußerung und weist auf die drohende Kriegsgefahr hin. Aber die darin enthaltenen Verkürzungen und Gleichsetzungen lenken leider vom eigentlichen Problem ab. Das darf man einem Sprachgewaltigen wie Günter Grass durchaus vorhalten.

SPIEGEL: Was halten Sie denn für das eigentliche Problem?

Das Gespräch führten die Redakteure Konstantin von Hammerstein und Christoph Hickmann.

Gabriel: Wir müssen uns doch fragen, wie wir diesen heraufziehenden Krieg verhindern können. Wir müssen beispielsweise bereit sein, den Wirtschafts- und Ölboykott gegen Iran konsequent und über eine nicht absehbare Zeit durchzuhalten, auch wenn das für die deutsche Wirtschaft und den deutschen Wohlstand spürbare Folgen haben kann. Gleichzeitig braucht Iran ein internationales Angebot, damit es auf das Atomprogramm verzichtet. Und wir müssen die Palästinenser aus der Geiselschaft der iranischen Politik und des regionalen Terrorismus befreien. Deshalb dürfen wir nicht weiter zusehen, wie die aktuelle israelische Regierung die Zweistaatenlösung durch ihre völkerrechtswidrige Siedlungspolitik unmöglich macht. Aber mir war schon beim ersten Lesen des Gedichts klar, dass genau das nicht passieren und stattdessen erst mal Grass ins Zentrum der Debatte rücken würde.

SPIEGEL: Warum?

Gabriel: Weil absehbar war, dass sich die selbsternannten Hüter der Political Correctness die Chance nicht entgehen lassen würden, endlich mal die große Keule gegen Grass auszupacken. Sie wollten es diesem von ihnen so genannten Gutmenschen endlich einmal richtig geben. Hinzu kam, dass Grass lange Zeit seine Mitgliedschaft als junger Mann in der Waffen-SS nicht öffentlich gemacht hat. Deshalb brauchte man nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, wie die Debatte verlaufen würde.

SPIEGEL: Grass hat seinen Teil beigetragen, indem er in seinem Gedicht einen Popanz um ein angebliches Tabu aufbaut, das es so gar nicht gibt. Das ist ein Grundmotiv, wie es auch Antisemiten benutzen.

Gabriel: Günter Grass ist kein Antisemit. Aber es ist wirklich erschreckend, wie sehr antisemitische Ressentiments immer noch in unserem Land verwurzelt sind. Viel-

leicht reagieren wir deshalb in solchen Debatten so schnell hysterisch, weil wir diesen tief verankerten Antisemitismus erahnen und deshalb schnell alles unterdrücken wollen, was ihm in irgendeiner Weise entgegenzukommen scheint. Es wird in Deutschland eine Herausforderung bleiben, die richtige Form der Debatte über die israelische Politik zu finden. Denn auch mit jeder denkbaren und berechtigten Kritik besteht immer die Gefahr, dass sie von denen genutzt wird, die bewusst oder unbewusst dem Antisemitismus ein neues Gewand geben.

SPIEGEL: Ist Israel, wie Grass behauptet, eine Gefahr für den Weltfrieden?

Gabriel: Nein. Das Atomprogramm Irans und die offene Drohung, Israel zu vernichten, können zu einer Gefahr für den Weltfrieden werden.

SPIEGEL: Dann verstehen wir nicht, warum Sie Grass so entschieden verteidigen.

Gabriel: Ich habe doch bereits gesagt, dass ich ihm in entscheidenden Punkten widerspreche. Es geht mir um das Ausmaß und die Form der Kritik. In Israel etwa lief die Debatte anfangs sehr rational, fast gelassen. Dann aber konnten einige Politiker der Versuchung nicht widerstehen, sich im heraufziehenden Wahlkampf zu profilieren. Das Einreiseverbot für ihn ist absurd. Ich hätte mir gewünscht, die israelische Regierung oder der israelische Schriftstellerverband hätten Grass eingeladen, um über sein Gedicht und seine Ansichten zu streiten.

SPIEGEL: Parteifreunde von Ihnen haben ähnlich rigoros reagiert und Grass in Wahlkämpfen für unerwünscht erklärt.

Gabriel: Meine politische Biografie ist durch Schriftsteller wie Günter Grass und auch Heinrich Böll geprägt. Als SPD-Vorsitzender kommt für mich hinzu, dass Grass die Sozialdemokratie immer unter-

stützt hat. Deshalb finde ich die Frage, ob man ihn noch zu Wahlkämpfen einladen kann, einigermaßen befremdlich. Was hat Grass für die SPD geleistet, was hat er an Prügeln eingesteckt, als er für Willy Brandt Wahlkampf gemacht hat? Es wäre feige und undankbar, jetzt von ihm abzurücken. Nicht nur die SPD, das ganze Land hat Grass viel zu verdanken.

SPIEGEL: Haben Sie ihm das selbst gesagt?

Gabriel: Ja, natürlich.

SPIEGEL: Der frühere SPD-Bundestagsabgeordnete Reinhold Robbe sagte, Grass habe sich disqualifiziert, seine Zeit sei vorbei.

Gabriel: Mein Freund Reinhold Robbe ist Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, und sein Engagement gegen Antisemitismus und für Israel ist vorbildlich. Aber in diesem Fall widerspreche ich ihm.

SPIEGEL: Sprich: Grass hat Narrenfreiheit.

Gabriel: Das ist schon deshalb Unsinn, weil Grass alles andere als ein Narr ist. Aber er hat Anspruch darauf, dass man sich ernsthaft mit ihm auseinandersetzt und nicht reflexhaft. Diese Reflexe habe ich doch selbst erlebt. Ich fahre seit 20 Jahren nach Israel und ins Westjordanland. Ich habe Freunde, die in einem Kibbuz direkt am Gaza-Streifen wohnen und die seit Jahren mit Raketen aus den palästinensischen Gebieten terrorisiert werden. Und gerade weil ich mich als Freund Israels verstehe, darf ich doch nicht dazu schweigen, dass in den palästinensischen Gebieten und vor allem in Hebron Menschenrechtsverletzungen durch die israelische Regierung geduldet werden.

SPIEGEL: Und deshalb haben Sie einen politisch hoch aufgeladenen Begriff benutzt und auf Ihrer Facebook-Seite von „Apartheid“ geschrieben?

Gabriel: Diesen Begriff haben andere vor mir benutzt, Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu, israelische Politiker und Amerikaner wie Jimmy Carter. Aber kaum habe ich geschrieben, in Hebron herrsche Apartheid, bin ich als Antisemit bezeichnet worden. Ich hätte mir gewünscht, die Lage in Hebron würde mindestens die gleiche Empörung hervorrufen.

SPIEGEL: Offenbar haben Sie ja eingesehen, einen Fehler gemacht zu haben. In einer Richtigstellung sind Sie von Ihrer Formulierung abgerückt.

Gabriel: Nein. Ich habe klargestellt, dass ich über meinen Eindruck in Hebron berichtet und nicht den Staat Israel mit einem Apartheidsregime gleichgesetzt habe. Israel ist immer noch der einzige demokratische Staat in dieser schwierigen Region. Und es wäre eine Verharmlosung der Apartheid in Südafrika, wenn man diese Gleichsetzung vornähme.



Altkanzler Brandt, Schriftsteller Grass*: „Was hat er an Prügeln eingesteckt?“

* Mit dem SPD-Bundestagsabgeordneten Gerhard Schröder (l.) in Dannenberg 1985.



So fair war Sport noch nie. Der Golf MATCH.²

Diese Verstärkung bringt viele gute Qualitäten mit: Der sportliche Golf MATCH besticht u. a. mit Klimaanlage Climatronic, Leichtmetallrädern, Radio RCD 310 sowie ParkPilot und Nebelscheinwerfern. Das klingt nach einer hohen Ablösesumme, ist aber ein echtes Schnäppchen. Dank des Fairplay-Vorteils von bis zu 3.330 € in Verbindung mit dem optionalen „MATCH Plus Paket“. Weitere Informationen zu den MATCH Sondermodellen erhalten Sie bei Ihrem Volkswagen Partner sowie unter www.volkswagen-match.de



¹ Maximaler Preisvorteil (Fairplay-Vorteil) von bis zu 3.330 € am Beispiel des MATCH Sondermodells Golf in Verbindung mit ausgestatteten Golf Trendline. ² Kraftstoffverbrauch des neuen Volkswagen Golf MATCH in l/100 km: kombiniert 6,4–4,1, CO₂-

DER TOPTRANSFER DES SOMMERS.



FAIRPLAY-VORTEIL BIS ZU
3.330 €¹



Das Auto.

dem optionalen „MATCH PLUS Paket“ gegenüber der unverbindlichen Preisempfehlung des Herstellers für einen vergleichbar
Emissionen in g/km: kombiniert 149–107. Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.

SPIEGEL: Der Begriff Apartheid war also richtig gewählt?

Gabriel: Er beschreibt, dass an Orten wie Hebron Menschen nach zweierlei Recht leben. Eine Gruppe ist fast rechtlos. Mir ist egal, welchen Begriff Sie dafür verwenden. Nur verschweigen darf man das nicht. Und wenn es um Menschenrechtsverletzungen geht, muss man aufpassen, dass man nicht unglaublich wird, indem man sie durch Diplomatsprache verharmlost.

SPIEGEL: Sie scheinen keine Angst vor Beifall von der falschen Seite zu haben. Den haben Sie aber bekommen.

Gabriel: Das war ein verschwindend geringer Teil, und ich habe klar und unmissverständlich darauf geantwortet.

SPIEGEL: Warum muss man als Politiker eigentlich heutzutage bei Facebook sein? Um mit der Piraten-Partei noch einigermaßen mithalten zu können?

Gabriel: Man muss nicht bei Facebook sein, und der Erfolg der Piraten hat nur am Rande etwas mit Facebook zu tun. Wenn man glaubt, die Piraten seien primär eine Netzpartei, versteht man deren Wahlerfolge nicht. Sie sind Ausdruck einer weitverbreiteten Unzufriedenheit mit dem, was Menschen als etabliertes politisches System erleben. Das Gute an dem Phänomen ist, dass die Unzufriedenen trotzdem an die demokratische Verfassung unseres Landes glauben. Sonst würden sie nicht eine Partei unterstützen, die innerhalb dieser Verfassung aktiv ist.

SPIEGEL: Das klingt, als sei Ihnen die neue Konkurrenz ganz recht.

Gabriel: Ich nehme sie erst einmal als eine Reaktion auf die Krise der Demokratie zur Kenntnis. Aber spätestens an dem Tag, an dem die Piraten sich wirklich etablieren, wird es nicht mehr genügen, Träger von Protest zu sein. Vielleicht ist

das manchem in der Piraten-Partei noch nicht völlig klar, aber als Abgeordneter hat man einen Gestaltungsauftrag. Wem es reicht, Kommentare abzugeben, der sollte Journalist werden, aber nicht Abgeordneter. Ich will Dinge bewegen. Das wird irgendwann auch der Anspruch an die Piraten sein müssen. An dem Tag, an dem ihnen dieser Anspruch bewusst wird, werden sie sich verändern und selbst Ziel von Protest und Unzufriedenheit werden.

SPIEGEL: Der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kurt Beck hat kürzlich in einer Talkshow die Beherrschung verloren, weil er den Habitus des ebenfalls geladenen Piraten-Vertreters nicht mehr ertragen konnte. Konnten Sie ihn verstehen?

Gabriel: Natürlich. Wir Sozialdemokraten können eben nicht kalt wie Fische danebensitzen, wenn selbsternannte Avantgardisten ignorant über das schwierige Leben anderer daherschwadronieren oder achselzuckend erklären, damit hätten sie sich nicht beschäftigt. Manche Vertreter der Piraten-Partei bringen weder Verständnis dafür auf, dass einem das Schicksal der Schlecker-Beschäftigten nicht gleichgültig sein kann, noch erkennen sie an, dass sich nicht jeder Bürger permanent im Internet an der Demokratie beteiligen kann oder will. Diese Vorstellung hat ja etwas Elitäres.

SPIEGEL: Inwiefern?

Gabriel: Es gibt nur wenige, die diese permanente Beteiligung überhaupt leisten können. Übrigens hat auch die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen etwas Elitäres. Wie soll ich der Krankenschwester, die hart im Schichtdienst arbeitet, eigentlich erklären, dass sie nicht nur ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen muss, sondern jetzt noch einen Teil abgeben soll, damit andere ihr Hobby zum Beruf machen können? Das

wirkliche Leben findet da draußen statt, nicht nur vor dem Computer.

SPIEGEL: Sind die Piraten eine linke Partei?

Gabriel: Das müssen Sie die Piraten fragen. Sie werden offenbar so wahrgenommen. Aber solche Begrifflichkeiten sind zweitrangig. Das Verhängnis der Linken in Deutschland ist ja immer gewesen, dass sie in die Eigendefinition verliebt ist. Dabei vergisst sie, dass es am Ende darum geht, Mehrheiten zu bilden, um ein Land gerechter und fairer zu gestalten. In der Geschichte der Bundesrepublik haben wir noch nie eine so große gesellschaftliche Mehrheit links der Mitte gehabt.

SPIEGEL: Dann müssten Sie eigentlich gerade regieren.

Gabriel: Leider formiert sich diese gesellschaftliche Mehrheit nicht zu einer politischen, sondern zersplittert immer mehr.

SPIEGEL: Ist die Piraten-Partei ein möglicher Bündnispartner?

Gabriel: Offenbar nicht. Ein führendes Mitglied der Piraten-Partei hat ja gerade erklärt, dass er Regierungskoalitionen auch für gestrig hält. Er möchte zu jeder einzelnen Sachfrage eine Koalition bilden. Aber bei politischen Entscheidungen geht es eben nicht nur um die scheinbar objektive Abwägung von Sachargumenten, sondern meist um widerstreitende gesellschaftliche Interessen. Und die organisieren sich auch in Bündnissen und Koalitionen. Solange die Piratenpartei das nicht begreift, kreisen meine Gedanken nicht um Koalitionen mit ihr.

SPIEGEL: Stattdessen dürften sie vor allem um ihre gerade geborene Tochter kreisen. Was verändert sich durch dieses Ereignis für Sie?

Gabriel: Ganz praktisch werden sich Tages- und Wochenabläufe verändern. Und natürlich gibt es wie bei allen Eltern einen wunderbaren neuen Mittelpunkt im Leben.

SPIEGEL: Werden Sie Elternzeit nehmen?

Gabriel: Ja, auch wenn sie natürlich etwas anders aussehen wird als bei normalen Arbeitnehmern. Ich werde mich in diesem Jahr drei Monate lang vorrangig meinem Kind widmen und dadurch versuchen, meiner Frau die Rückkehr in ihren Beruf zu erleichtern.

SPIEGEL: Das heißt, Sie bleiben zu Hause?

Gabriel: Im Urlaub und in diesen drei Monaten im Wesentlichen ja.

SPIEGEL: Und danach?

Gabriel: Wir werden es so machen wie Millionen anderer berufstätiger Eltern auch: eine Kita suchen, viel organisieren und auf manches verzichten. Aber dafür haben wir ja auch etwas ganz Einmaliges in unser Leben bekommen. Und vielleicht ist mancher auch mal ganz froh, wenn ich nicht ständig im Willy-Brandt-Haus bin.

SPIEGEL: Herr Gabriel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Palästinensische Schülerinnen, israelischer Grenzsicherer: „Eine Gruppe ist fast rechtlos“

ARIEL SCHALIT / AP



Brasilien-Reisender Seehofer*

„Dann hätte zu Ostern die Erde gebebt“

CSU

Bayerischer Zündstoff

Ob mit der Pkw-Maut, der Pendlerpauschale oder dem Betreuungsgeld – selbst in Brasilien plant Parteichef Horst Seehofer unentwegt die nächsten Störmanöver gegen die Kanzlerin.

Was interessiert diesen Mann? Horst Seehofers Gastgeber in Brasilien wissen es nicht. Wie sollten sie auch? Da lockt der Transportminister des Bundesstaates São Paulo mit Millionenaufträgen für die deutsche Wirtschaft. Und Seehofer? Bleibt völlig kalt.

Doch als der Brasilianer das moderne Mautsystem erwähnt, das in der Nähe São Paulos seit kurzem im Einsatz ist, ist der Gast aus Bayern mit einem Mal hellwach. „Ich bin ein großer Anhänger von Nutzungsgebühren für die Straße“, sagt der CSU-Chef plötzlich.

Der Transportminister ist verblüfft. „Aber die Maut ist eine sehr unpopuläre Maßnahme“, sagt er, doch Seehofer winkt ab: „Wenn man die Einnahmen wieder in die Infrastruktur steckt, können wir die Menschen davon überzeugen.“

Mag sein, aber es gibt noch ein Argument, das aus Seehofers Sicht für die Maut spricht. Er erwähnt es nur nicht. Das Thema ärgert die Kanzlerin. Und darauf kommt es ihm an in diesen Tagen. Vor zwei Wochen haben 23 CDU-Bundestagsabgeordnete einen Protestbrief an Unionsfraktionschef Volker Kauder geschrieben. Sie wollten eines der Lieblingsprojekte der CSU verhindern, das Betreu-

ungsgeld. Für Seehofer war das ein Affront, und er hat auch gleich eine Mitschuldige identifiziert: Angela Merkel.

In Brasilien weist er nicht ohne Stolz darauf hin, wie er mit seiner Partei die jüngsten Klippen bei der Euro-Rettung umschiff hat, obwohl die „roten Linien“ der Bayern längst überschritten sind.

Doch was ist die Gegenleistung? Liefert die Kanzlerin, wenn auch er einmal etwas



Urlauberin Merkel mit Ehemann auf Ischia
Von nichts gewusst

braucht? Zumindest nicht ausreichend, findet Seehofer, und der Brief der 23 ist nur ein Beispiel dafür. Sein Verhältnis zu Merkel sei zwar „eng“, sagt er in Brasilien, „aber man muss schon was tun, damit die Interessen Bayerns nicht unter die Räder kommen“. Drei Themen hat er identifiziert, mit denen er die Kanzlerin in den kommenden Wochen mühelos piesacken kann: die Pendlerpauschale, das Betreuungsgeld und die Pkw-Maut.

Merkel will von der Maut nichts wissen, aber das beflügelt den CSU-Chef nur. Sein Parteifreund Peter Ramsauer, der Verkehrsminister, hat schließlich den Auftrag, verschiedene Varianten einer Pkw-Maut durchzurechnen. So hat es der Koalitionsausschuss beschlossen.

Pünktlich zur Stausaison im Sommer wird Seehofer das Thema wieder auf die Agenda setzen. Wenn es dann im Herbst um die Verteilung der Haushaltsmittel geht, will er sich die Forderung für viel Geld zum Straßenbau abhandeln lassen.

Auch die Pendlerpauschale ist ein ideales Thema zum Zündeln. Merkel ist gegen eine Erhöhung, aber das stört Seehofer nicht. Ungerührt lässt er seine Beamten in der Staatskanzlei prüfen, wie man Autofahrern mit einer erhöhten Pauschale helfen könnte.

Eine populäre Entlastung hat Seehofer noch nie abgelehnt, und seine Leute finden bereits allerhand Gründe, warum die Pauschale dringend erhöht werden müsste. Zum Beispiel weil der Staat bei steigenden Benzinpreisen über die Mineralölsteuer kräftig mitverdient.

Vor allem aber will der CSU-Chef das Betreuungsgeld nutzen, um die Differenzen zur Schwesterpartei deutlich zu machen. Im fernen Brasilien überhöhte er die Familien-Geldspritze sogar zum gesellschaftspolitischen Großprojekt. „Das Betreuungsgeld ist für die CSU keine Pflichterfüllung, sondern ein Herzensanliegen“, sagte er. Wenn die Partei auf ihrer Vorstandsklausur Ende dieser Woche im Kloster Andechs ein Papier zum „Chancenland Bayern“ beschließt, gehört das Betreuungsgeld zu den Top-Punkten.

Argwöhnisch beobachtet Seehofer den anhaltenden Widerstand in der CDU. Eigentlich will der Bundesvorstand an diesem Montag ein Bekenntnis zum Betreuungsgeld beschließen. Doch dagegen gibt es heftige Proteste. Seehofer warnt die CDU-Rebellen und Familienministerin Kristina Schröder vor dem Versuch, das Projekt im Kleingedruckten des Gesetzesentwurfs doch noch zu torpedieren. „Das wird auf unterschiedlichen Widerstand der CSU stoßen. Wir wollen ein glasklares Gesetz, das jeder in zwei Sätzen versteht“,

* Mit Kardinal Odilo Pedro Scherer in São Paulo.

sagt er. „Wer sein Kind nicht in die Kita schickt, soll Anspruch auf das Geld haben, egal ob er sich selbst um sein Kind kümmert oder weiterarbeitet und die Kinderbetreuung in der Familie organisiert.“

Für Seehofer geht es um mehr als ein paar hundert Euro für Eltern, die ihre Kinder lieber zu Hause erziehen. Seit der Protestaktion in der CDU ist das Projekt zum Symbol für bayerische Selbstbehauptung in Berlin avanciert. Und darauf kommt es an, wenn die CSU bei der Landtagswahl im kommenden Jahr die absolute Mehrheit zurückerobert will.

Wenn die CSU mit dem Betreuungsgeld scheitert, „dann sind wir doch nichts mehr wert“, beteuerte Seehofer in Brasilien. Und als er beim bayerischen Abend in einem teuren Reitclub in São Paulo gefragt wurde, ob es einen Punkt gebe, an dem er die Koalition in Berlin platzen lassen würde, wies er solche Gedankenspiele nicht von sich, sondern sagte schlicht: „Wenn sich die anderen nicht vertragstreu verhalten.“

Wie ernst es Seehofer meint, musste Merkel in der Woche vor Ostern erfahren. Die beiden telefonierte gleich mehrfach. Warum er denn immer noch um das Betreuungsgeld kämpfen müsse, wo es doch längst beschlossene Sache sei, ärgerte sich Seehofer. Notorische Abweichler gebe es zwar in jeder Partei, sagte er zu Merkel. „Du hast deinen Wolfgang Bosbach, ich meinen Erwin Huber.“ Aber wie 23 CDU-Fraktionsmitglieder unbemerkt gegen ein gemeinsam beschlossenes Projekt vorgehen können, sei ihm schleierhaft.

Merkel beteuerte, von nichts gewusst zu haben, aber Seehofer ist bis heute argwöhnisch. Vor Ostern überlegte er gar, die Zeitungen mit dem einen oder anderen knackigen Zitat zu füttern. „Dann hätte zu Ostern die Erde gebebt.“

Stattdessen verabschiedete er sich für einige Tage in die Zisterzienserinnen-Abtei Waldsassen und schwieg, auch gegenüber Merkel, die ihm vergebens hinterhertelefonierte. Der CSU-Chef hielt innere Einkehr und war für die Kanzlerin nicht zu sprechen. Schließlich versuchte sie es mit einer Versöhnungs-SMS: „Ich stehe zum Betreuungsgeld.“

Mit der Friedens-SMS der Kanzlerin in der Tasche fühlt sich Seehofer für die kommenden Auseinandersetzungen gewappnet. Trotzdem hat er der CDU-Chefin auf ihre SMS noch nicht geantwortet. Zwischen beiden herrscht Funkstille.

Merkel soll im Unklaren bleiben, wie er nun weiter vorgehen wird. In Brasilien freute sich Seehofer wie ein Zocker, der bald eine gute Karte ausspielen wird. Als er auf dem Sprung zum nächsten Termin zufällig seinen Pressesprecher traf, sprach er ihn an. „Alles ruhig zu Hause?“ Der Sprecher nickte und schaute dienstbereit zu seinem Chef. „Wieso, wollen Sie was anzünden?“

PETER MÜLLER



Bus in Tübingen: Traum von einer Stadt ohne Schwarzfahrer

NAHVERKEHR

Schokolade für alle

Tübingen will das Busfahren zum Nulltarif einführen. Doch das Lieblingsprojekt von Grünen und Piraten nützt dem Image der Stadt mehr als der Umwelt.

In der Ökohochburg Tübingen soll die Welt noch ein bisschen besser werden. Gemeinderat und Bürger träumen von einer Stadt ohne Schwarzfahrer, von Kranken, die im Hospital mehr Besuch bekommen, und von Armen, Alten und Arbeitslosen, die immer mobil sind. Das Konzept lautet: „TüBus für alle“. In Zukunft sollen die Tübinger kostenlos durch die Universitätsstadt fahren. „Wenn das Projekt erfolgreich ist“, sagt der grüne Oberbürgermeister Boris Palmer, „hat man den Klimaschutz nebenbei.“

Tübingen will als erste deutsche Stadt einen umlagefinanzierten Gratisbus einführen, die Bürger würden eine jährliche Verkehrsabgabe zahlen. Möglich gemacht hat den Traum von der Verkehrs-Flatrate der Regierungswechsel in Baden-Württemberg. Denn die grün-rote Landesregierung prüft bereits Gesetzesänderungen, die es den Kommunen erlauben, eigene Geldquellen zu erschließen, um ihren Nahverkehr zu finanzieren.

Damit könnte in Tübingen Realität werden, was vielerorts noch reine Utopie ist: freie Busfahrt für freie Bürger. Rund 20

Gratisfahrt-Initiativen gibt es im ganzen Land. Sie heißen „Berlin fährt frei“, „Innovative Verkehrssysteme Darmstadt“ oder „Hamburger Verkehrsverbund umsonst!“. Hinter der immergleichen Idee stecken unterschiedliche Köpfe: Grüne halten den Nulltarif für ein ökologisches Pionierprojekt. Linke Kapitalismuskritiker fordern Mobilität als Grundrecht. Die Piratenpartei will private Infrastrukturmonopole zerschlagen und die S-Bahn in Berlin der Stadt übereignen.

Verkehrswissenschaftler sehen im Nulltarif viele Vorteile. Er soll Autofahrer in Bus und Bahn locken. Er soll damit Klima und Lebensqualität in den Städten verbessern. Weniger Autos in den Innenstädten bedeuten weniger Unfälle, weniger Abgase, weniger Lärm. Udo Becker, Professor für Verkehrsökologie an der Technischen Universität Dresden, ist sich sicher, dass heutzutage „jeder Professor in Deutschland den Nulltarif theoretisch für eine gute Idee hält“.

Täglich nutzen mehr als 28 Millionen Fahrgäste in Deutschland Busse und Bahnen des öffentlichen Personennahver-

kehr (ÖPNV). Das spart mehr als 18 Millionen Autofahrten am Tag ein. Das Umweltbundesamt stellte schon 2003 in einer Studie fest: „Folgt man dem Ziel, möglichst viele Fahrten auf den ÖPNV zu verlagern, spielen die Ticketpreise eine wesentliche Rolle.“ Besonders gern dürften Bürger umsteigen, wenn die Fahrten gar nichts kosten.

Tübingen macht sich nun an die Umsetzung. Doch leider könnte damit der Traum vom fahrscheinlosen Nahverkehr ausgerechnet in einer Stadt Wirklichkeit werden, in der er kaum ökologischen Nutzen stiftet. Denn: Die Tübinger sitzen schon dauernd im Bus. Genau deswegen hat der Nulltarif an diesem Ort so viele Anhänger. Genau deswegen ergibt er hier so wenig Sinn. Das Potential an Autofahrern, die künftig ihren Wagen in der Garage stehen lassen, ist gering in der Stadt, von der ihr Oberbürgermeister behauptet: „Wir sind deutscher Meister im Nicht-Autofahren.“

Die Haltestellendichte ist hoch, die Busse fahren bis spät in die Nacht und sind immer randvoll. Der verkehrspolitische Effekt eines Nulltarifs in Tübingen wäre mit hoher Wahrscheinlichkeit: null.

Kein Grund für die Mitglieder der lokalen Aktivistengruppe gegen „Krieg, Kapitalismus und Kohlendioxid“, vom Nulltarif abzurücken. Mit dem grün-roten Rückenwind aus Stuttgart hat sich auch der Gemeinderat ihrer Gratisbus-Forderung angeschlossen. Oberbürgermeister Palmer, der Mann mit dem Elektrobike statt Dienstwagen, wollte die Nahverkehrsabgabe schon vor sieben Jahren einführen, damals saß er als Verkehrsexperte im Stuttgarter Landtag.

Die Kritik der Tübinger Ökobürger an der Verkehrsabgabe hält sich bislang in Grenzen. Nur in einer Diskussionsrunde des Gemeinderats zum Thema schimpfte einer: „Ich strample auf meinem Fahrrad täglich fürs Klima. Jetzt soll ich den faulen Busgästen auch noch ihr Ticket zahlen?“ In einem Leserbrief an die örtliche Zeitung fordert ein anderer: „Schokolade für alle“. Das sei auch schön und habe mit Umweltschutz wenig zu tun.

Vorvergangene Woche nahm in der Stadt ein „Koordinationskreis TüBus für alle“ die Arbeit auf. Und Boris Palmer könnte wieder mal mit der Vorreiterrolle Tübingens glänzen, das macht sich für ihn auch bundespolitisch gut.

Die Internetseite „Free Public Transport“ listet 47 Städte auf der ganzen Welt auf, in denen der Nahverkehr fahrscheinlos funktioniert. Erst vor drei Wochen

stimmten 75 Prozent der Bürger der estnischen Hauptstadt Tallinn für kostenlose Fahrten in Bussen und Bahnen. 1997 gab es in Deutschland den ersten Nulltarifversuch. Im brandenburgischen Templin konnten die Bürger auf Kosten von Gemeinde, Kreis und Land ohne Ticket Bus fahren. Schon im ersten Jahr verzehnfachte sich die Fahrgastzahl. Die Idee scheiterte 2003 an ihrem eigenen Erfolg, sie wurde für die Stadt zu teuer. Heute kostet eine Jahreskarte 44 Euro, sie gilt gleichzeitig als Busfahrchein.

Sandro Battistini vom Verkehrsclub Deutschland (VCD) beschreibt das Problem: „Je mehr Menschen den Bus nutzen, desto teurer wird die Bereitstellung, desto wichtiger werden die Ticketeinnah-

Friedrich hat diese Abgabe „Bürger-ticket“ getauft. Das Kalkül hinter dem Bürgerticket klingt einleuchtend: Wer eine Monatskarte besitzt, nutzt sie auch.

Aus diesem Grund befürchtet der Verkehrsclub, dass nicht nur Autofahrer, sondern auch Radfahrer und Fußgänger verstärkt in einen kostenlosen Stadtbus einsteigen, und spricht von einem „Kannibalisierungseffekt“. Der VCD hält einen Nulltarif aus ökologischer Sicht deshalb für wenig sinnvoll.

Auch der Verkehrsminister Baden-Württembergs, Winfried Hermann, ist skeptisch. „Ich bin grundsätzlich dagegen, dass den Leuten signalisiert wird, ihre Wege seien umsonst.“ Hermann hat momentan mehr Verständnis für die Sorgen der Stuttgarter Bahnhofsgegner als für die Nöte der Tübinger Gratisbus-Befürworter. Nach Einschätzung eines Ministeriumsmitarbeiters könnte es noch zwei Jahre dauern, ehe die Vereinbarung aus dem Koalitionsvertrag umgesetzt wird.

Boris Palmer will die Zwischenzeit nutzen, um das Prinzip der Verkehrsabgabe, nach dem in Tübingen bereits ein Teil des Semestertickets finanziert wird, auf andere Berufsgruppen auszudehnen. Im Laufe des Jahres soll ein Jobticket für die Beschäftigten des Uniklinikums den Stadtbus gratis anbieten.

Doch Verkehrsexperte Friedrich glaubt, dass das nicht ausreiche: „Wer die Leute in Busse treiben will, muss den Zeitvorteil des Autos aufheben.“ Das gehe nicht mit Nulltarifen, sondern mit weniger Parkplätzen und längeren Ampelphasen. Oder mit einer City-Maut. Boris Palmer hat das Angebot eines Unternehmens für ein solches System schon in der Schublade liegen.

Busfahren verbilligen, Autofahren verteuern – Verkehrsökologe Becker hält viel vom Prinzip „Zuckerbrot und Peitsche“. Er sagt: „Ich würde die Maut jeder Großstadt empfehlen.“ Tübingen sei allerdings ziemlich klein, da sei es zweifelhaft, wie sehr sich Anschaffung und Betrieb des Systems rentierten.

Palmer lässt sich von solchen Argumenten nicht bremsen, er hofft, mit einer Ein-fahrtgebühr von einem Euro einen jährlichen Nettoerlös von 20 Millionen Euro zu erwirtschaften. Das wäre genug, um den Stadtbus kostenlos anbieten zu können. Wenn die Tübinger bei einem für 2014 geplanten Bürgerentscheid für die Maut stimmen, könnte der Gratisbus ab 2015 über das Tübinger Kopfsteinpflaster rollen.

ANNA KISTNER



Oberbürgermeister Palmer: „Meister im Nicht-Autofahren“

men.“ Auch der Anreiz, den Fahrgästen bessere Angebote zu machen, falle weg, wenn mehr Kunden nicht mehr Geld in der Kasse bedeuteten. Nur als „Anschubmittel“ hält der Club einen Nulltarif im ÖPNV für sinnvoll.

Doch die knapp 90 000 Einwohner Tübingens, davon mehr als 20 000 Studenten, steigen jährlich bereits 18 Millionen Mal in eine der 35 Linien. Wenn die Tübinger ihre Busfahrt nicht mehr am Fahrscheinautomaten bezahlen müssten, fehlten den Stadtwerken 6,5 Millionen Euro.

Nach Berechnungen des Berliner Verkehrsexperten und langjährigen Leiters der Abteilung „Verkehr und Lärm“ im Umweltbundesamt, Axel Friedrich, müssten die Tübinger eine Nahverkehrsabgabe von jährlich 100 bis 150 Euro leisten.

GOTTFRIED STÖPPEL / DER SPIEGEL

REGIERUNG

Staatliche Geldwäsche

Berlin will deutsche Steuerflüchtige begünstigen. Wer sein Schwarzgeld in der Schweiz versteckt hat, kann es legalisieren; die Anonymität der Sünder bleibt gewahrt.

Andreas Schmitz von Hülst, Präsident der Oberfinanzdirektion Rheinland, hatte es bis vor kurzem vergleichsweise leicht, Steuersündern auf die Spur zu kommen. Er musste nur auf die Post mit den Selbstanzeigen warten. Nahezu täglich meldeten sich reumütige Bürger, um ihre Vergehen zu gestehen. Vor allem die Enttarnung von Schwarzgeldkonten in Liechtenstein und der Schweiz hatte der Klientel einen so großen Schrecken eingejagt, dass sich viele danach drängten, ihr Gewissen zu erleichtern und so einer noch schlimmeren Strafe zu entgehen.

Doch in letzter Zeit ist aus der Flut der Selbstanzeigen ein dünnes Rinnsal geworden. Statt reuigen Sündern zuerst die Beichte und dann das Geld abzunehmen, ist für die Steuerfahnder wieder mühevoller Ermittlerarbeit gefragt, ein Umstand, den der Finanzbeamte Schmitz von Hülst auf die aktuelle Politik der Bundesregierung zurückführt. Viele Steuertrickser hätten sich kühl ausgerechnet, dass es sich lohne, die Entwicklung der nächsten Wochen abzuwarten. Warum ein Geständnis ablegen, wenn die Chancen steigen, dass sich die Probleme demnächst von ganz allein erledigen?

Es geht um eine Amnestie für Steuerhinterzieher, auf deren letzte Details sich Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) vor den Osterfeiertagen mit seiner Schweizer Amtskollegin Eveline Widmer-Schlumpf verständigt hat. Der Plan sieht vor, dass sich deutsche Besitzer von Schwarzgeldkonten in der Schweiz durch eine moderate Abschlagszahlung von aller Schuld befreien können.

Die Schweizer Bank stellt ihrem Kunden eine Bescheinigung aus und überweist das Geld an den deutschen Fiskus. Der Steuersünder bleibt anonym. Und sollte er eines Tages doch einmal Besuch von der Steuerfahndung bekommen, muss er nur die Bescheinigung seiner Bank vorzeigen – und ist aus dem Schneider.

Die Bundesregierung rechtfertigt den Deal. Finanzminister Schäuble spricht

von einer pragmatischen Lösung. Aus seiner Sicht ist der Ablasshandel nur der unbedeutende Teil eines weitreichenden und grundsätzlich vorteilhaften Abkommens mit der Schweiz, das Steuerhinterziehung in Zukunft erschwere und der Bundesrepublik unterm Strich viele Milliarden in die Kasse spülen werde. „Für die Zukunft haben wir eine Lösung, dass die Einlagen von deutschen Steuerpflich-



Schweizer Botschaft in Berlin: „Geschenk des Himmels“

tigen auf Schweizer Banken genau gleich behandelt werden wie auf deutschen Banken“, sagt Schäuble – eine gewagte Behauptung.

Kritiker wie SPD-Chef Sigmar Gabriel werten den Steuerplan als „Schlag ins Gesicht der ehrlichen Bürger“. Und tatsächlich passt es schlecht zusammen, dass die Finanzämter mitunter jede Bewirtungsquittung überprüfen und selbst kleine Fehler mit Bußgeldern ahnden, andererseits aber demnächst Milde walten lassen, wenn Millionäre ihre Reichtümer illegal in der Schweiz gebunkert haben.

Die politische Glaubwürdigkeit der Regierung steht auf dem Spiel. Bundeskanzlerin Angela Merkel will eine Gerechtigkeitsdebatte unbedingt vermeiden. Auch die FDP will nach dem PR-Desaster mit der Hotelsteuer nicht schon wieder in den Ruf einer Partei für Besserverdiener geraten.

Doch das fragwürdige Agreement mit der Schweiz regt viele Wähler auf. Bei Union und FDP ist von Steuersenkungen für Normalverdiener kaum noch die Rede, überall soll gespart werden, und die Zahl der Sanktionen gegen unehrliche Hartz-IV-Empfänger erreicht gerade einen neuen Rekordstand. Doch gleichzeitig würden von der staatlich organisierten Geldwäsche im Zürcher Bankenviertel ausgerechnet jene profitieren, die nicht nur wohlhabend, sondern auch skrupellos genug waren, ihren Anteil an der Finanzierung des Gemeinwesens heimlich außer Landes zu schaffen.

„Für diejenigen, die brutal Schwarzgeld in die Schweiz verbracht haben, ist das Abkommen ein Geschenk des Himmels“, sagt der Berliner Steuerrechtler Martin Wulf. Seine Kollegin Alexandra Mack aus Köln spricht davon, dass für große Steuerhinterzieher „Ostern und Weihnachten auf einen Tag fallen“, wenn das Abkommen in Kraft tritt. Und Thomas Eigenthaler, Vorsitzender der Deutschen Steuer-Gewerkschaft, sagt, im Prinzip handle es sich um einen „Persilschein“.

Kritik kommt auch vom nordrhein-westfälischen Finanzminister Norbert Walter-Borjans (SPD). Auf Bundesfinanzminister Schäuble ist er derzeit ebenso schlecht zu sprechen wie auf die Schweiz. Dass die Eidgenossen wegen des Ankaufs von CDs mit Bankdaten kürzlich Haftbefehl gegen drei nordrhein-westfälische Steuerfahnder erließen, hat seinen Groll noch gesteigert.

Zwar könnte das Steuerabkommen mit der Schweiz etliche hundert Millionen Euro in seine Landeskasse spülen. Doch Walter-Borjans lehnt den Plan

ab, zumal er bei seinen Auftritten im NRW-Wahlkampf bemerkt, dass seine Haltung im Volk gut ankommt. Bei seinen Kollegen aus den anderen Bundesländern wirbt er nun dafür, das Projekt im Bundesrat scheitern zu lassen.

Walter-Borjans hat seine Fachleute im NRW-Finanzministerium ausrechnen lassen, welche finanzielle Vorteile Schwarzgeldbesitzer durch die geplante Amnestie hätten. Sein Fazit: „Je mehr Steuern jemand hinterzogen hat, desto mehr profitiert er von der Regelung. Das ist inakzeptabel.“

Im Detail sieht die Rechnung so aus: Wer vor zehn Jahren 1,2 Millionen Euro unversteuertes Schwarzgeld illegal in die Schweiz geschafft hat und dort dank Zins und Zinseszins inzwischen über 1,6 Millionen Euro verfügt, müsste nach dem Steuerabkommen nur 21 Prozent bezahlen, um sein Geld weißzuwaschen. Er käme also mit gut 300 000 Euro davon.

Sparmodell Steuerabkommen Vergleich von Steuerlasten auf Vermögen in der Schweiz

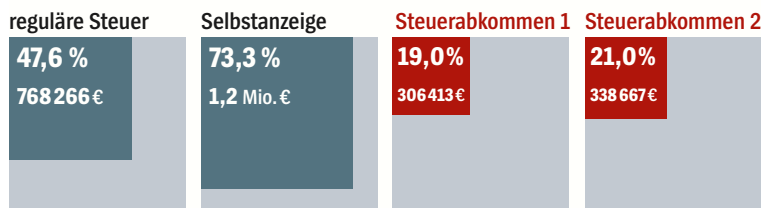
Musterrechnung für Steuerpflichtige mit Wohnsitz in Deutschland und Spitzensteuersatz, jährliche Verzinsung des Kapitals: 3%

Quelle: Finanzministerium NRW

Einmalzahlung aus un versteuerten Einnahmen

Im Jahr 2002 wurden einmalig 1,2 Millionen Euro in der Schweiz eingezahlt;

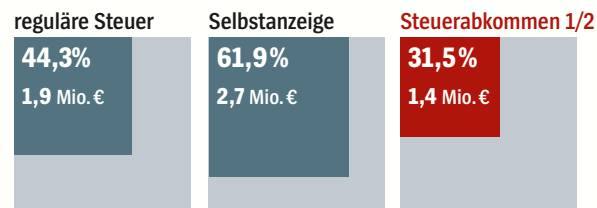
Kapitalstand Ende 2012: **1,6 Mio. Euro**



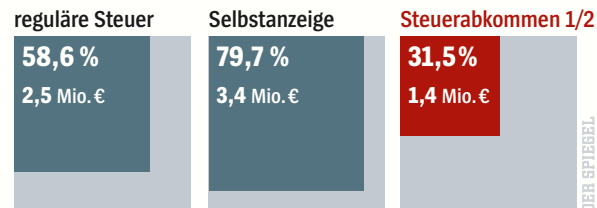
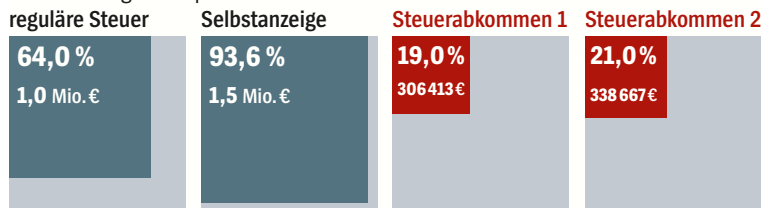
Regelmäßige Einzahlungen von Schwarzgeld

Von 2002 bis 2008 wurden jährlich 500 000 Euro transferiert;

Kapitalstand Ende 2012: **4,3 Mio. Euro**



bei Vererbung des Kapitals im Jahr 2008



Alle Verpflichtungen gegenüber dem deutschen Fiskus wären abgegolten – zu einem Spottpreis. Wäre das Einkommen ordnungsgemäß in Deutschland deklariert und versteuert worden, lägen die Abzüge bei 770 000 Euro, also mehr als doppelt so hoch.

So erklärt sich, warum derzeit nur sehr wenige Selbstanzeigen bei den Steuerbehörden eingehen. Ein Steuersünder, der sich jetzt stellt, müsste im genannten Beispiel nicht nur 770 000 Euro Steuern nachzahlen, sondern zusätzlich die darauf erhobenen Verzugszinsen. Am Ende summierten sich seine Verpflichtungen nach der Berechnung des Ministeriums schnell auf 1,2 Millionen Euro, also mehr als das Dreifache dessen, was bei der Steueramnestie auf ihn zukäme.

Die Musterfälle des NRW-Finanzministeriums zeigen auch, dass die meisten Schwarzgeldbesitzer mit dem niedrigsten Steuersatz belegt würden, den das von Schäuble verhandelte Steuerabkommen vorsieht. Offiziell reicht die Spanne bei den Abzügen von 21 bis 41 Prozent. Wie hoch der Satz im Einzelfall ist, berechnet sich anhand einer komplizierten Formel. Je mehr und je regelmäßiger Geld hinterzogen wurde, desto höher der Abschlag – das ist der Plan.

Der NRW-Finanzminister hält das jedoch für „reine Kosmetik“. Experten haben ausgerechnet, dass Schwarzgeldbesitzer den neuen Höchstsatz nur zahlen müssten, wenn sich ihr Vermögen binnen zehn Jahren um mehr als das Hundertfache erhöht hat, ein eher theoretischer Fall, der sich, so Walter-Borjans, „selbst bei optimaler Geldanlage“ kaum erreichen lasse. Er glaubt, dass etwa 80 Prozent der Steuersünder mit dem Mindestsatz davonkommen – unabhängig davon, ob sie 100 000 Euro oder Millionen hinterzogen haben.

Der Greifswalder Steuerstrafrechtsexperte Wolfgang Joecks hält das geplante Abkommen deshalb für verfassungswidrig. Der Steuerhinterzieher werde gegenüber den Steuerehrlichen auf eine Weise bessergestellt, die nicht gerechtfertigt sei. Zwar sei es grundsätzlich möglich, reuigen Steuersündern Straffreiheit und Steuernachlass zu gewähren. Doch schon 1991 habe das Bundesverfassungsgericht es zur Bedingung gemacht, dass der „Steuerpflichtige aus der Anonymität der Steuerunehrlichen heraustreten“ müsse, um in den Genuss einer Amnestie zu kommen.

Doch genau das sieht das Abkommen mit der Schweiz nicht vor, so Steuerexperte Joecks. Kein Steuerhinterzieher werde gezwungen, seine Identität preiszugeben, insofern spreche „viele dafür“, dass die geplante Regelung verfassungswidrig sei. Theoretisch könnte jeder Steuerzahler die Sache nach Karlsruhe tragen, indem er sich auf eine Ungleichbehandlung zu seinen Lasten beruft.

Gleichwohl halten auch die meisten Kritiker ein Steuerabkommen mit der Schweiz im Prinzip für sinnvoll, schließlich handelt es um viel Geld. Steuerexperten gehen davon aus, dass die Deutschen zwischen 130 und 180 Milliarden Euro Schwarzgeld auf Schweizer Konten deponiert haben. Umso empörter sind sie, dass die Schweizer Banken nach derzeitigem Schäuble-Plan nur 1,7 Milliarden Euro als Abschlagszahlung an den deutschen Fiskus überweisen müssen.

„Deutschland hat sich bei den Verhandlungen gnadenlos über den Tisch ziehen lassen“, sagt Eigenhalter von der Steuer-Gewerkschaft.

Eigenhalter, selbst Finanzbeamter, hatte eigene Vorstellungen entwickelt, wie ein akzeptables Abkommen mit der Schweiz aussehen könnte. Erstens müsse

sich die pauschale Besteuerung des Schwarzgeldes für alle Betroffenen am deutschen Spitzensteuersatz orientieren, der inklusive Solidaritätszuschlag bei rund 45 Prozent liegt. „Wer anonym bleiben will, muss bluten. Wer glaubt, dass er mit einer Selbstanzeige günstiger wegkommt, kann sich ja den deutschen Behörden offenbaren“, so Eigenhalter.

Zweitens müsse der Stichtag für die Bemessung des gebunkerten Vermögens vorverlegt werden. Bislang ist dafür der 1. Januar nächsten Jahres vorgesehen, ein Ünding, wie Eigenhalter findet: „Es kann nicht sein, dass die Steuerbetrüger noch bis zum Jahresende Zeit bekommen, ihr Geld wegzuschaffen.“

Am besten wäre es, wenn deutsche Anleger ihr Geld überhaupt nicht mehr anonym in der Schweiz anlegen könnten. Dafür müsste es einen automatischen Informationsaustausch geben, wie er zwischen den meisten EU-Staaten üblich ist. Die Aufhebung des Bankgeheimnisses ist für die Schweiz allerdings nicht verhandelbar. Zumindest noch nicht.

Umso schmerzhafter wäre es für die Steuerfahnder, wenn das Abkommen mit der Schweiz in der aktuellen Version in Kraft träte. Sie befürchten, dass es in Zukunft noch schwerer sein wird, Schwarzgeldkonten in der Schweiz zu enttarnen. Dass Trickser entdeckt werden, werde eher unwahrscheinlich. Den Ankauf von Daten-CDs dürfen deutsche Behörden laut Abkommen nicht mehr aktiv betreiben.

Und die hiesigen Finanzämter dürfen innerhalb von zwei Jahren gerade einmal 1300 Anfragen zu den Konten von deutschen Bürgern an die Schweizer Steuerverwaltung richten. Das macht rund eine Anfrage pro Finanzamt. Pro Jahr.

SVEN BÖLL, DIETMAR HIPPE,
ALEXANDER NEUBACHER, BARBARA SCHMID

LIBERALE

„Spott ist erlaubt“

FDP-Generalsekretär Patrick Döring, 38, über die holprige Zusammenarbeit mit Parteichef Rösler und Anfeindungen von Sympathisanten der Piraten

SPIEGEL: Herr Döring, Sie sind Teil der schwächsten FDP-Führung seit langer Zeit. Wollen Sie sich am Wochenende auf dem FDP-Parteitag tatsächlich offiziell zum Generalsekretär wählen lassen?

Döring: Ich freue mich sogar darauf – und teile auch überhaupt nicht Ihre Einschätzung über die Stärke der Parteiführung.

SPIEGEL: Vor einem Jahr ist die neue Führung unter Philipp Rösler mit dem Ziel angetreten, Image und Programm der FDP zu ändern. Warum merkt man davon nichts?

Döring: Programmatisch hat es längst eine Veränderung gegeben. Wir haben die Vision eines Staates entwickelt, der auf Schulden verzichten und Schulden abbauen kann. Wir müssen deshalb auf Wachstum setzen, um so Mehreinnahmen zu generieren. Die Signale sind da für die kommenden Jahre sehr gut. Wir können, begleitet auch von weiteren Sparanstrengungen, bei der Konsolidierung schneller vorankommen. Wir wollen erreichen, dass die Neuverschuldung schon vor 2016 bei null liegt. Kurz: Man kann uns nicht auf das Thema Steuersenkungen reduzieren – das Wirken der FDP war und ist breiter. Unsere Anhänger nehmen es auch positiv wahr.

SPIEGEL: Selbst wenn Sie ordnungspolitisch recht haben sollten: Während sich fast alle um die arbeitslosen Schlecker-Mitarbeiterinnen sorgten, war Ihr Kommentar, es werde schon keinen Zahnpastamangel geben.

Döring: Ich habe zu diesem Thema weit Differenzierteres gesagt.

SPIEGEL: Hängen bleibt die Zahnpasta.

Döring: Wenn man den Satz isoliert betrachtet, mag er ein bisschen nassforsch daherkommen. Aber Zuspitzung sollte einem Generalsekretär nicht fremd sein. Entscheidend ist: Unsere Ablehnung einer Transfargesellschaft für Schlecker war richtig, vor allem für die Mitarbeiterinnen, die sonst Rechtsansprüche verloren und weniger Vermittlungsperspektiven bekommen hätten.

SPIEGEL: Einen Imagewechsel hin zu einem „mitfühlenden Liberalismus“ können auch viele Liberale nicht erkennen.

Ihr Spitzenkandidat in Schleswig-Holstein, Wolfgang Kubicki, warf Ihnen wegen der Haltung zur Finanztransaktionssteuer vor, die FDP gelte als „Partei, die die Finanzmärkte schützen will“.

Döring: Wir haben viel getan, um die Finanzmärkte zu regulieren: ungedeckte Leerverkäufe verboten und eine Bankenabgabe eingeführt. Eine isolierte Finanz-

marktsteuer wollen aber neben der FDP acht Regierungen in Europa nicht. Dass eine differenzierte Antwort vielleicht länger braucht, um ein vorurteilsgeprägtes Bild zu verändern, das ist mir schmerzlich bewusst. Trotzdem darf man nicht aufgeben.

SPIEGEL: Warum erwecken Ihre derzeit wichtigsten Wahlkämpfer, Wolfgang Kubicki und Christian Lindner, ständig den Eindruck, sie würden Sie und FDP-Chef Rösler nicht mehr ernst nehmen?

Döring: Den Eindruck habe ich nicht.

SPIEGEL: Über Ihr neues Kernthema Wachstum spottete Kubicki gerade, das sei ihm zu schwammig. Damit könne auch Haarwachstum gemeint sein.

Döring: Spott ist erlaubt. Aber in der Sache sind wir uns einig. Wachstum und Haushaltskonsolidierung sind auch unsere Wahlkampfthemen in NRW und Schleswig-Holstein. Da füllen wir, genau wie im Bund, diese Themen mit Leben.

SPIEGEL: Glauben Sie denn, dass Rösler nach den Wahlen in Schleswig-Holstein und NRW noch Parteichef sein wird?

Döring: Selbstverständlich.

SPIEGEL: Aber seine Autorität ist dahin. Wir erinnern an die Kandidatensuche in NRW: In Düsseldorf musste Rösler in einem Nebenraum warten, während Lindner, Daniel Bahr und Gerhard Papke Entscheidungen fällten. Wie kann sich ein Vorsitzender so demütigen lassen?

Döring: Es ist normal, dass Landesverbände im Wesentlichen selbständig über ihre Führung entscheiden. Es ist aber ein Irrglaube, dass Philipp Rösler in die Entscheidung nicht eingebunden war. Es hat bereits im Vorfeld viele Gespräche gegeben, die von ihm ausgingen und in denen er seine Vorstellungen dargelegt hat.

SPIEGEL: Selbst Mitglieder des NRW-Landesvorstands sagten, Rösler habe rumgestanden wie bestellt und nicht abgeholt. Macht das ein Parteichef, der noch etwas zu sagen hat?

Döring: Auch am Abend der Entscheidung war Philipp Rösler ständig über den Ablauf der Gespräche informiert. Um auf dem Laufenden zu bleiben, muss man im Zeitalter moderner Kommunikationsmittel nicht persönlich dabei sein.

SPIEGEL: Sie müssen den Vorgang ja runterspielen, weil er ein harter Angriff gegen die Autorität Ihres Vorsitzenden war.

Döring: Das ist der bewusste Versuch von außen, ihm das als Schwäche anzukreiden.

SPIEGEL: Sie kennen Rösler schon lange. Wie kam es zu Ihrem Duo-Spitznamen „Der Chinese und der Dicke“?



Politiker Döring: „Wir sind ja kein Kabarett-Duo“



Minister Rösler: „Ich kenne seine Stärken“

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

WINFRIED RÖTHERMEL / DAPD

Döring: Bei der niedersächsischen Kommunalwahl 2001 hingen unsere Plakate meist nebeneinander. Bei einem Volksfest sagte dann ein Kind zu seiner Mutter: „Guck mal, da kommen der Dicke und der Chi-nese von der FDP.“ Das fanden wir niedlich, es hat sich dann irgendwie weitertransportiert. Wir selbst haben uns nie so genannt. Wir sind ja kein Kabarett-Duo.

SPIEGEL: Können Sie es nachvollziehen, dass manche Kritiker sagen: Niemand verkörpert das Elend der FDP besser als das Duo Rösler/Döring?

Döring: Nein. Aber wenn man in Funktion ist, wird man kritisiert, das gehört dazu.

SPIEGEL: Nachdem Sie im Dezember als Generalsekretär nominiert wurden, folgte eine Panne der anderen. Los ging es mit der Meldung, Sie hätten erst einen Außenspiegel beschädigt und danach Fahrerflucht begangen ...

Döring: Es hat sich anders zugetragen, als zunächst berichtet wurde, und ich habe den Vorgang bereits mit der Nominierung öffentlich gemacht. Der kleine Schaden ist beglichen worden, die Staatsanwaltschaft hat das Verfahren eingestellt.

SPIEGEL: Als Nächstes bezeichneten Sie Rösler als „Wegmoderierer“. So haben Sie Ihren Chef gleich mal als führungs-schwach hingestellt.

Döring: Es ist im „Stern“ versucht worden, diesen Eindruck zu erwecken. Ich habe er-

klärtermaßen eine andere Auffassung. Ich kenne seine Stärken als Minister und Wahlkämpfer. Rösler hat meine volle Unterstützung. Sonst hätte ich nicht gesagt, dass ich gerne sein Generalsekretär sein will.

SPIEGEL: Als Sie dann behaupteten, die Piraten stünden für die „Tyrannei der Masse“, brach ein „Shitstorm“ gegen Sie los. Sind Sie für eine Führungsposition zu tollpatschig oder nur zu ehrlich?

Döring: Weder noch. Ich finde es eben paradox, dass bei einer Partei, die in besonderer Weise für Transparenz zu stehen glaubt, dieser anonyme Sturm der Beleidigung zur Folklore gehört. Das geht bis zur persönlichen Empfehlung für das Ableben. Das ist für mich nicht demokratisch. Ich würde es auch in einer Saalveranstaltung nicht akzeptieren, dass jemand aufsteht, mich wüst beschimpft und dann auffordert, meinem Leben ein Ende zu setzen. Und so wenig will ich das in der virtuellen Welt hinnehmen.

SPIEGEL: Welche Drohungen bekamen Sie?

Döring: Die Empfehlung, es Möllemann gleichzutun und ohne Fallschirm aus dem Flugzeug zu springen, war noch die harmlosere Variante. Es ging um jede Art, mein Leben zu beenden. Da kriegten Sie das volle Programm.

SPIEGEL: Auf welchem Weg?

Döring: Per E-Mail, Facebook, Twitter, alles. Ich verfolge ja die Debatten in den Netz-

werken und finde das extrem reizvoll, aber es gibt Grenzen. Diese Idee, dass nur der Schwarm recht hat, das ist keine demokratische Kultur. Zur Demokratie gehört auch der Schutz von Minderheiten und anderen Meinungen. Darum ging es mir.

SPIEGEL: Bei der Wahl im Saarland haben Sie mehr Wähler an die Piraten verloren als die Grünen. Werden die Piraten die FDP als liberale Partei ersetzen?

Döring: Nein. Denn in ihrem Kern sind die Piraten nicht liberal. Für mich sind viele Programmfragmente, die man derzeit finden kann, eher links, das gilt für die Sozialpolitik wie auch die Wirtschaftspolitik.

SPIEGEL: Aber auch die Piraten wollen die Freiheit des Individuums gegen Eingriffe von außen verteidigen. Das ist eigentlich Ihr Markenkern. Wo ist Ihre Abgrenzung?

Döring: Da gibt es bei den Piraten doch große Widersprüche. Man kann nicht die Datenfreiheit des Einzelnen gegenüber dem Staat verteidigen, ohne gleichzeitig anzuerkennen, dass die Daten und Ideen des Einzelnen gegenüber anderen geschützt sein müssen. Datenschutz und Eigentumsschutz sind zwei Seiten derselben Medaille. Und bei allem Verständnis für den Wunsch nach mehr Transparenz: Eine Gesellschaft ohne Geheimnisse entspricht nicht dem liberalen Weltbild.

INTERVIEW: MARKUS FELDENKIRCHEN,
MERLIND THEILE



WELCOME TO THE
NEIGHBOURHOOD

LISBON [2012], EUROPE

bugatti-fashion.com

bugatti

THE EUROPEAN BRAND



AXEL SCHMIDT / DAPD

Zollbeamte, beschlagnahmtes Kokain: „Zweitgrößter Drogenfund seit 33 Jahren“



OLAF WAGNER / IMAGO

Türkisches Café in Berlin, Angeklagter Namik A.: Zur Straftat geführt?

PROZESSE

Das Teufelszeug

In Berlin steht ein Mann vor Gericht, der mit hundert Kilogramm Kokain von der Polizei erwischt wurde. Offenbar hatten ihn staatliche Ermittler zu der Tat provoziert.

Was für ein Triumph. Zwei maskierte Beamte in schusssicheren Westen packen Dutzende backsteingroße Pakete auf einen Tisch. Knapp hundert Kilogramm hochreines Kokain, auf dem Schwarzmarkt wohl 4,2 Millionen Euro wert.

Es ist der 19. August 2011, die Ermittlungsgruppe Rauschgift hat tags zuvor mit 300 Beamten zugeschlagen. Der Polizeisprecher freut sich über den „größten Erfolg bei der Bekämpfung des internationalen Drogenschmuggels der letzten Jahre“. Am nächsten Tag meldet die „Berliner Zeitung“: „Zweitgrößter Drogenfund seit 33 Jahren“.

In dieser Woche beginnt vor dem Landgericht Berlin der Prozess gegen Namik A., 51, den angeblichen Kopf der Bande. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm Drogenhandel vor. Ihm drohen bis zu 15 Jahre Gefängnis. Eine harte Strafe wäre wohl angemessen, doch vieles spricht dafür, dass der Staat den Mann erst zum Täter gemacht hat.

Auf mehreren tausend Seiten haben die Ermittler ihr Vorgehen gegen den Mann akribisch dokumentiert. Am Ende der Lektüre bleibt der Eindruck, dass der Staat über verdeckt agierende Helfer die Tat womöglich selbst provoziert hat. Deshalb wird es ab dieser Woche im Berliner Gerichtssaal auch um eine grundsätzliche Frage gehen: Dürfen Ermittler einen bislang unbescholtenen Mann zu einer schweren Straftat verführen?

Die Geschichte beginnt am 7. September 2009. Beim Zollfahndungsamt Hannover, Dienstsitz Bremen, geht ein Hinweis ein, wonach Namik A. in großem Umfang mit Heroin handle. Der Türke sei in Berlin dabei, eine neue Lieferung aus dem Ausland vorzubereiten. Wer genau das berichtet, wissen nur die Ermittler in Bremen. Die Staatsanwaltschaft hat der Person Geheimhaltung zugesichert.

Polizei und Verfassungsschutz arbeiten gern mit V-Personen zusammen, besonders in der rechtsextremen Szene und im

Drogenmilieu. V-Personen liefern Informationen gegen Geld. Das V steht für Vertrauen. Doch kann man ihren Informationen auch uneingeschränkt trauen? V-Leute kommen oft aus der Szene, die sie bespitzeln sollen. Immer wieder begehen solche bezahlten Spitzel Straftaten oder verleiten andere dazu.

Im Fall Namik A. vertrauen die Ermittler der V-Person, die nur einmal und nur mit dieser Information in den Akten erwähnt wird. Das Telefon des Türken wird abgehört, die Polizei besichtigt unter einem Vorwand sein türkisches Café im Berliner Stadtteil Charlottenburg, sie beobachtet seine Laube in der Kleingartenkolonie am Stadtrand. Hinter der Hecke steige Rauch wie beim Grillen auf, vermerken die Beamten in ihrem Bericht. Hinweise auf schwunghaften Handel mit Heroin ergeben sich nicht.

Doch die Ermittler lassen nicht locker. Im November schaltet das Landeskriminalamt eine andere V-Person ein. Sie wird in den Akten unter dem Namen „Moharem“ geführt und soll Belege für den Heroinhandel finden. Der V-Mann besucht nun regelmäßig das Café von Namik A. Er soll sich mit Namik anfreunden und ihm von seinen tollen Kontakten in Bremerhaven berichten. Ein Kumpel habe dort die Möglichkeit, Dinge aus dem Hafenbereich zu schmuggeln, bevor sie vom Zoll kontrolliert würden.

Moharem beobachtet Namik A. beim Kartenspiel, beim Essen und Telefonieren. Später erzählt er dem LKA, was für ein schlauer und gefährlicher Mann der Café-Betreiber sei. Belege für den Handel mit Heroin bringt er nicht.

Im Café können sich auch heute noch alle an Moharem erinnern. „Zappelig, nervös und verschwitzt“ sei der gewesen, „mit weit aufgerissenen Augen“, berichtet Mohamed S., 44. Sein Geld habe der ungepflegte Mann in dicken Bündeln in einer Plastiktüte herumgetragen, „der wollte, dass jeder es sieht“, sagt Mohamed S. und trägt Tee in den Gastraum. Dort sitzen drei Männer und spielen Karten.

Moharem spielt nie Karten im Café. Er fragt nach Namik, plaudert mit ihm und daddelt an einem der drei Glücksspielautomaten. Etwa alle zwei Wochen kommt er vorbei, und immer wieder prahlt er mit seinen lukrativen Drogengeschäften und seinem Kontakt in Bremerhaven.

Neun Monate lang versuchen die Ermittlungsbehörden, Namik A. über ihren V-Mann das Drogengeschäft schmackhaft zu machen. Ohne Erfolg. Moharem selbst berichtet den Beamten, der Café-Betreiber habe Heroin bei einer Gelegenheit als Teufelszeug bezeichnet.

Doch im Juli 2010 zeigt er zum ersten Mal Interesse. Nicht an Heroin, aber an Kokain. Namik habe von einem Mann in Kolumbien erzählt, der auf hundert Kilo-

gramm davon sitze, berichtet Moharem am 26. Juli dem LKA.

Warum er sich nun auf einmal für Drogen interessiert, geht aus den Akten nicht hervor. Vielleicht war es Gier. Namik A. träumte von einem Hotel in Antalya. Glaubt man seiner Frau Yildiz A., dann war es akuter Geldmangel. Yildiz, 34, sagt, das Café sei immer schlechter gelaufen in diesen Tagen. Sie seien mit der Miete im Rückstand gewesen. Stromrechnungen hätten bezahlt werden müssen.

„Die langen Abende im Café gingen allmählich über seine Kräfte“, berichtet seine Frau, „er spürte das Alter.“ Und dann sei sie nach zwei Fehlgeburten endlich wieder schwanger geworden: „Er hat sich Sorgen um unsere Zukunft gemacht.“

Die Ehefrau beobachtet, wie ihr Mann sich langsam verändert. Noch immer hilft er im Haushalt, bügelt seine Wäsche,

verspricht er, die Ware sei am 20. Januar da. Im Februar 2011 räumt er ein, das Ding laufe nun doch nicht. In vier bis sechs Wochen sei er so weit.

Im März verfügt er angeblich über 650 Kilogramm Kokain in Venezuela, weiß aber immer noch nicht, wie er sie nach Deutschland bekommen soll. Nun bittet Namik A. Moharem und Klaus um Unterstützung. Wenn sie ihm nur helfen würden, sei er sogar bereit, seinen Traum, das Hotel in Antalya, mit ihnen zu teilen. Doch beide lehnen Hilfe ab.

Im Sommer endlich kündigt er die Ankunft der Ware für den 31. Juli an. Der Stoff werde in Bananenkisten nach Bremerhaven verschifft. Am 31. Juli hetzt er aufgeregt ins Café und muss einräumen, dass seine Leute ihm den falschen Tag genannt haben. Das Schiff brauche nicht 16, sondern 23 Tage. Moharem droht,

Sporttaschen. Fünf Stunden später nehmen die Ermittler Namik A. fest.

„Namik A. ist vom Staat zu einer Straftat verleitet worden“, sagen seine Anwälte Marcel Kelz und Stefan Conen. Das Verfahren sei von Anfang an unfair gewesen und verstoße gegen die Europäische Menschenrechtskonvention.

Der Staat dürfe keine Kriminalität produzieren, sagt Robert Esser, Professor für Strafrecht an der Universität Passau. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg hält den Einsatz von V-Leuten und verdeckten Ermittlern nur für zulässig, wenn es um die rein passive Untersuchung oder Begleitung einer bereits existierenden kriminellen Aktivität geht.

„Wäre es zu der Straftat ohne die staatliche Initiative nicht gekommen, betrachtet der Gerichtshof den Einsatz des ver-



Jeep ist eine eingetragene Marke der Chrysler Group LLC. Abb. enthält Sonderausstattung.



Der neue Jeep® Grand Cherokee.

Auf Wunsch mit Nappalederausstattung, Cruise Control mit automatischer Abstandsregelung und modernsten Sicherheitssystemen ausgestattet. Man kann seine Natur ignorieren. Oder sie einfach ausleben. Erleben Sie es selbst. www.jeep.de

JETZT AB 269,- €/MONAT*

Kraftstoffverbrauch (l/100 km) nach Richtlinie 80/1268/EWG: innerorts 10,3; außerorts 7,2; kombiniert 8,3. CO₂-Emission (g/km): kombiniert 218.

Jeep

DAS ORIGINAL

iam Jeep

* Ein Leasingangebot der Jeep-Bank zzgl. Überführungskosten für den Jeep® Grand Cherokee Laredo 3.0 l V6 CRD: Monatsrate 269,- €, Laufzeit 36 Monate, Kilometerleistung p.a. 20.000 km, Leasingsonderzahlung 9.284,- € inkl. GAP-Versicherung. Angebot gültig bis 30.06.2012. Nicht kombinierbar mit anderen Aktionen. Nur bei teilnehmenden Jeep-Händlern.

saugt und wischt. Doch er beginnt, sich mit fremden Menschen vor der Tür auf der Straße zu treffen, kommt abends immer später.

Am 6. August 2010 bringt der V-Mann Namik A. zum ersten Mal mit „Klaus“ in Bremerhaven zusammen. Der Mann, der angeblich alles am Zoll vorbeismuggeln kann, ist verdeckter Ermittler, also selbst Polizist. Bei Namik A. gibt er sich als Hafearbeiter aus. 50.000 Euro will Klaus von Namik A. haben, wenn er eine Drogenlieferung am Zoll vorbeismuggeln soll. Die Drogen müsse er sich allerdings selbst im Ausland besorgen.

Namik A. versucht über Mittelsmänner in der Türkei und in Holland, mit Drogenhändlern in Südamerika ins Geschäft zu kommen. Doch so einfach ist das nicht.

Im November erzählt er dem V-Mann, die Sache sei ganz nah. Am 20. Dezember

Klaus werde sich verscheißert fühlen und ausrasten. Namik A. schwört nun beim Leben seiner neugeborenen Tochter, dass er wirklich nichts dafür könne. Um Klaus zu besänftigen, will er ihm 500 Euro schenken.

Wann genau das Schiff mit der Fracht ankommt, erfährt er erst am 3. August – von Klaus. Der verdeckte Ermittler hat den Container in seinen Unterlagen gefunden. Das Kokain kommt nun doch mit 22 Tonnen Rohkaffee und nicht in Bananenkisten an.

Er sei gar nicht aufgeregt, weil ja er, der Klaus, dabei sei, sagt Namik A. am Morgen des 18. August zu seinem vermeintlichen Komplizen. Offensichtlich strahlt der Polizist die Sicherheit eines Mentors aus. Gemeinsam schmuggeln sie die Drogen in einem weißen Transporter am Zoll vorbei. Hundert Kilogramm, verteilt auf drei

deckten Ermittlers als rechtsstaats- und menschenrechtswidrig“, sagt Esser. Wenn der Täter weder einschlägig vorbestraft sei noch über entsprechende Beschaffungsmöglichkeiten verfüge, spreche einiges dafür, dass es sich um eine solche unzulässige Tatprovokation handle.

Namik A. hat keine Vorstrafen. Er war der Polizei nie aufgefallen. Bis zu jenem 7. September 2009, an dem ihm ein V-Mann den Handel mit Heroin unterstellte. Heroin, das es bis heute nicht gibt. Bei ähnlichen Fällen aus Portugal und Russland hat das Gericht in Straßburg die Verfahren als menschenrechtswidrig eingestuft.

Namik A. sitzt seit dem 18. August als Untersuchungshäftling in Berlin-Moabit. Sein Traum vom Hotel in Antalya ist in weite Ferne gerückt.

ULRIKE DEMMER

INTERNET

Moralische Panik

Ausgerechnet die US-Regierung prescht mit neuen Vorschlägen zum Datenschutz an Deutschland vorbei – bislang galt das Thema in den USA als Fortschrittsbremse.

Jeff Jarvis erntet regelmäßig Lachsalven, wenn er die Deutschen und ihre Angst vor dem Internet beschreibt: Niemand soll ihr Privathaus auf Google Street View erkennen können. Aber in der Hotelsauna sitzen sie ohne Hemmungen nackt mit Wildfremden zusammen. Lustig, diese Germans.

Der US-amerikanische Bestsellerautor hat diesen Befund „das deutsche Paradox“ getauft und seine Expeditionen zu den datenschutzverliebten Deutschen in seinem Buch „Public Parts“ verarbeitet – als abschreckendes Beispiel. Wer aus diffuser Angst und „moralischer Panik“ strengere Regeln etwa für Google und Facebook verlange, bremse den Fortschritt und verhindere eine Menge nützlicher Anwendungen, die Arbeitswelt und Alltag zum Besseren verändern könnten.

Für seine nächste Recherche muss Jarvis, 57, nicht mehr so weit reisen. Mit Wucht hat die Debatte über mangelhaften Datenschutz im Digitalzeitalter jetzt auch seine Heimat erfasst.

Den Anfang machte Ende Februar US-Präsident Barack Obama. Er forderte den Kongress auf, ein „Grundrecht auf Privatsphäre für Verbraucher“ zu beschließen. Dann legte die Aufsichtsbehörde FTC einen „Privacy“-Report vor, in dem sie ein Datenschutzgesetz auf US-Bundesebene verlangt. Der demokratische Senator John Kerry und sein republikanischer Kollege John McCain sehen sich dadurch in ihrer überparteilichen Initiative für einen besseren Schutz der Privatsphäre bestätigt und rufen zur Eile.

Im Heimatland der weltweit dominierenden Suchmaschinen und sozialen Netzwerke bedeutet dies einen radikalen Wandel. Bislang galten dort persönliche Daten als das Öl des 21. Jahrhunderts; eine lukrative Quelle, die am besten ohne staatliche Eingriffe sprudelt. Ein neues Grundrecht auf Datenschutz in den USA würde automatisch die Privatsphäre von Inter-

netnutzern weltweit stärker in den Blickpunkt rücken, weil dort die Industriestandards gesetzt werden.

Im Kern geht es aktuell um kleine Datenschnüffler, sogenannte Tracking-Cookies, die das Surfverhalten der Nutzer aufzeichnen und an Unternehmen wie die Google-Tochter DoubleClick zurückmelden. Die Konzerne werten diese Informationen aus und schneiden Angebote und Werbung individuell auf die Interessen der Nutzer zu.

Obama und die Aufsichtsbehörde FTC favorisieren einen „Bitte nicht verfolgen“-Button („Do not track“), den die Anbieter in ihre Browser integrieren sollen. Damit könnten Nutzer die Datensammelei im Hintergrund ausschalten oder zumindest die Nutzung der gewonnenen Daten erheblich einschränken. Google, Apple, Amazon, Yahoo – praktisch alle großen US-Anbieter kündigten bereits an, baldmöglichst entsprechende Schaltflächen anzubieten. Ansonsten, so fürchten sie, müssten sie womöglich noch stärkere Einschränkungen für ihre Konzerne hinnehmen.

Wie in Deutschland könnten künftig auch in den USA Verbraucher das einklagbare Recht bekommen, Herr über ihre Daten zu bleiben: Demnach dürften Anbieter persönliche Informationen ihrer Nutzer nur noch für die Zwecke verwenden, für die sie auch erhoben wurden. Und die Bürger sollen zumindest erfahren können, wer über sie welche Inhalte speichert.

Auf 62 Seiten haben Obamas Mitarbeiter diese und andere Regeln notiert. Viele davon ähneln dem Geist nach den Vorga-

ben des deutschen Bundesverfassungsgerichts, das 1983 die „informationelle Selbstbestimmung“ zum Grundrecht erhob; einiges geht sogar darüber hinaus.

Dass in den USA solche neuen Vorschriften diskutiert werden, haben sich die Internetkonzerne selbst zuzuschreiben. Zuletzt verging kaum ein Monat, in dem nicht neue Datenskandale publik wurden.

So musste das soziale Netzwerk Path einräumen, dass es auf internetfähigen Handys (Smartphones) seiner Nutzer Daten aus den persönlichen Adressbüchern eingesammelt hatte, ohne die Besitzer vorher um Erlaubnis zu fragen. Twitter und andere Dienste verfuhrten mit ihren „Freunde finden“-Funktionen bislang genauso. Auch hier ist der US-Kongress aktiv geworden: Die Abgeordneten forderten mehr als 30 Unternehmen auf zu erklären, wie ihre Smartphone-Anwendungen (Apps) heimlich so viele Daten sammeln.

Dass im bisherigen Datenschutz-Entwicklungsland die Politik aufwacht, hat einen weiteren Grund: Der Wahlkampf bricht an – und Obama hat sich mit seinem Vorstoß geschickt an die Spitze des verbrauchernahen Themas gesetzt.

In Deutschland, wo das erste Datenschutzgesetz bereits vor rund 40 Jahren erlassen wurde, blicken Fachleute nun mit einer Mischung aus Staunen und Anerkennung über den Atlantik.

„Ich wünschte mir etwas von dem jüngsten Elan der US-Debatte auch für Deutschland“, sagt der Bundesdatenschutzbeauftragte Peter Schaar. „Hierzulande sind ähnliche Überlegungen, wie es sie vor zwei Jahren mit dem Rote-Linie-Gesetz gab, leider wieder eingeschlafen.“

Tatsächlich hatte der damalige Innenminister Thomas de Maizière (CDU) angekündigt, den Bereich der Persönlichkeitsrechte neu zu ordnen und eine „rote Linie“ zu definieren, die von den Konzernen nicht überschritten werden sollte.

Doch nichts passierte. Sein Nachfolger Hans-Peter Friedrich (CSU) setzt ganz auf Selbstregulierung. Nicht einmal die E-Privacy-Richtlinie der EU, die schon lange vor den USA eine Regulierung der Cookies vorsah, wurde bislang umgesetzt.

Nur folgerichtig adressiert Autor Jarvis seinen Spott neuerdings auch an seine Landsleute. „Die armen Cookies werden dämonisiert“, sagt er, dabei sei interessenorientierte Werbung doch ein grandioser Service für die Nutzer, viel besser als nervende Zufallsanzeigen. „Das Internet ist nicht kaputt“, glaubt Autor Jarvis, „wir sollten also über alle Reparaturmaßnahmen sehr genau nachdenken.“



US-Präsident Obama: „Bitte nicht verfolgen“

MARCEL ROSENBACH

DOUG MILLS / NEW YORK TIMES / REDUX / LAIF



Athener Krisenkind Paraskeva in Berlin
Kein Glück in „Germania“

MIGRANTEN

Alles besser als Athen

Zu Tausenden fliehen Griechen nach Deutschland: Anwälte, Ingenieure, Grafiker. Ohne Deutschkenntnisse sind sie auf dem Arbeitsmarkt chancenlos.

Im Oktober 2011, als der deutsche Bundestag Griechenland und anderen EU-Staaten weitere Hilfsmilliarden zugiebt hatte, beschloss Thalia Paraskeva, 24, ihr Land zu verlassen. Sie packte warme Stiefel in einen Koffer, ein paar Kleider, eine Jacke und ein Wörterbuch Griechisch-Deutsch.

Zwar zeichneten die Zeitungen in Athen die Deutschen seit Monaten als Nazis, KZ-Aufseher und Euro-Imperialisten, die ihre Schuldner ausbluten lassen. Doch Thalias Freunde und Verwandte erzählten eine andere Geschichte: Sie schwärmten von einem Land, in dem jeder Arbeit findet, der Arbeit haben will; von den Onkeln und Tanten, die in der Nachkriegszeit nach „Germania“ aufgebrochen waren und dort ihr Glück gemacht hatten. Und sie erzählten von Berlin, vor allem von Berlin.

Thalia hat in Athen einen Abschluss in Grafikdesign gemacht. Doch in der Krise wollte niemand sie einstellen. Sie kellnerte, sie verdiente mal hier etwas, mal dort – bis ihr auch die Minijobs ge-

kündigt wurden. Alles ist besser als Athen, dachte Thalia, und buchte ein Ticket nach Berlin.

So wie Thalia haben sich viele Griechen in die daheim so übel beleumdete Bundesrepublik aufgemacht. Rund 25 000 meldeten sich allein im vergangenen Jahr, gegenüber 2010 haben sich die Zahlen verdoppelt. Nicht einberechnet, so gibt der Hamburger Migrationsforscher Vasilis Tsianos zu bedenken, seien jene Übersiedler, die den Weg zu einer deutschen Behörde bislang scheuten. Deshalb geht er von mehr als 60 000 neuen Griechen in Deutschland aus. Die meisten von ihnen sind Wirtschaftsflüchtlinge mit akademischem Grad: Anwälte, Ingenieure, Architekten. Ausgestattet mit ebenso viel Courage wie Naivität, hoffen sie auf eine Chance, wie sie die griechischen Gastarbeiter aus den Trecks der sechziger und siebziger Jahren erhielten.

Viele gehen nach Berlin, weil sie dort, wie in den Metropolen London oder Paris, den Wohlstand einer Hauptstadt vermuten. Dass Berlin, der Sehnsuchtsort der Jugend aus Südeuropa, in Wahrheit eine arme Stadt mit einem angespannten Arbeitsmarkt ist, merken sie erst, wenn sie vor Ort sind.

Thalia Paraskeva kam im November in Berlin an. Die Grafikdesignerin wohnte zunächst bei einer griechischen Freundin, die selbst vor der Krise geflüchtet war. Doch schon die Suche nach einer Wohnung gestaltete sich schwierig. „Wir vermieten nicht an Griechen“, sagte man ihr.

Und was die Idee einer Europäischen Union, eines gemeinsamen Markts mit dem Recht, in jedem Mitgliedsland arbeiten zu dürfen, wirklich wert ist, verstand

Thalia schnell: Wo immer sie sich um einen Job bewarb, scheiterte sie an ihren mangelnden Deutschkenntnissen.

Da ihr für einen Sprachkurs das Geld fehlte, suchte sie Kontakt zur griechischen Gemeinde. Bei einem Stammtisch traf sie Antonia Karali, der ein griechisches Restaurant in Berlin-Friedenau gehört. Thalia hilft jetzt in der Küche aus.

Pigi Mourmouri von der Diakonie in Neukölln kennt solche Fälle zuhauf. Sie ist griechische Sozialarbeiterin in Berlin – und deshalb derzeit sehr gefragt. Pausenlos landen bei ihr Krisenkinder aus Hellas.

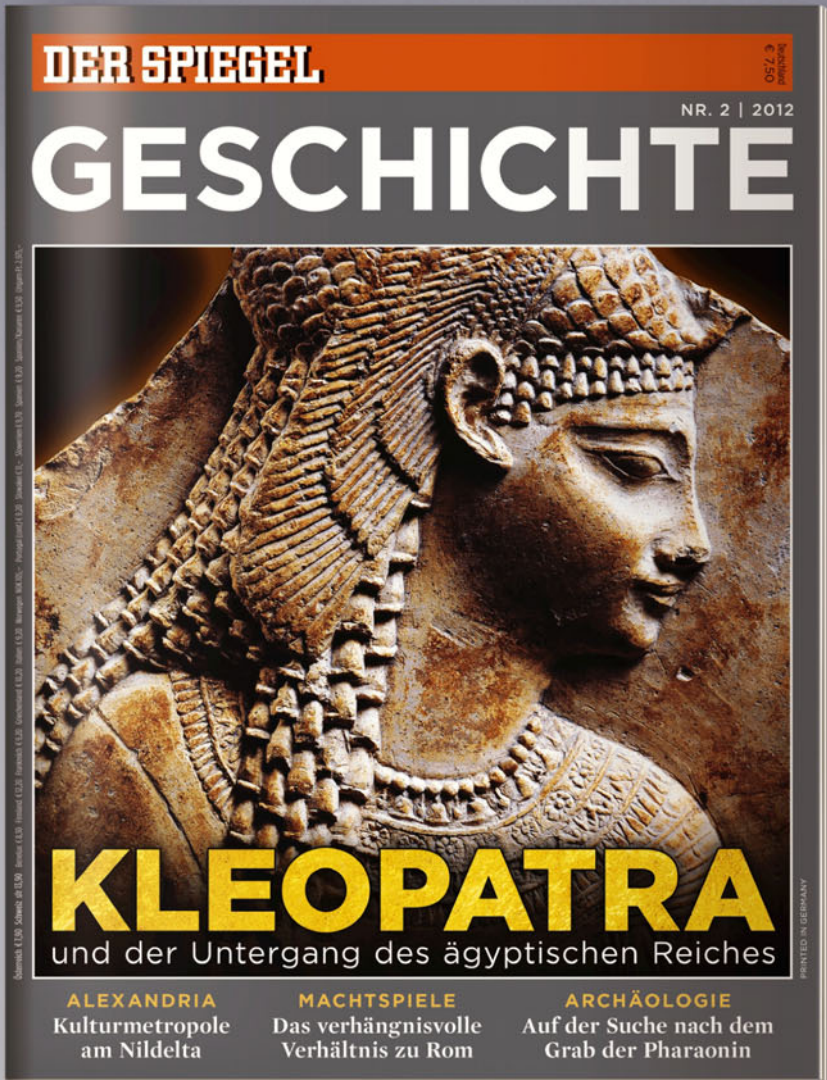
Griton Lolis zum Beispiel kam vor drei Monaten nach Deutschland. In Athen hatte er sein Wirtschaftsstudium mit Bestnoten abgeschlossen, doch auf dem dortigen Arbeitsmarkt schlug danach der Euro-Horror zu. Die erste Firma, der er als Buchhalter diente, wurde dichtgemacht; bei der zweiten gab es Massenentlassungen. In Berlin konnte er sich glücklich schätzen, einen Platz in einem Deutschkurs bei der Volkshochschule bekommen zu haben. Noch lebt er vom Ersparten, aber das, so gesteht der Akademiker, gehe „bald zur Neige“.

Hilfe vom deutschen Staat können die Neuankömmlinge nicht erwarten. Zwar beschwört Kanzlerin Angela Merkel (CDU) in der Euro-Krise gern die „europäische Solidarität“, die es gebiete, Griechenlands Wirtschaft zu stützen – den griechischen Krisenflüchtlingen aber steht sie nicht bei. Ende Februar hat das Arbeitsministerium eine Direktive erlassen, die EU-Bürgern den Bezug von Hartz IV erschwert. Sie soll mittellose Einwanderer aus Südeuropa abschrecken. Auch die Finanzierung von Sprachkursen ist äußerst schwierig. „Ohne Unterstützung ist es fast unmöglich, in Deutschland Fuß zu fassen“, sagt Sozialarbeiterin Mourmouri.

Am Beispiel der griechischen Akademiker wird deutlich, wie weit die Bundesrepublik noch entfernt ist von dem modernen Einwanderungsland, das sie gern wäre. Statt sich der neuen Migranten anzunehmen und sich mit deren Integration auseinanderzusetzen, wie es für muslimische Einwanderer in den vergangenen Jahren geschehen ist, werden die Mauern eher wieder höher gezogen. Das Potential gut ausgebildeter ausländischer Fachkräfte wird kaum genutzt.

Offiziell tritt die deutsche Politik für ein vereintes Europa ein, für offene Grenzen und den einheitlichen Markt. Die Lasten zu schultern, die sich daraus ergeben, ist sie aber nur bedingt bereit.

Elke Ferner, Fraktionsvizein der SPD im Bundestag, kritisiert deshalb den „Rückfall in die Abschottungspolitik der fünfziger Jahre“. Der Hauptgeschäftsführ-


CÄSAR

Geliebter und Verbündeter

ANTIKES ROM

Als Ägypten in Mode kam

KINO

Die Glamour-Queen von Hollywood

**Jetzt
im
Handel.**

rer des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbands, Ulrich Schneider, spricht von einem „europa- und sozialpolitisch geradezu fatalen Signal“.

In ihrer Not wenden sich viele Migranten an die griechische Community vor Ort, an die ehemaligen Gastarbeiter und deren Kinder. Doch die sind sich uneins, was sie mit den jungen Zuwanderern machen sollen. So verläuft neuerdings ein Graben durch die deutsch-griechischen Gemeinden, durch die Verbände, ja selbst durch die Gaststätte von Antonia Karali.

Da sind die einen, die helfen wollen, wie die Mitglieder des Vereins Exantas. Früher trafen sie sich bei Karali, um Lesungen und Konzerte zu organisieren, jetzt gibt es beim Stammtisch nur ein Thema: die Krise. „Als wir kamen, hatten wir Arbeitsverträge und wir wurden gebraucht“, sagt Kostas Kouvelis, der Vereinsvorsitzende, „wer heute kommt, hat fast nichts und braucht unsere Hilfe.“ Er und seine Kollegen wollen eine Jobbörse gründen und arbeiten an einer Ratgeber-Homepage.

Und dann gibt es die anderen, die sich für die jungen Migranten nicht verantwortlich fühlen wollen, nur weil ihre Vorfahren auch einmal aus Griechenland ausgewandert sind. Sie leben seit Jahrzehnten in Deutschland, haben sich eine Existenz aufgebaut und müssen sich plötzlich rechtfertigen für die Schuldenpolitik ihres Herkunftslandes. Manche von Karalis Gästen sagen, die Migranten hätten die Krise daheim mitverursacht und sollten allein sehen, wie sie zurechtkommen.

Ein gereizter Ton herrscht unter den Deutsch-Griechen: Sozialwissenschaftler wie Vassilis Tsianos von der Universität Hamburg warnen vor wachsenden Aggressionen in der Community. „Die Gemeinden gehen zugrunde“, sagt auch Nikolaos Athanassiadis vom Verband der griechischen Gemeinden.

Der Verein Exantas würde den Landsleuten ja gern helfen. Aber was soll man tun mit einem wie Vasileios Tzimiropoulos? Der Bauingenieur spricht zwar vier Sprachen, doch Deutsch nur rudimentär. Weil Griechenland Leute wie den 31-Jährigen in Zeiten des Sparens nicht mehr brauchte, ist er nach Deutschland gekommen. „Mit deiner Qualifikation findest du überall einen Job“, hatte man ihm prophezeit. Inzwischen weiß er, dass das nicht stimmt.

Junge Migranten wie Tzimiropoulos organisieren sich. Auf Facebook hat sich die Gruppe „Greek Berliners“ gegründet. Ihre Mitglieder tauschen sich über das Ankommen in Berlin aus, helfen einander bei der Wohnungs- und Jobsuche. Auch Thalia Paraskeva ist der Gruppe beigetreten. Die Grafikdesignerin glaubt nicht, dass sie via Facebook Arbeit findet. „Aber wenigstens bin ich mit meinen Problemen nicht mehr allein.“

MAXIMILIAN POPP

GEHEIMDIENSTE

„Wir müssen als Erste rein“

Der neue BND-Präsident Gerhard Schindler, 59, über bürokratische Agenten und den wachsenden Einfluss von al-Qaida in Nordafrika

SPIEGEL: Lesen Sie Gedichte?

Schindler: Gelegentlich.

SPIEGEL: Nobelpreisträger Günter Grass hat gerade eines veröffentlicht, in dem er behauptet, Deutschland liefere mit seinen U-Booten die Plattform für einen möglichen israelischen Vernichtungsschlag gegen Iran.

Schindler: Das halte ich für absurd!

SPIEGEL: Wann rechnet der Bundesnachrichtendienst (BND) mit einem Angriff auf die Atomanlagen am Persischen Golf?

Schindler: Dazu werde ich mich angesichts der politisch brisanten Situation sicherlich nicht im SPIEGEL äußern.

SPIEGEL: Seit Anfang des Jahres sind Sie Chef des Bundesnachrichtendienstes. Was wollen Sie ändern?

Schindler: Jedenfalls nicht die Haltung der Mitarbeiter. Noch nie habe ich in meiner Laufbahn so viele hochmotivierte Kollegen getroffen wie hier. Allerdings ist mir auch noch nirgends so viel Bürokratie begegnet. Manchmal dauert es Monate, bis eine Operation in Gang gebracht ist, das kann so nicht bleiben. Der Dienst muss risikofreudiger werden.

SPIEGEL: Und zwar wie?

Schindler: In den Krisengebieten der Welt darf es kein Zögern geben. Wir müssen die Ersten sein, die reingehen, und als Letzte wieder raus.

SPIEGEL: War Ihr Vorgänger Ernst Uhlrau zurückhaltender?

Schindler: Meinen Vorgänger kann und will ich nicht beurteilen. Außerdem möchte ich eigene Spuren im BND hinterlassen. Ich glaube zum Beispiel, dass wir die Arbeit von Agenten und Quellen noch ausbauen können. Bei allen Möglichkeiten, die moderne Überwachungstechniken etwa im Internet oder über Satelliten heute bieten: Es reicht nicht aus, sich darauf zu verlassen. Klassische Nachrichtendienstarbeit ist damit nicht zu ersetzen.

SPIEGEL: Was berichten Ihre Leute denn vom Hindukusch, wo al-Qaida zuletzt massiv unter Druck geraten ist? Gilt die Terrorgruppe noch als handlungsfähig?

Schindler: Natürlich ist die Situation für al-Qaida im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet schwierig geworden. „Geht nach Somalia“, hat ein Kommandeur der Terrororganisation Islamisten aus dem Westen zugerufen, weil es in den pakistanischen Lagern inzwischen zu gefähr-



BND-Chef Schindler
„Anschläge auch in Deutschland“



Schabab-Milizen in Somalia
„Dieses Netzwerk ist hochflexibel“

lich sei. Hintergrund sind die militärischen Erfolge der westlichen Truppen. Das heißt aber noch lange nicht, dass sich die Gefahr damit erledigt hätte.

SPIEGEL: Vor einem Jahr tötete ein US-Spezialkommando Osama Bin Laden. Welche Folgen hatte dies für al-Qaida?

Schindler: Das war sicherlich ein Einschnitt in die Struktur der Kerngruppe. Wir haben aber nicht den Eindruck, dass das Terrornetzwerk und seine Strukturen deutlich schwächer geworden wären.

SPIEGEL: Die Nachfolge Bin Ladens hat der Ägypter Aiman al-Sawahiri offiziell

für sich reklamiert. Ist der Arzt nun die unangefochtene Nummer eins?

Schindler: Nach unseren Erkenntnissen ja. Sawahiri hatte bereits zu Bin Ladens Lebzeiten sehr großen Einfluss innerhalb des Netzwerks. Dessen Aufbau hat sich seither nicht verändert: mit Kern-al-Qaida an der Spitze und vielen Filialen etwa im Irak, im Jemen oder im Maghreb. Sie sind nach wie vor eng miteinander verbunden.

SPIEGEL: Die Fragmentierung von al-Qaida ist keine Schwäche, sondern eine Stärke?

Schindler: Dieses Netzwerk ist hochflexibel. Wo der Druck zu groß wird, zieht sich al-Qaida zurück. Wo die Bedingungen günstiger sind, weitet es seine Aktivitäten aus. Gerade in Nordafrika ist die terroristische Bedrohung in den vergangenen Monaten sicherlich gewachsen. In Nigeria hat sich die Terrorgruppe Boko Haram al-Qaida angeschlossen. In Somalia sind es die Schabab-Milizen.

SPIEGEL: Demnach hat sich die islamistische terroristische Szene verlagert?

Schindler: Es ist in der Tat eine Absetzbewegung in Richtung Somalia und in den Jemen festzustellen. Daneben beobachten wir, dass sich al-Qaida in Nordafrika derzeit neu orientiert. Ich glaube, dass es dort für eine Terrororganisation gute Rahmenbedingungen gibt: Wir haben in diesen Ländern eine hohe Arbeitslosigkeit, bisweilen ist die Grundversorgung der Bevölkerung nicht gesichert, und es gibt wenig ausgeprägte rechtsstaatliche Sicherheitsstrukturen.

SPIEGEL: Welche Folgen hat das für deutsche Islamisten, die es in den bewaffneten Kampf zieht?

Schindler: Früher war Waziristan im Grenzgebiet von Pakistan und Afghanistan das wohl wichtigste Ziel deutscher Konvertiten. Jetzt wird Somalia zu einem neuen Hotspot.

SPIEGEL: Bildet sich nach dem Aufstand in Mali in Westafrika nun der nächste Krisenherd?

Schindler: Mali ist knapp viermal so groß wie Deutschland, mit einer heterogenen Bevölkerungsstruktur. Dass sich Nordmali nun vom Rest des Landes abzuspalten droht, ist in der Tat besorgniserregend. Denn Nordmali könnte zu einer weiteren Basis für al-Qaida werden. Schon jetzt operieren dort mehrere Rebellen Gruppen, darunter eine islamistisch orientierte, die an Einfluss und Bedeutung gewinnt.

SPIEGEL: Was bedeutet das für die Menschen in Deutschland? Al-Qaida scheint derzeit sehr mit sich selbst beschäftigt zu sein. Hat die Terrorgefahr nachgelassen?

Schindler: Nein. Die Zielwahrnehmung der Terrororganisation hat sich nicht geändert. Al-Qaida plant Anschläge auch in Deutschland.

INTERVIEW: HUBERT GUDE, FRANK HORNIG, BERNHARD ZAND

KRIMINALITÄT

Patrone in rotem Samt

Vor dem Landgericht Hagen beginnt ein Verfahren, das alle Züge eines Mafia-Prozesses trägt. Allerdings kann der Kronzeuge nicht mehr aussagen: Der Auftragskiller Michael Petzold hat sich im vergangenen November in seiner Zelle erhängt.

Der 17. November 2011 sollte der große Tag im Landgericht Hagen werden. Michael Petzold, 49, DDR-Flüchtling, Dressman, Killer, wollte aussagen, wie er im Auftrag einer italienischen Familie Schulden eingetrieben, geraubt und gemordet hatte. Doch dazu kam es nicht.

Um 9.45 Uhr betrat die Vorsitzende Richterin Heike Hartmann-Garschagen den Saal und erklärte: „Nach Kenntnis der Kammer hat sich der Zeuge heute Nacht erhängt.“

So konsequent, wie er gemordet hatte, verabschiedete sich Petzold aus dem Leben. Laut Obduktion hatte er Waschmittel geschluckt, sich die Pulsadern aufgeschnitten und sich dann mit seinem Gürtel an einem Regal stranguliert.

Durch Petzolds Suizid fehlt nun der wichtigste Zeuge in einem weiteren Prozess, der Dienstag vor demselben Gericht in Hagen beginnen wird. Angeklagt sind Mitglieder einer sizilianischen Familie, die versucht haben sollen, in Deutschland ein kriminelles Imperium aufzubauen.

Von einer Pizzeria an der Hagener Peripherie aus, so glauben deutsche Ermittler, hat die Familie mit Falschgeld, Drogen und Waffen gehandelt. Sie soll Kredite zu Wucherzinsen vergeben haben, und wer nicht zahlen konnte, bekam einen Schuss ins Bein. Die Familie B. unterhalte „enge nationale und internationale Kontakte zu kriminellen Personen und Gruppierungen, die der Organisierten Kriminalität zuzurechnen sind“, heißt es in einem Polizeivermerk.

Auch wenn der Kronzeuge Petzold tot ist, so erlauben seine Aussagen Einblicke in die Geschäfte einer Familie, die offenbar die Regeln der Mafia ins Ruhrgebiet importierte. In seltener Detailgenauigkeit lässt sich zudem die unheilvolle Freundschaft zweier Männer rekonstruieren, die nach 13 Jahren zerbrach – als Petzold sein versprochenes Honorar für einen Mord nicht erhielt.

Im Oktober 2006 habe er einen aus Italien stammenden Gastwirt mit fünf Schüssen auftragsgemäß getötet, so gestand der Kronzeuge. Aber statt die zugesagten 10 000 Euro zu zahlen, habe der Freund



Tatort Köln-Deutz 2006, Täter Petzold 1999, mutmaßlicher Auftraggeber Giuseppe B. 2008: Regeln

versucht, ihn mit ein paar hundert Euro abzuspeisen.

Giuseppe B., der Hauptangeklagte im Hagener Verfahren, und Michael Petzold waren beide Anfang der achtziger Jahre in die Bundesrepublik gekommen, um ihr Glück zu machen. Giuseppe B. floh vor der Armut Siziliens, Petzold aus der Unfreiheit der DDR.

Als sich ihre Wege in den Neunzigern kreuzten, war Petzold ein richtungsloser, unsteter Mann, der in seiner neuen Heimat nirgends Anschluss gefunden hatte. Er hatte nie viel Geld, aber einen Hang zu schönen Frauen und scharfen Waffen. Giuseppe B. hingegen wusste genau, was er wollte und wo er hingehörte. Schon damals habe er den „Aufbau eines Mafia-Imperiums“ angestrebt, so heißt es in den Akten. Giuseppe B. hatte Waffen,

eine Familie und die festen Rituale einer Gangsterwelt.

Petzold fühlte sich von dieser Welt angezogen, er bewunderte Giuseppe B. und ordnete sich ihm unter. Er lebte fortan wie ein Mitglied des Clans. Er diente der Familie bei ihren Geschäften, und er ließ sich ausnutzen.

So wird vor dem Hagener Landgericht ab dieser Woche die Geschichte zweier Schwermisdänter aufgerollt – aber auch die eines Provinzkommissars, der jahrelang beharrlich Beweise zusammentrug, bis er den Mafia-Killer überführte.

Michael Petzold kam 1962 im sächsischen Freiberg zur Welt, der Vater Lehrer an der Polytechnischen Oberschule, die Mutter Erzieherin. Der Vater war glühender Kommunist und zeitweise Bürgermeister von Freiberg; er betrog seine Frau

und ließ den Sohn die Briefe an die Geliebte überbringen. Doch der Junge las sie und berichtete der Mutter daraus.

Der Vater war gleichzeitig Michaels Lehrer, und der Sohn litt unter ihm. Noch im Alter von 16 Jahren schlug der Vater ihn vor der ganzen Schulklassen.

Michael Petzold wollte weg. Nach dem Abschluss der Oberschule lernte er deshalb Schiffsbetriebstechniker und fuhr zur See. Als sein Bruder 1981 Suizid beging, verbot man ihm, zur Beerdigung heimzufliegen. Nach dieser Erfahrung brach er mit der DDR.

begegnete er erstmals dem mutmaßlichen Mafioso Giuseppe B.; der Italiener suchte einen speziellen Sportwagen. Aus der Zufallsbekanntschaft wurde Freundschaft. Besonders habe ihn beeindruckt, erzählte Petzold später, dass Giuseppe ihm im Kofferraum seines Wagens zahlreiche Waffen gezeigt habe; darunter ein Sturmgewehr, Typ AK 47, besser bekannt als Kalaschnikow.

Giuseppe B. stammt aus Riesi, Sizilien, einem schönen, aber armen Städtchen mit rund 10 000 Einwohnern. Riesi ist ein Mandamento, ein Mafia-Bezirk, dessen

geschworen, das Schweigen bis in den Tod. Giuseppe's Vater habe ihn in die Arme genommen.

Seine Familie, das war jetzt ein Sizilianer-Clan im Ruhrgebiet. Petzold fühlte sich als echter Mafioso. Das machte ihn stark, verlieh ihm Identität. Einmal ließ er Giuseppe B. 40 000 Mark. Er sah das Geld nie wieder, das nahm er hin. Die Freundschaft bedeutete ihm offenbar mehr als das Geld.

Um wieder flüssig zu werden, täuschte Petzold 1995 einen Überfall auf ein Autohaus in Hagen vor, in dem er damals arbeitete. Er kam mit einer Bewährungsstrafe davon. Sein Komplize, von Zeugen als Südländer beschrieben, konnte nicht ermittelt werden. Petzold hielt sich an die Omertà. Und machte weiter.

Im Auftrag von Giuseppe B. will er Falschgeld und Waffen transportiert, auch säumigen Schuldnern ins Bein geschossen haben. Er brach in Wohnungen ein, stahl Rentenpapiere, Pässe und Sozialversicherungsausweise, die er bei Giuseppe's Bruder Pasquale B. abgeliefert haben will. Wofür die Dokumente verwendet wurden, habe er nie erfahren.

Am 9. März 1999 drang er im sauerländischen Altena in die Wohnung einer Rentnerin ein. Als sie ihn überraschte, erschoss er sie. Die Papiere der alten Dame habe er bei Pasquale B. abgeliefert, dazu eine Patrone, eingewickelt in ein rotes Tuch. Er sagte B., es habe einen „Totalschaden“ gegeben, der Code für Mord.

Nur zwei Wochen später erfuhr Petzolds kriminelle Laufbahn eine unfreiwillige Unterbrechung. Er wurde eines Bankraubs überführt und wanderte mit kurzer Unterbrechung bis März 2006 ins Gefängnis. Doch selbst hinter Gittern schlug sein Leben bizarre Volten: Beim Freigang spannte er einem Mithäftling die Frau aus. Sie wurde schwanger, er heiratete sie.

Kaum entlassen, saß Petzold wieder in der Pizzeria der Brüder B. und jammerte, er sei „knapp bei Kasse“. Pasquale B. habe ihm dann einen Job angeboten, um „sein Konto aufzubessern“. Sei er bereit, einen „Totalschaden“ herbeizuführen?

Er habe einen italienischen Gastwirt erschießen sollen, der angeblich eine halbe Million Euro Schulden habe. Der Mann dürfe den 7. Oktober nicht mehr erleben, den Tag der Hochzeit seiner Tochter Stephania.

Giuseppe's mittlerweile erwachsener Sohn, so Petzolds Aussage gegenüber den Ermittlern, habe ihm das Restaurant im Kölner Stadtteil Deutz gezeigt und den Wirt beschrieben. Pasquale B. habe ihm eine Pistole, Marke Tokarew, gegeben, „leider ohne Schalldämpfer“. Am 6. Oktober sei er allein nach Köln gefahren.

Gegen 14 Uhr betrat der Killer das „Bella Vista“ an der Mathildenstraße. Er trank ein Glas Weißwein, reservierte ei-



der Mafia ins Ruhrgebiet importiert



PETER BRENNEN / TRIASS / BILD-ZEITUNG



MICHELE MARIA SPENA

Er bastelte eine schwimmfähige Reisetasche, und während einer Passage durch den Nord-Ostsee-Kanal sprang er von Bord. Er klammerte sich an die Tasche, die ihn wie ein Floß im kalten Wasser ans Ufer brachte. Klitschnass betrat der damals 21-Jährige am 22. Oktober 1983 den Boden der Bundesrepublik Deutschland.

Er heuerte bei den Deutschen Afrika-Linien an, für die er drei weitere Jahre zur See fuhr. Er war charmant und redigewandt. Er konnte überzeugen, Menschen für sich einnehmen. Er arbeitete als Autoverkäufer, Außendienstler, er stand Modell für Herrenbekleidung in Versandhauskatalogen. Er spielte kleine Nebenrollen in Fernsehfilmen und war Gast bei „Vera am Mittag“.

1993 verkaufte Petzold Autos für einen Händler im sauerländischen Halver. Dort

Boss in der Cupola vertreten ist, dem Führungsgremium der berüchtigten Cosa Nostra. So erzählen es die örtlichen Carabinieri.

1984 hatten sich die Eltern mit ihren Söhnen Pasquale und Giuseppe in Riesi abgemeldet, um in Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Sie ließen sich im Ruhrgebiet nieder und eröffneten eine Pizzeria in der Nähe von Hagen. Doch schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Deutschland verurteilte ein Gericht Giuseppe B. wegen versuchter räuberischer Erpressung und Nötigung.

Zwei Jahre nach ihrem ersten Treffen raubten Giuseppe B. und Michael Petzold ihre erste Bank aus. Nach dem Überfall, so erzählte Petzold den Ermittlern, habe er vor den Familienangehörigen ein Treuegelübde abgelegt und die Omertà



FRANCESCO SBRANO / DER SPIEGEL

Mafia-Hochburg Rieti: Eine heiße Dusche und ein letztes Essen mit der Tochter

nen Tisch für sieben Personen und wartete, bis er mit dem Wirt allein war. Dann zog er die Pistole. Er feuerte fünfmal, zuletzt aus einer Aktentasche, um den Lärm zu dämpfen. Er nahm dem Toten die Armbanduhr ab, so sei es verabredet gewesen. Das Weinglas wischte er an seiner Jacke ab, bevor er hinausging.

Erst sei er zur Pizzeria der Familie B. gefahren, dort habe er Pasquale zugewinkt, als Zeichen, dass der Auftrag erledigt sei. Seiner Frau sagte Petzold, dass er verschwinden müsse.

Danach fuhr er zu Giuseppe B., der inzwischen in der italienischen Hafenstadt Genua lebte. Er habe ihm die Armbanduhr des Gastwirts überreicht und eine Patrone, auch diese eingewickelt in roten Samt. Gemeinsam fuhren sie nach Sizilien, besuchten Palermo und den Ort Corleone, der seit dem Kinofilm „Der Pate“ weltweit Bekanntheit erlangt hat als Herkunftsort eines Mafia-Clans.

Doch die 10000 Euro Killerlöhne blieben Giuseppe seinem Freund schuldig. Mit 800 Euro speiste er ihn ab, mehr habe er nicht, soll Giuseppe gesagt haben. Wütend fuhr Petzold zurück ins Ruhrgebiet.

Die italienische Polizei wurde erst zwei Jahre später auf Giuseppe B. aufmerksam. Nicht wegen des Mordes in Köln, sondern weil er zusammen mit seinem Sohn Luca im Juni 2008 in Genua einen Kellner erschoss. Es ging um die „Ehre“, der Mann hatte ein paar Brotkrümel auf Giuseppe's Hose fallen lassen.

Seine Festnahme verlief so, wie es nicht mal Drehbuchautoren einer drittklassigen Fernsehserie schreiben würden: Giuseppe B. war zunächst in seinem Porsche nach Rieti geflüchtet. Aus Deutschland dirigierte sein Vater den Anwalt Vincenzo Vitello, der auch den örtlichen Mafia-Clan vertritt. Der Jurist organisierte die Festnahme zu Giuseppe's Bedingungen: vor dem Zugriff eine heiße Dusche und ein letztes Essen mit der vierjährigen Tochter. Ein italienisches Gericht verurteilte Giuseppe zu 20 Jahren Freiheitsstrafe, seinen Sohn zu knapp elf Jahren.

Die kriminellen Karrieren der Freunde Giuseppe B. und Michael Petzold wären

wahrscheinlich nie vor einem deutschen Gericht verhandelt worden – wenn Petzold's ehemaliger Mithäftling nicht geredet hätte. Der Mann, dem Petzold die Frau ausgespannt hatte, offenbarte sich der Hagener Polizei: Seine Ex, von Petzold längst wieder geschieden, habe ihm die Geschichte des Mordes an einem Gastwirt aus Köln-Deutz erzählt.

Kriminalhauptkommissar Klaus Müller fand die Geschichte plausibel. Müller, Mitte fünfzig, braunes, an den Seiten leicht ergrautes Haar, informierte die Kollegen in Köln, doch die winkten ab. Müller blieb hartnäckig, er bearbeitete Petzold's Ex-Frau, ihm zu erzählen, was sie wusste; fast drei Jahre folgte er der Spur des Killers, stieß auf den Mord an der Rentnerin im Sauerland, trug Indizien für das Geschehen in dem Kölner Restaurant zusammen. Dann hatte er genug für einen Haftbefehl.

Am 19. März 2010 nahmen Polizisten Petzold fest. In seiner Brieftasche steckte ein Parkschein, ausgestellt am 12. Oktober 2006, 17.22 Uhr, am Aquarium in Genua. Bei der Hauptverhandlung leugnete Petzold zunächst beharrlich. Doch die Beweislast war erdrückend: DNA-Spuren überführten ihn zweifelsfrei.

Kurz bevor das Urteil gesprochen werden sollte, brach der Doppelmörder doch noch sein Schweigen. Er habe, sagte er dem Gericht zur Begründung, die fragenden Gesichter der Kinder des Toten nicht



SASCHA SCHUERMANN / DAPD

Richterin Hartmann-Garschagen
Verhandlung unter Polizeischutz

ertragen können. Er wolle nun Antworten liefern. Petzold packte aus, erzählte alles, sein ganzes Leben.

Die Polizei nahm den geständigen Doppelmörder in das Zeugenschutzprogramm auf. Seine Aussagen wurden auf Video aufgezeichnet, ein Richter vernahm ihn. Aus einem gewöhnlichen Mordprozess wurde plötzlich ein Verfahren, das einen Schlag gegen die Organisierte Kriminalität ermöglichen sollte. Die Hagener Kripo gründete die Ermittlungsgruppe „Global“, die sich fortan mit den Geschäften der Familie B. befasste.

Die Aussagen Petzold's sind nun Gegenstand von zwei Gerichtsverfahren: einem gegen Pasquale B., der im Februar 2011 auf dem Parkplatz eines Baumarkts festgenommen wurde. Und eben jenem gegen seinen Bruder Giuseppe und dessen Sohn, die im Dezember 2011 von den italienischen Behörden ausgeliefert wurden.

Schon die Verhandlung gegen Pasquale B. und einen weiteren Italiener, die im Oktober 2011 begonnen hat, zeigt viele Merkmale eines typischen Mafia-Prozesses: Bei jedem Termin sind Familienangehörige dabei, sie bringen Wasser und Süßigkeiten für die Angeklagten. Bewaffnete Polizisten schützen das Gericht, weil die Ermittler befürchten, dass es den Versuch geben könnte, die Gefangenen zu befreien. Richterin Heike Hartmann-Garschagen fühlt sich bedroht, seit der Anwalt von Pasquale B. sie mit „subtilen Äußerungen“ über ihre Familie und ihre Lebensgewohnheiten erschreckt hat.

Der Anwalt der Brüder weist Petzold's Aussagen als „reine Phantasie“ zurück, sie seien ein Produkt seiner narzisstischen Persönlichkeit. Pasquale B. will Petzold nur als Freund seines Bruders gekannt haben, Giuseppe und Luca haben sich noch gar nicht geäußert.

Der Grund für Petzold's Suizid bleibt indes ein Rätsel. Angeblich freute er sich auf die Verhandlung, um „endlich reinen Tisch zu machen“, wie er seiner Freundin erzählt haben soll. „Mein geliebter Schatz Sylvia“, schrieb er ihr aus dem Gefängnis, „du bist so wunderbar liebevoll zu mir.“ Er gehe täglich eine Stunde joggen und vermisse seinen Sohn, „aber das werde ich irgendwie verkraften“.

Am Vorabend seines Todes, nur wenige Stunden vor seinem geplanten Auftritt vor Gericht, wechselte er dann plötzlich die Tonlage: „Mein Liebling, mein Allerliebster, nun ist es Zeit Abschied zu nehmen.“ Er vermachte ihr seinen Flachbildfernseher, 19 Zoll, einen DVD-Player, seine restlichen „Fressalien, Kaffee, Tee und so weiter“. Ans Ende setzte er einen letzten Liebeschwur.

Stellvertretend für den Toten wird nun der Richter aussagen, der Petzold vernommen hat.

ANDREAS ULRICH

Jetzt den SPIEGEL empfehlen und Wunsch-Gutschein sichern!

Werben Sie jetzt einen neuen SPIEGEL-Leser, und freuen Sie sich auf einen Gutschein Ihrer Wahl – Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein. Der neue Leser erhält den SPIEGEL für zwei Jahre zum Vorzugspreis.



maxchoice-power-gutschein € 120,-

Sie fahren, wir bezahlen – schnell und unkompliziert, wo Sie wollen. Wählen Sie einfach eine der Tankstellen oder einen Anbieter aus dem Automobilbereich aus, und lösen Sie Ihren Gutschein ein. Der Gutschein kann beliebig gestückelt werden und ist vier Jahre lang gültig. Einlösbar z. B. bei ARAL, OMV, SHELL, star, Sixt u. v. m.

**GRATIS
zur Wahl**



maxchoice-premium-gutschein € 120,-

Sie haben gern die freie Wahl? Dann ist dieser Gutschein genau das Richtige für Sie. Bei vielen beliebten Marken mit über 100 000 Möglichkeiten können Sie sich ganz einfach Ihren persönlichen Wunsch erfüllen. Der Gutschein kann beliebig gestückelt werden und ist vier Jahre lang gültig! Wählen und kombinieren Sie die Anbieter nach Wunsch, z. B. amazon, Douglas, Sixt, Media Markt, OBI u. v. m.

Jetzt SPIEGEL-Leser werben und Gutschein auswählen!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ Jeder kann werben! Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein!
- ☒ Ein Wunsch-Gutschein für den Werber
- ☒ Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 3,80 statt € 4,- pro Ausgabe
- ☒ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Auslandsangebote auf Anfrage:
+49 40 3007-4881

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL (ggf. inklusive der digitalen Ausgabe) für mindestens zwei Jahre zum Vorzugspreis von zurzeit nur € 3,80 statt € 4,- im Einzelkauf. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält den Gutschein ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr
Name, Vorname _____
PLZ _____ Ort _____ Straße, Hausnummer _____
E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe) _____ Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____
☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone, Android-Smartphone/-Tablet und PC/Mac) beziehen.
Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 49,40
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-
BLZ _____ Konto-Nr. _____
Geldinstitut, Ort _____

Datum _____ Unterschrift des neuen Abonnenten _____
Ich bin der Werber und erhalte meinen Wunsch-Gutschein: ☐ maxchoice-power-gutschein € 120,- (3977) ☐ maxchoice-premium-gutschein € 120,- (3942)
☐ Frau ☐ Herr
Name, Vorname _____
Straße, Hausnummer _____ PLZ _____ Ort _____

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-103

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Was war da los, Herr Tinney?

Stuart Tinney, 47, australischer Vielseitigkeitsreiter, über sein blaues Pferd: „Panamera ist eine meiner besten Stuten, vor kurzem habe ich mit ihr das Australian International 3 Day Event gewonnen, den bekanntesten Reitwettbewerb auf der Südhalbkugel. Seit ein paar Wochen ziehe ich Panamera diesen neuentwickelten Kompressionsanzug an, er ist atmungsaktiv und fühlt sich glatt und weich an. Der Anzug soll die Erholung nach dem Training unterstützen, indem er Kreislauf und Blutfluss anregt und die Muskeln vor dem Übersäuern schützt. Außerdem soll er Panamera beruhigen, wenn sie in ihrer Box zu einem Wettkampf reist. Er ist einteilig, man wirft ihn auf den Pferderücken wie einen Sattel, dann wird er um die Beine gelegt und jeweils mit einem Reißverschluss geschlossen. Der fünfte Reißverschluss sitzt am Bauch. Das Anlegen dauert zwei, drei Minuten, das Ausziehen 30 Sekunden – geritten wird ohne Anzug.“



Tinney, Panamera

VERKEHR

„Süßes Gift“



Andreas Knie, 51, Soziologieprofessor und Geschäftsführer des Berliner „Innovationszentrums für Mobilität und gesellschaftlichen Wandel“, über den Sinn der Pendlerpauschale

SPIEGEL: Herr Knie, wie sind Sie heute ins Büro gekommen?

Knie: Mit einem Elektroauto und mit U- und S-Bahn. Ich habe mehrere Wege, weil ich mehrere Büros habe. Ich kombiniere jeden Tag verschiedene Verkehrsmittel.

SPIEGEL: Weil der Sprit immer teurer wird, fordern Politiker, die Pendler zu entlasten. Ist das richtig gedacht?

Knie: Nein, das ist ein Kurieren an Symptomen. Die Erhöhung der Pendlerpauschale ist ein süßes Gift, das die Ursache der Schmerzen nicht bekämpft; sie müsste abgeschafft werden.

SPIEGEL: Was ist denn die Ursache der Schmerzen?

Knie: Ende der sechziger Jahre fand der damalige Verkehrsminister Georg Leber, jeder Deutsche habe ein Anrecht auf eine Autobahnzufahrt. Dahinter steckt der alte sozialdemokratische Traum von der Gleichwertigkeit der Lebensbedingungen – und eine veraltete Auffassung von Mobilität.

SPIEGEL: Wie lässt sich unsere Auffassung von Mobilität modernisieren?

Knie: Die eigentliche Frage ist doch: Wie will ich künftig leben? Wir wollen einerseits den ländlichen Raum, wol-

len für die Kinder die beste Landschaft. Aber wir wollen auch gut verdienen, wir wollen zum Fußballspiel, in die Oper. Also müssen wir weite Distanzen überbrücken. Wenn ich diesen Lebensstil haben will, muss ich wissen, dass ich den bezahlen muss.

SPIEGEL: Müssen wir anders leben?

Knie: Wir können uns diese Art zu leben doch nur leisten, weil wir auf das Auto so fixiert sind. Wenn es stimmt, dass die Überwindung von Distanzen immer teurer wird, dann

müssen wir die Städte kinderfreundlicher machen, damit junge Familien dort leben können. Ich sage: Wenn ich an einer prosperierenden Ökonomie teilnehmen will, dann muss ich dort auch hinziehen.

SPIEGEL: Besitzen Sie ein Auto?

Knie: Nein. Ich nutze natürlich Car-Sharing. Das exklusive Auto, das 90 Prozent der Zeit nur herumsteht – das kann sich unsere Gesellschaft nicht mehr leisten.



A3 bei Duisburg

Missionarsstellung

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Warum ein Niederländer einen Sexshop für Christen betreibt

Marc Angenent hat immer jemanden zum Reden, er spricht mit Gott genauso selbstverständlich wie mit der Frau an der Supermarktkasse. Am Tag, als er Gott die ungeheuerliche Frage stellte, sagt Angenent, saß er in einem blauen Bus der Linie acht. Er fuhr zu seiner Gemeinde, einer protestantischen Freikirche im Zentrum von Utrecht, Niederlande. Es war Sonntag, er fuhr zum Gottesdienst, Marc Angenent war Pfarrer. Die Frage hieß: „Wie hältst du es mit der Erotik, lieber Gott?“

Gott, sagt er, sagte nichts.

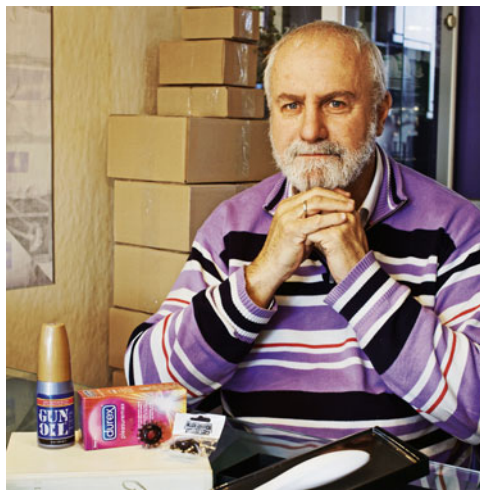
Pfarrer Angenent hatte einen festen Glauben. Was die Erotikfrage betraf, lag er mit Gott auf einer Linie, da war er sich sicher. Gott hatte das Fleisch erschaffen und die Fleischeslust. Warum nur gab es so viele Gläubige, die sich da nicht so sicher waren?

Marc Angenent ist 56 Jahre alt, ein Christ mit grauem Bart und grauen Augen. Er lebt in einem Backsteinhaus im Süden von Utrecht. Zur Begrüßung steigt er über 20 Kartons versandfertig verpackter Dildos, die sich im schmalen Hausflur stauen.

Angenent verschickt Erotikbedarf. Kondome, Gels gegen frühzeitige Ejakulation, Dildos, Prostatastimulatoren, Penisringe und so weiter; am besten läuft Vibrator „Iris“, 22 Zentimeter, lila Silikon, akkubetrieben, 99,95 Euro. „Liefdestuin.nl“, also „Liebesgarten“, heißt seine Website für Christen, im Netz ist sie seit vier Wochen zu finden. Marc Angenent führt einen privaten Kreuzzug gegen Lustfeindlichkeit.

Bevor er ins Geschäft einstieg, erzählt Angenent, saß er auf seinem Sofa, den Laptop auf dem Schoß, und klickte von einem Erotikshop zum nächsten, um herauszufinden, was in sein Sortiment passt. Lack? Leder? Peitschen? Gleitcreme? Peitsche nein, entschied er, Gleitcreme ja. Und er entschied auch, dass er auf Bestellung arbeiten würde. Geht ein Auftrag bei ihm ein, ordert er die Produkte beim Großhändler. Es gibt eine Gewinnspanne, aber es gehe ihm nicht ums Geld, sagt er. Wichtig sei seine Mission: die Lust.

Seine Freikirche sei eine offene Glaubensgemeinschaft, sagt Angenent, 23 Jahre lang war er ihr Pfarrer. Jeden Sonntag um zehn stand er in Pullover und Jeans vor der Gemeinde. Die Gemeinde war jung, in den 23 Jahren traute er häufiger, als er beerdigte.



Angenent

NIEDERLANDE

Online-Sexshop „nur für Christen“

AMSTERDAM :: Ein ehemaliger Pfarrer hat in den Niederlanden einen Internet-Sexshop „nur für Christen“ eröffnet. In dem „Liebesgarten“ würden

Aus dem „Hamburger Abendblatt“

Wenn Pfarrer Angenent Gemeindemitglieder zu Hause besuchte, stellte er andere Fragen als andere Pfarrer. Er hockte auf fremden Küchenstühlen und sah in nervös wandernde Augen. Er nahm einen Schluck Tee, dann sagte er: Haben Sie ein erfülltes Sexleben?

Viele waren dankbar für seine Direktheit. Sie sagten, sie hätten keinen Sex mehr, und wenn, dann sei er langweilig. Marc Angenent riet, Neues auszuprobieren, Lust zuzulassen. Dass es half, wusste er aus Erfahrung. 1976 hatte er seine Frau

Heleen geheiratet. Sie waren erst Anfang zwanzig, doch ihr Glück war überschaubar. Bis sie beschlossen, alles auszuprobieren, wozu sie Lust verspürten. Nicht immer nur Missionarsstellung.

Angenent war schon seit einer Weile Pfarrer, als er eine Weiterbildung begann, er wurde Sexualtherapeut. Im Winter 2011 saß der erste Patient am Gastisch in seinem Wohnzimmer, ein Pilot. Ein junger Mann mit Sonnenbrille, gutaussehend. Einer, der Boeings und Frauenherzen zum Fliegen brachte. Erektionsprobleme. Marc Angenent sagte dem Piloten, er solle sich nicht immer Bestleistungen abverlangen. Ein Penis sei kein Flugzeug, eine Startverzögerung kein Unglück.

Erotik konnte ein Problem sein, für viele. Für den Piloten, der funktionieren wollte wie die Männer in den Pornos. Oder für besonders fromme Christen, für die Sex etwas Schmutziges war. Ein katholisches Ehepaar hatte Marc Angenent eine verzweifelte E-Mail geschrieben. Seit fünf Jahren schliefen die beiden nicht mehr miteinander. Sie glaubten, das dürften sie nur tun, wenn sie ein Kind zeugen wollten. So interpretierten sie Humanae vitae, die päpstliche Enzyklika von 1968.

Marc Angenent entschied, dass er auch denen zur Lust verhelfen musste, die nicht in sein Wohnzimmer kamen.

Seinen Posten als Pfarrer hat er inzwischen aufgegeben. Als Sexualtherapeut hat er seine wahre Berufung gefunden, nebenberuflich betreibt er seinen Erotikversand.

Dass er keine Peitschen, keine Fetischartikel verkauft, sei nicht als Bevormundung gemeint. Angenent will die christliche Kundschaft nicht erschrecken. Deshalb zeigt er auch keine nackten Männer und Frauen, keine pornografischen Darstellungen auf seiner Website.

Jetzt, im Netz, hat Marc Angenent eine größere Gemeinde als jemals zuvor. Er hat Dankeschön-Mails bekommen und Hass-Mails, er sei mit dem Teufel im Bunde, schrieben ihm Glaubensbrüder.

Von Gott, sagt Angenent, habe er Derartiges nicht gehört.

ALEXANDER KREX

Boxer Mares mit Totenkopf-Tuch



MIGRATION

Der Grenzgänger

Als Kind von Illegalen kam er in die USA, geriet in die Halbwelt der Latino-Banden, als Boxweltmeister kann er zur Legende werden. An den amerikanischen Traum glaubt der Mexikaner Abner Mares trotzdem nicht. *Von Ullrich Fichtner*

TODD BIGELOW / NOVUS SELECT

Als Abner Mares unbehütet aufwuchs in Hawaiian Gardens, der kleinsten und damals härtesten Stadt im randlos zersiedelten Los Angeles, standen ihm nicht viele Leben offen. Für ein Kind wie ihn, von der Mutter über die mexikanische Grenze eingeschleppt mit fünf weiteren Geschwistern, führten alle Wege in den Knast, ins Krankenhaus oder gleich ins Grab. Es war die Zeit, und sie ist noch nicht vorüber, als die Latinos die Schwarzen jagten, mitten in Amerika. Abner Mares, das stand jedenfalls fest von Anfang an, würde um sein Leben kämpfen müssen.

Er steuert seinen silbernen Jaguar XF durch Hawaiian Gardens wie ein müder Fremdenführer, ein wenig ziellos, im Gesicht eine schwere Sonnenbrille von Louis Vuitton. Ein falscher Sommer ist aufgezo- gen über der kleinen Stadt, die in Wahrheit nur ein sehr kleiner Stadtteil ist im Südosten von Los Angeles. Hier war er Kind ohne viel Kindheit, das heißt ohne Glück, seine Hände zeigen hinaus auf lauter Tatorte. „Hier an der Ecke wurde ein Freund von mir erschossen“, sagt er. „Da drüben hat es einen anderen er- wischt, er wurde erstochen.“

So geht es weiter auf dieser Tour, geis- terhaft, Mares erzählt von einer Schie- ßerei hier, einem Überfall dort, einer Schlägerei, einem Mord. Die Taten sind fünf Jahre her oder acht oder zehn, und Mares ist kein Angeber. Er erzählt seine Geschichten nüchtern und so, als versuch- te er das Wunder zu begreifen, dass er nicht selbst erschlagen oder zum Mörder wurde.

Abner Mares Martínez ist 26 Jahre alt, er misst 1,65 Meter, hat eine Reichweite von 1,73 Metern, und bei der Begegnung wiegt er 61 Kilogramm, das macht zwölf- einhalb Pounds zu viel, sechs Kilo, die er schnell wieder loswerden muss, ohne da- bei Kraft zu verlieren. Am 21. April steht sein nächster großer Boxkampf an, Super- bantamgewicht, es geht gegen Eric Morel und um den Weltmeistertitel des WBC- Verbands. Die Show wird in El Paso statt- finden, Texas, direkt an der Grenze zu Mexiko, also fast in der Heimat, in Abner Mares' eigentlicher Heimat.

Mares ist bekannt in Mexiko, bekannter als in den USA, das wird sich am Publikum ablesen lassen. Leute, die sich mit dem Boxen auskennen, trauen ihm zu, dass er das Zeug zur Legende hat, dass ein neuer Chávez in ihm steckt, der einst mehr Pro- fikämpfe in Folge gewann als irgendein anderer Boxer, oder der nächste Rubén Olivares, der als zäher, langlebiger Cham- pion in der Boxszene unvergessen ist.

Abner Mares könnte in diese Liga auf- steigen, aber er ist zu bescheiden oder zu klug, es selbst laut auszusprechen. Er redet von Hoffnung und harter Arbeit und davon, dass es natürlich schön wäre, auch für die Latinos in Nordamerika ein

Idol zu sein, für die Latinos, die in Kali- fornien, Texas, Arizona vielerorts nicht mehr Minderheit sind, sondern längst die überwältigende Mehrheit. In Hawaiian Gardens haben 74 Prozent der 16 000 Ein- wohner hispanische Wurzeln, sie sind ir- gendwann aus Mexiko oder Guatemala gekommen, legal oder illegal, das spielt bei einer Latino-Mehrheit von drei Vier- teln keine große Rolle mehr, niemand fragt danach.

Der Weg hierher war weit für alle Fa- milien, und Mares' Geschichte ist die Ge- schichte vieler Einwanderer, ein kleiner Roman über einen Aufsteiger, ein Lied darüber, dass der amerikanische Traum irgendwie fortlebt und irgendwie doch kaputtgegangen ist. Denn Abner Mares, der wie ein Amerikaner lebt, fühlt wie ein Mexikaner. Und wenn er seine Siege feiert, wehen grün-weiß-rote Fahnen und keine Stars and Stripes.



Aufsteiger Mares in Hawaiian Gardens: Schlachtfelder einer amerikanischen Kindheit

Das nördliche Amerika war jahrelang nicht besonders gut zu ihm. Als ihn seine Mutter aus Guadalajara nach Norden ver- pflanzte, um das erbärmliche Leben süd- lich der Grenze gegen ein besseres ein- zutauschen, war er sieben Jahre alt. Die Mutter nahm ihre damals sechs Kinder und machte sich auf in die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Familie kratzte Geld zusammen, um die Schlepper zu be- zahlen, um in wechselnden Autos über die grüne Grenze zu gelangen, das war damals, 1992, einfacher als heute. In der Luft lag der ewige Frühling Kaliforniens, aber das erbärmliche Leben der Familie Mares sollte jetzt erst richtig beginnen.

Die Mutter, „undocumented“, eine Mexikanerin ohne Papiere oder nur mit den falschen, eine Frau, die nichts als Spa- nisch sprach, fand nur die üblichen Jobs der illegalen Einwanderer, Hilfsarbeiten,

sie putzte und sah nach den Gärten und Blumen fremder Leute. Sie arbeitete, er- innert sich Abner Mares, der Viertgebo- rene, eigentlich ununterbrochen.

Auch der Vater, der nachzog, irgend- wie, auf irgendwelchen Wegen, war nicht oft zu sehen, während die Kinder zu Hau- se, elf wurden es am Ende, sieben Brüder, vier Schwestern, vor dem Fernseher ver- wahrlosten. Sie lebten dahin in der Elaine, später in der Horst Avenue, in Holzhäu- sern, so klein, dass der Platz nicht reichte, um Betten für alle aufzustellen.

Jahrelang schlief Abner Mares auf dem Fußboden, und oft schlief er gar nicht, weil ihn, mitten in Amerika, bohrender Hunger wach hielt. Ein-, zweimal die Wo- che machte sich die Familie im Morgen- grauen auf zum „Großeinkauf“, sagt Ma- res mit einem falschen Lachen. Sie zog dann hinter die Supermärkte am Norwalk Boulevard und in der Carson Street, um

in den Müllcontainern nach Essen zu su- chen, nach Fleischpaketen, Milch und Brot, das für die zahlende Kundschaft nicht mehr gut genug war.

Ganz am Anfang, sagt Mares, waren die Ausflüge zu den Hauptstraßen ein Fest für die Kinder. Sie stellten sich vor McDonald's-Filialen und dem Food4Less-Supermarkt auf, vor den Konsumtempeln Amerikas, und machten Fotos von sich, „das war unser Disneyland“. Später ver- wandelten sich dieselben Straßen, Hin- terhöfe und Parkflächen in die Schlach- tfelder seiner Jugend.

Bis vor drei Jahren tobte in Hawaiian Gardens ein Bandenkrieg so brutal, dass endlich ganze Hundertschaften der lo- kalen und der Bundespolizei einrückten, um Jagd auf gleich 147 Gangster zu machen. Es war, sagte ein Staatsanwalt damals, die größte Anti-Banden-Razzia in der Ge-

schichte der USA, und auf die Verfolgten warteten reihenweise Verurteilungen zu 15, zu 20 Jahren Gefängnis.

Die meisten der 63 Leute, die am Tag der Razzia im Mai 2009 festgenommen wurden, kannte Abner Mares. Es waren Freunde, Schulkameraden, ehemalige „große Brüder“ darunter, die Kindern wie ihm erzählt hatten, die Schwarzen seien nichts wert und müssten aus dem Ort verschwinden, mit allen Mitteln.

Drogendealer wurden ausgehoben, Geldwäscher, Autoknacker, Totschläger, die zuvor auf der Suche nach neuen Talenten waren. Sie waren die Ersten, die Abner Mares entdeckten. Er war klein, aber schnell. Er war dünn, aber stark. Er machte sich, ein halbes Kind noch, schon einen Namen als gefährlich guter Schläger. Und seine Aussichten darauf, in den Knast, ins Krankenhaus oder ins Grab zu kommen, stiegen stetig.

Wer Mares heute beim täglichen Training zusieht im Boxclub an der 56. Straße von Maywood, 25 Minuten Autobahnfahrt nach Süden von Downtown Los Angeles, 30 Minuten Fahrt nördlich von Hawaiian Gardens, erlebt einen konzentrierten, ernsten Kämpfer. Der Club ist ein niedriger Zweckbau in einer Gegend, zugestellt mit Lagerhallen, in der Nähe stapeln sich auf gewaltigen Flächen die Schiffscontainer, umgeschlagen im Hafen von Long Beach, dessen Anlagen sich tief in die Stadt fressen. Auch aus Maywood werden fast täglich Überfälle und Einbrüche gemeldet, Schlägereien, Diebstähle, „das Übliche“, sagt Mares, „this is L. A.“.

Im Club stehen zwei Boxringe fast raumfüllend nebeneinander. Die Decke der Halle hängt so niedrig, dass sich ihre Balken vom Ringboden aus springend fast erreichen ließen. HipHop-Musik wummert, drei Dutzend Boxer trainieren hier, sie trudeln gegen zehn Uhr ein, drücken zur Begrüßung die Schultern freundlich aneinander, alles Latinos, von zwei, drei schwarzen Boxern abgesehen.

Es sind schräge Typen darunter wie Daniel Hernandez, der in den Straßen von Los Angeles einen Kopfschuss überlebt hat, oder Robert Guzman, der mit den Marines bis vor kurzem im Irak-Krieg war. Um sie herum lungern Boxpromoter und verliebte Mädchen, die regelmäßig vor die Tür gehen, um Zigaretten zu rauchen und auf Telefonen herumzutippen. Die Umgangssprache hier ist Spanisch.

Mares' Manager schaut vorbei, Frank Espinoza, er fährt vor in einem schwarzen Range Rover mit seinem Sohn Frankie, dem kleine Brillanten in beiden Ohren stecken. Espinoza trägt schwarzes Hemd und schwarzen Anzug zu hellbraunen Schuhen aus Klapperschlangenleder. Er schwärmt von seinem Champion, er sagt, Abner werde „groß“, vielleicht der erste Boxer, dem es gelingen könnte, in der Bantamklasse die WM-Gürtel aller



Familienvater Mares, Polizeieinsatz gegen junge Latinos in Los Angeles 2006: Er hat die

Verbände zu vereinen. Mares steht daneben, bescheiden und klein, eine Sporttasche über der Schulter, wie ein Schüler, er sagt: „Ja, Frank, das wäre toll.“

Es ist erst die zweite Woche seines Aufbautrainings, aber er unterzieht sich schon einer mörderischen Routine. Wer beim Seilspringen mitzählt, hört um die 1500 irgendwann auf, es folgen Schattenboxen, Arbeit an Speed-Bällen, Schlagübungen auf den gepolsterten Bauch und die Hände in Prätzen von Clemente Medina, Mares' Coach. „Pam-pam“, schreit Medina, wenn er Doppelschläge einfordert, „pam-

„Großeinkauf“ bedeutete für seine Familie: Sie holte sich das Essbare aus dem Müll.

pam-pam“, wenn er schnelle Rechts-links-rechts-Kombinationen sehen will.

Medina, ein jovialer Mexikaner, von dem im Web Videos kursieren, die ihn als Volkssänger verewigen, sagt über seinen Star, er habe nicht unbedingt die ganz große Schlagkraft. „Aber Abner ist schnell“, sagt Medina, „sehr schnell, er hat gute Beine, und vor allem hat er das Herz eines Boxers. Er steht schwere Situationen durch, egal wie schwer.“

Als Mares zum ersten Mal Weltmeister wurde, im vergangenen Sommer, in einer wilden Schlägerei gegen Joseph „King

Kong“ Agbeko, überdauerte sein Glück den Abend nicht. Der IBF-Boxverband verlangte sofort eine zweite Begegnung, weil Mares reihenweise Tiefschläge abgeliefert hatte, die der Ringrichter ebenso reihenweise überging. Erst beim Rückkampf im Dezember, im Honda-Center von Anaheim, holte er sich den Gürtel in zwölf regulären Runden, aber schon in Runde zwei handelte er sich einen Riss über dem rechten Auge ein.

Mares machte weiter, blutend, wütend, immer vom technischen K.o. bedroht. Am Ende fügte er seiner Profi-Bilanz den 23. Sieg hinzu, bei null Niederlagen und 13 Knockouts. Er war Weltmeister, und das ist, auch wenn es im Boxsport so viele Weltmeister gibt, ein großer Titel für einen, der als Kind zum Scheitern verurteilt war.

Weltmeister zu sein hieß, bei künftigen Kämpfen 200 000, 300 000 Dollar Preisgeld wert zu sein, Jaguar fahren zu können, es hieß, dass Plasmafernseher in Reichweite kamen, Designerklamotten und ein eigenes Haus in einer ordentlichen amerikanischen Vorstadt.

Mares fand seines in Lakewood, einer anderen Siedlung im Labyrinth von L. A., sie liegt in direkter Nachbarschaft von Hawaiian Gardens, nur ein paar Blocks von seiner Kindheit entfernt, und doch ist er in eine andere Welt umgezogen. Es gibt hier noch eine dünne Mehrheit der Weißen, es gibt eine große asiatische und eine noch immer nennenswerte schwarze Bevölkerung. Raubüberfälle und Diebstähle, aufgebrochene Autos und Häuser



TODD RIGGLOW / NOVIUS SELECT (L.); ROBERT NICKEL/SREB / GETTY IMAGES (R.)

Bandenkriege erlebt, versucht, das Wunder zu begreifen, dass er nicht erschlagen oder zum Mörder wurde

gehören auch hier zum Alltag, aber das Leben fühlt sich anders an, besser.

Er hat jetzt einen weißen und einen asiatischen Nachbarn, und er hat schwarze Freunde. Der Hass auf die Afroamerikaner, der ihm einst eingebläut wurde und der sich weiterhin in den Latino-Vierteln von Los Angeles entlädt, hat sich bei ihm durch Begegnungen verflüchtigt. „Wir sind alle nur Menschen“, sagt Mares, „wir wollen alle Respekt, und wir haben alle dieselbe Würde.“

Seine Frau Nathalie, geborene Moreno, sitzt daneben, still und schön, eine Mexikanerin auch sie. Sie spricht nur Spanisch, obwohl sie seit Jahren in den USA lebt, ihr Mann will nicht, dass sie arbeiten geht. „Ich kann für uns sorgen“, sagt Mares, und das ist für einen wie ihn, für einen von ganz unten, ein großer, stolzer Satz.

Die erste Tochter kam vor sechs Jahren, die zweite ist gerade vier Monate alt, und wer den Boxer mit dem Kind und dem Baby spielen sieht, möchte daran glauben, dass sich der amerikanische Traum für ihn erfüllt hat. Das Heim der Familie Mares sieht aus wie die Kulisse einer Seifenoper, die offene Küche wie aus einem Katalog, es gibt Fernseher in jedem Zimmer, vor dem Haus stehen der Jaguar und ein GM Tahoe, so groß wie ein Panzer.

Nach hinten liegt eine große, schattige Terrasse mit gemauertem Barbecue und üppiger Hausbar, Spielzeug liegt herum, alle Dinge sagen: Abner Mares hat es geschafft. Aber ein glühender Amerikaner ist nicht aus ihm geworden. Anders

als so viele frühere Einwanderer dankt er nicht dem Land, sondern sich selbst. Er hat es geschafft, das ungefähr beschreibt seine Haltung, nicht weil, sondern obwohl er in den USA strandete.

Richtig angekommen kann er sich nicht fühlen. Wenn er in eine Verkehrskontrolle gerät, und das passiert häufig, fragen ihn die Polizisten nicht zuerst nach den Autopapieren, sondern danach, wem der Wagen gehört. Und er hat Glück, wenn sie ihn nicht gleich aus dem Sitz ziehen und nach Drogen oder Waffen durchfilzen. „Ich muss mich rechtfertigen, jedes Mal“, sagt Mares. „Dass einer wie ich ein großes Auto fährt, ist nicht vorgesehen. Das ist nicht richtig in einem freien Land.“

Er hatte im Leben, bei allem Pech, auch Glück auf krummen Wegen. Als er, in Hawaiian Gardens, mit 15 von der Schule flog, ein notorischer Schläger, und die Entscheidung darüber anstand, ihn auf eine Sonderschule zu geben, entschieden sich die Eltern dafür, ihn nach Mexiko zurückzuschicken. Sie setzten ihn, der schon ein Jugendboxer war, in ein Flugzeug, wieder hinaus aus Kalifornien, in der irren Hoffnung, er könnte so gut sein, dass er es in den mexikanischen Olympiakader schaffen würde.

Mares empfand es als Strafe. Er glaubte, die Eltern verstießen ihn, weil er ihnen kein guter Sohn war. Er war gerade 15 und schon auf sich gestellt, ein kleiner, irgendwie gemischter Mensch, halb Amerikaner, halb Mexikaner, der in ein Land kam, das seine Heimat hieß, das er aber

gar nicht kannte. Aber es wurde seine Rettung. Mexiko war ein Land, das ihn nicht ablehnte und loswerden wollte, sondern willkommen hieß. Es war sein Land.

Tatsächlich durfte er ein Probetraining bei der Nationalmannschaft absolvieren, im Jahr 2000 war das, und er durfte bleiben als Sparringspartner, der sich bald in den Kader hochboxen würde. Er klingt märchenhaft, dieser Aufstieg, Mares muss Glück gespürt haben damals, aber er sagt das nicht so, nichts von Glück und Märchen. Angekommen fühlte er sich, das ja, und zum ersten Mal im Leben führten seine Wege nicht geradewegs in den Knast oder ins Krankenhaus.

Mit kühler und präziser Aggression erkämpfte er sich stattdessen eine beeindruckende Amateurbilanz, 112 Siege, nur 8 Niederlagen, aber eine davon, die letzte, musste er ausgerechnet in der ersten Runde des olympischen Turniers von Athen einstecken, 2004. Mares war 18, er wurde gelost gegen den Ungarn Zsolt Bedák, einen klassischen Linksausleger, es wurde ein enger Kampf, den Mares nach Punkten verlor. „Ich hatte mich jahrelang auf die Spiele vorbereitet“, sagt er. „Ich war am Boden zerstört. Ich wollte eine Medaille holen, ich war sicher, zu gewinnen.“

So niedergeschlagen war Mares, dass ihm in einem Interview danach die Stimme stockte, und die Tränen kamen vor laufender Kamera. Das war, im Unglück, sein Glück, denn diese Szene rührte die Frau von Oscar De La Hoya, Boxpromo-



Profi Mares, Trainer Medina: Früher, sagt er, war das Boxen Passion, jetzt ist es Arbeit

ter in Los Angeles und selbst einer der größten Faustkämpfer aller Zeiten.

Sie sagte ihrem Mann, er müsse sich diesen Mares unbedingt ansehen. Und das tat De La Hoya, dessen Abbild, in Erz gegossen, vor dem Staples Center in Downtown Los Angeles steht. Auf zehn Weltmeistertitel kann De La Hoya zurückblicken, auf eine Goldmedaille für die USA, nun ließ er sich Aufnahmen von Mares' Kämpfen kommen, auch das Interview nach der Niederlage in Athen.

Der Junge, Abner Mares, gefiel ihm. Er hatte Biss, er war schnell, De La Hoya entschied, dass er ihn gebrauchen könnte. Mares erzählt vom entscheidenden Anruf wie von einem Wunder. Der große Boxer lud den kleinen samt seinem Vater ein, zu kommen und gleich die Verträge zu unterschreiben. Und so wurde aus Abner Mares, dem ehemals chancenlosen Kind aus Mexiko, ein Profiboxer in den USA.

Er war gut. Er sah gut aus. Er schlug die Gegner, wie sie kamen, er, der Mexikaner, gewann und verteidigte zweimal den nordamerikanischen Meistertitel im Bantamgewicht. Aber im Oktober 2008, eine Woche vor dem Kampf gegen Luis Melendez in Atlantic City, stimmte mit einem Auge etwas nicht mehr.

Steven Steinschreiber, Augenarzt am Milauskas Eye Institute, ein Mann, dem Boxer vertrauen, stellte eine Teilablösung der Netzhaut fest. Mares stand, kaum dass seine Karriere richtig begonnen hatte, vor dem Aus. Nicht nur als Boxer. Er musste um seine Existenz fürchten, um irgendein Auskommen, er hatte keinen Plan mehr für ein Leben in Amerika.

Im Boxclub wandten sie sich von ihm ab. Leute, die ihn als falsche Freunde umschlichen hatten, mieden seinen Blick. Seine Promoter standen wohl irgendwie zu ihm, aber was sollten sie anfangen mit einem, der erledigt war. Mares haderte, er weinte an der Schulter seiner Frau wie ein Kind, aber er glaubte auch an seine Genesung. Wieder und wieder ging er zum Arzt, und regelmäßig hörte er, es gehe nicht, er könne nicht kämpfen, er werde das Augenlicht verlieren.

Wenn Mares von dieser Zeit erzählt, fährt eine Bitterkeit in seine Züge und Worte, die nur schlecht zu seinen 26 Jahren passt. Er sagt, bis dahin sei das Boxen seine Passion gewesen. Seither, sagt er,

Er weinte wie ein Kind an der Schulter seiner Frau, aber er glaubte an seine Genesung.

sei es nur noch die Arbeit, der er nachgehe, um seine Familie zu ernähren.

Fast ein Jahr lang fiel er aus. Und weil er Geld verdienen musste, kehrte er zurück an seine amerikanischen Anfänge. Er wurde, wie seine Mutter einst, einer jener austauschbaren Hilfsarbeiter, die nach den Blumen fremder Leute sehen, er fand einen Job als Nachtwächter in einer Schule. Die Schichten dauerten 14 Stunden, und manchmal, auf den leeren Fluren, auf seinen nächtlichen Streifen, fürchtete er, der von Olympiasiegen geträumt hatte, um seinen Verstand.

Aber die Wunde heilte, von allein, durch Schonung, und es ging wieder ein bisschen zu wie im Märchen. Nach Monaten schlechter Nachrichten gab ihm der Arzt die Erlaubnis, das Training wieder aufzunehmen, und es war die glücklichste Stunde seines Lebens, eine neue Wende im Auf und Ab seiner Biografie. Er durfte wieder um sein Leben kämpfen.

Um nach der Zwangspause allen zu zeigen, dass sie sich künftig in Acht nehmen müssen vor einem neuen, gehärteten Abner Mares, ließ er sich Tücher mit Totenköpfen bedrucken, die er sich seither umbindet, wenn er im Tross seines Teams zu stampfender Musik zum Ring marschiert. Und dieser andere, der neue Mares ist noch besser als der alte.

Wie gut alles läuft für ihn seit 2009, lässt sich in Hawaiian Gardens erleben, wo er auf der Straße erkannt wird wie ein weltberühmter Star. Fremde Menschen winken ihm zu, alte Bekannte trommeln die Familien zusammen und rufen hinter sich in die Häuser hinein: „Abner ist da! Besuch vom Champion!“

Es kommen Passanten heran und fragen devot nach der Erlaubnis, sich mit ihm zu fotografieren, nahe seiner alten Schule bekommt er es mit einer weinenden Frau zu tun, die Papiere in ihren Händen reibt und ihn bittet, auf Spanisch, etwas für ihren Sohn zu tun, der im Gefängnis sei.

Mares hört zu, beruhigend, mit seinen großen Kinderaugen, in denen zu viel Traurigkeit sitzt. Einer seiner vielen Brüder war auch gerade im Knast, er sagt: „Wenn sie mich nicht nach Mexiko geschickt hätten, wäre ich an seiner Stelle.“ Die Brüder, die Schwestern, sie wohnen alle noch in der Gegend, Mares wischt Familienfotos über sein iPhone. Er fährt zum Rathaus von Hawaiian Gardens, dem Städtchen geht es besser, seit sich ein Spielcasino hier angesiedelt hat. Die Straßen sind jetzt nachts durchgängig beleuchtet, und der Bürgermeister, Michael Gomez, hat das Richtige getan und sein Rathaus in ein einziges Jugendzentrum verwandelt.

Es gibt noch immer Banden. Und es gibt noch immer Totschläger, die ihren Kleinkrieg der ethnischen Säuberung führen. Aber im Rathaus hupsen lustige Mädchen und junge Männer in Tanzsälen und Krafräumen samt Boxing, man kann hier basteln und Pläne schmieden und Englisch lernen, das gab es alles nicht, als Abner Mares Kind war in Amerika.

Wenn er durch die Flure geht, stolpern die Mädchen kreischend zu den Seiten weg, ehe sie sich von ihm Autogramme auf ihre Turnschuhe schreiben lassen. Halbstarke Jungen suchen die Nähe des Boxers, der für sie zum Helden taugt. Ein Mexikaner, der es geschafft hat; der Mexikaner geblieben ist und doch auch ein bisschen Amerikaner geworden. Ein Mensch, der teilhat, auf seine Weise, am großen, alten amerikanischen Traum. ♦



Wann ist ein Mann ein Mann?

ORTSTERMIN: In Hildesheim kämpft ein Ehemann um seine Anerkennung als Opfer häuslicher Gewalt.

Franco B. sitzt schon einige Minuten lang auf dem Stuhl des Nebenklägers, als seine Frau in Handschellen hereingeführt wird. Er beobachtet, wie sie eine riesige Sporttasche zu Boden sinken lässt, als hätte sie soeben nicht den Sitzungssaal 149 des Hildesheimer Landgerichts betreten, sondern einen Boxclub. B. blickt auf die Tasche. Sie liegt da wie ein schwerer Dobermann. Er selbst hat nur eine dünne Umhängetasche dabei, die neben ihm an einem Tischbein lehnt, damit sie nicht umkippt.

Franco B. ist gekommen, um die Plädoyers gegen Manuela zu hören, die Frau, mit der er fast sechs Jahre lang zusammen war. Ihr werden unter anderem Körperverletzung, Nötigung und Sachbeschädigung vorgeworfen. Die Anklage zählt 40 Taten auf, die meisten richteten sich gegen B. Manuela soll ihn verfolgt, geschlagen, getreten, bestohlen, gebissen, mit einem Stock verprügelt und gewürgt haben. Sie bestreitet fast alles, aber die Indizien sprechen gegen sie. Einmal konnte B. mit seinem Handy filmen, wie sie versuchte, ihn zu überfahren.

B. ist 36 Jahre alt, 1,70 Meter groß und arbeitet als Systemanalytiker bei VW in Wolfsburg. Kein Job, für den man gebaut sein muss wie Conan, der Barbar. Seine Ex-Geliebte hat früher Judo trainiert. B. ist nicht der Typ für Kampfsport. Seine Stimme ist dünn und heiser. Anfangs schämte er sich, über seine gewalttätige Frau zu sprechen, weil er den Spott fürchtete. Als er sich endlich traute, zur Polizei zu gehen, glaubte man ihm zunächst nicht. Er sagt, jetzt wolle er Gerechtigkeit. In dem Prozess geht es auch um ihn als Mann.

Er schaut hinüber zur Anklagebank. Vor einigen Wochen gab es eine Debatte über den Zustand des deutschen Mannes, er sei zu weich, zu wehleidig, hieß es. Zu wenig Kerl, zu viel Opfer. Einige Frauen forderten, die Jungs sollten endlich das Jammern einstellen und zum Grizzly werden, wie früher. B. will kein Grizzly sein. Er beginnt, sich mit der Opferrolle zu ar-

rangieren. Es ist nicht die heroischere, aber womöglich die ehrlichere Strategie. Während der Vorbereitung auf den Prozess gegen Manuela fand er eine Studie mit dem Titel „Gewalt gegen Männer“. Nicht Mann, sondern Männer. Plural. Er war nicht allein.

Die Staatsanwältin erhebt sich und spricht von einer dissozialen Persönlichkeitsstörung und einer narzisstischen Fehlentwicklung bei der Angeklagten, B. nickt. Wenn man später mit ihm redet, sagt er, dass er immer noch fassungslos

er nicht. B. sagt, nach der Sache mit dem Messer sei ihm klargeworden, dass Manuela und er keine Zukunft hatten.

Er lernte in Saal 149 viel Neues über die Frau, mit der er so lange zusammen war. Das Bild von Manuela, wie er sie kannte, passte nicht mehr zu der Frau, die im Gerichtssaal saß. Das Gutachten des psychologischen Sachverständigen schilderte ihre Kindheit weniger sonnig, als B. sie kannte. Ihr Vater beherrschte die Familie offenbar wie ein Despot und schlug seine Frau und seine Tochter, bis Blut spritzte.

Manuela macht sich am Tisch gegenüber Notizen auf losen Zetteln. B. kann nicht erkennen, was sie schreibt. Er sieht aber ihren kalten Blick. Er sei froh darüber, sagt B., dass Manuela seit einigen Monaten in einer Psychiatrie behandelt werde. Er fühle sich nun sicherer.

Neben B. stemmt sich ein Mann von seinem Stuhl, er heißt Matthias Doehring, B.s Anwalt. Doehring sagt, sein Mandant habe erst lernen müssen, dass er nicht nur ein überforderter Ehemann sei. Die Verwandlung von B., dem Verlierer, zu B., dem selbstbewussten Opfer, brauchte Zeit. Doehring nennt das „die Metamorphose eines Opfers“. Insofern könne das Ge-

richtsverfahren eine Befreiung für Franco B. sein. Ein Triumph. So sieht es der Anwalt. B. blickt auf die Tischplatte. Wenn er gerade einen Triumph erlebt, dann innerlich. Er lächelt, als ihn Doehring mehrmals versehentlich „der Angeklagte“ nennt. Er wehrt sich nicht. Er ist der Anti-Grizzly.

Er will nicht Judo beherrschen müssen, um ein Mann zu sein; er will nicht verspottet werden, wenn er zugibt, dass er das Opfer seiner Frau ist. Nach dem Ende der zweistündigen Verhandlung tritt er aus dem Justizgebäude und raucht. Er wirkt zufrieden. Es sieht so aus, als ob die Metamorphose abgeschlossen sei.

Das Urteil folgt zwei Tage später. Manuela, die Täterin, muss mindestens fünf Jahre lang in die Psychiatrie. B., das Opfer, darf ein Opfer sein. Ein Mann.

CHRISTOPH SCHEUERMANN



Nebenkläger B. (r.), Anwalt: Bestohlen, gebissen

darüber sei, wie sich seine Frau in eine Tyrannin verwandelte.

Er hatte Manuela vor acht Jahren über FriendScout24.de kennengelernt und sah in ihr eine sympathische, unterhaltsame Frau. Sie verliebten sich, heirateten, zogen zusammen. Ein Jahr nach der Hochzeit begann Manuela sich zu verändern.

Sie schimpfte und wurde aggressiv. Als er beim Frühstück einen Fensterflügel öffnete, und zwar den falschen, wie sie fand, warf sie ihm eine Kaffeetasche an den Kopf. Anfangs habe er versucht, mit ihr zu sprechen, von Ehemann zu Ehefrau. Er wollte mit ihr zu einem Therapeuten gehen, aber das wollte sie nicht. Eines Morgens stand er vor der Kaffeemaschine, als sie ein Messer von hinten in seine Schulter rammte und erklärte: Biste selber dran schuld. Sie fühlte sich wieder provoziert, aber wodurch, sagt er, wisse



„Warum spricht niemand mit mir?“

**Barbara Lohmann*, Buchhalterin, 45,
Niedersachsen**

Ich war ein lustiger Mensch, bis ich meinen jetzigen Job anfang. Ich spürte am ersten Tag, dass etwas nicht stimmt. Morgens rief ich fröhlich in die Runde, aber keiner antwortete. Bei Betriebsfeiern tanzte ich, bis ein Kollege mich warnte, dass alle über mich lästern. Ich bin fleißig und ehrgeizig. Warum spricht niemand mit mir? Warum lädt mich niemand ein? Was ist falsch an mir? Ich schlafe schlecht, habe Migräne und denke an Selbstmord. Meine Psychologin sagt, ich solle kündigen. Ich traue mich aber nicht.

Kollege Feind

Rund zwei Millionen Deutsche leiden unter Psychoterror am Arbeitsplatz. Sie werden von Kollegen oder Chefs oft so lange schikaniert, bis sie krank sind. Eine EU-Studie zeigt, dass in sozialen Berufen besonders häufig gemobbt wird.

Es fing damit an, dass einige ihrer Kollegen sie morgens nicht mehr grüßten und die Gespräche verstummten, sobald sie das Büro betrat. Als sie hörte, man halte sie für eine Schlampe, dachte Barbara Lohmann, viel schlimmer könne es nicht mehr werden. Dann entdeckte sie die E-Mail.

Sie war auf dem Bildschirm eines Kollegen geöffnet, so dass sie jeder lesen konnte, der an dessen Schreibtisch vorbeiging. Eigentlich wollte Lohmann gar nicht hinschauen. Sie wusste, dass es falsch war, stehen zu bleiben, aber in der Betreffzeile stand ihr Vorname. Die Mail war acht Sätze lang, ein Dialog zwischen Kollegen.

„B. war schon wieder krank“, las Barbara Lohmann auf dem Schirm.

Antwort: „Aaaach, die Arme. Müssen wir jetzt Mitleid haben?“

„Die hat mich zum Personalgespräch geladen.“

„Will sich wieder aufplustern.“

„Was sonst.“

„Sag Bescheid, ich halt sie fest, damit Du ihr in die Fresse kloppen kannst.“

„Nicht einmal, mehrmals.“

Als sich Barbara Lohmann zurück an den Platz setzte, zitterten ihre Hände. Sie wusste nicht, was sie mehr quälte: die Häme der Kollegen oder ihr eigenes schlechtes Gewissen, weil sie eine Mail gelesen hatte, die nicht für sie bestimmt war. Sie tat, was sie in den vergangenen Jahren immer getan hatte, wenn sie sich ausgegrenzt und wie der einsamste Mensch der Welt gefühlt hatte. Sie versuchte, die ganze Sache zu vergessen.

Barbara Lohmann arbeitet in der Buchhaltung eines Autozulieferers in Niedersachsen. Sie ist 45 Jahre alt, eine offene, eigentlich selbstbewusste Frau, die in ihrer hellen Küche sitzt und die Schuld bei sich sucht. Warum sind die Kollegen so gemein zu ihr? Was hat sie falsch gemacht? Die Fragen quälen sie seit Jahren, seit sechs Monaten ist sie in psychologischer Behandlung. Sie hat sich bei dem Gedanken ertappt, Schluss zu machen, nicht mit dem Job, sondern mit allem.

Wie viele Mobbing-Opfer, die in diesem Text vorkommen, will Barbara Lohmann nicht, dass ihr echter Name genannt wird*.

Sie hat wie viele andere Angst davor, dass der Psychoterror zunehmen wird, wenn ihre Kollegen sie erkennen. Ähnlich wie die Betroffenen reden auch die meisten Unternehmen nicht gern darüber, wenn Mitarbeiter krank werden, weil Kollegen oder Vorgesetzte sie systematisch attackieren. Es könnte dem Ruf schaden. Viele Firmen tun so, als gäbe es solche Konflikte nicht.

Aber natürlich gibt es sie dort, wo Menschen aufeinandertreffen, die einander nicht ausweichen können. An den Arbeitsplätzen, egal ob bei einer Hilfsorganisation, im Sportverein, an der Universität, im Krankenhaus oder im Gefängnis. Überall dort, wo sich Grüppchen und Gruppen bilden, Anführer und Außenseiter, Täter und Opfer, auch im Internet. Mobbing tritt in vielen Varianten auf: Zwei Teenager machen einen dritten fertig, bis er sich umbringt; Kollegen erzählen sich dreckige Witze über die Neue in der Abteilung; oder der Chef will die Abfindung sparen und schikaniert einen Angestellten so lange, bis der flieht.

Es gibt unzählige Möglichkeiten, einen Menschen so fertigzumachen, dass er zusammenbricht; man kann ihn ignorieren, belächeln, ausgrenzen, aufziehen, händeln, beschimpfen, anrüllen, schlagen.

Wann die Grenze des Ertragbaren erreicht ist, liegt an der Belastbarkeit der Betroffenen. Es beginnt mit Frust und Zorn und kann im Suizid enden.

Mobbing ist weit verbreitet, auch am Arbeitsplatz. Laut der aktuellen „Europäischen Erhebung über die Arbeitsbedingungen“, für die im Jahr 2010 knapp 44 000 Menschen in 34 Ländern befragt wurden, hat der Psycho-Krieg am Arbeitsplatz in den vergangenen Jahren zugenommen. Die Studie, die von der Europäischen Stiftung zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen (Eurofound) im Auftrag der Europäischen Union durchgeführt und vergangenen Donnerstag in Brüssel vorgestellt wurde, kommt für Deutschland zu einem erschreckenden Ergebnis: 7,8 Prozent der befragten Deutschen gaben an, sie seien am Arbeitsplatz in den letzten zwölf Monaten diskriminiert worden. Fünf Jahre zuvor waren es nur 4,5 Prozent. Die Frage „Wurden Sie im vergangenen Jahr am Arbeitsplatz gemobbt oder schikaniert“ bejahten 4,6 Prozent, fünf Jahre zuvor waren es 4,1 Prozent. Hochgerechnet auf die Zahl aller Beschäftigten in Deutschland wären damit mehr als 1,8 Millionen Menschen betroffen.

Mobbing lässt sich schwer messen, weil sich die Mobbing-Definitionen und -Messmethoden je nach Studie unterscheiden, zudem müssen sich die wissenschaftlichen Erhebungen auf Selbsteinschätzungen der Betroffenen verlassen. Das gilt genauso für Journalisten, die unter Mobbing-Opfern recherchieren. Die Überprüfung ihrer Geschichten, so ist es auch dem SPIEGEL bei aller Sorgfalt ergangen, stößt immer an Grenzen.

Die Zahlen der EU-Erhebung entsprechen aber in etwa dem Ausmaß, das auch Mobbing-Forscher wie Dieter Zapf annehmen, Arbeitspsychologe an der Universität Frankfurt am Main. Zapf schätzt, dass zwischen 3,5 und 4,5 Prozent aller Beschäftigten betroffen sind. Studien aus den letzten Jahren gelangten zu ähnlichen Ergebnissen. Die letzte große deutschlandweite Mobbing-Studie, bezahlt von der Bundesanstalt

1,8 Millionen Menschen*
sind in Deutschland an ihrem
Arbeitsplatz von Mobbing betroffen.

2,3 Milliarden Euro*
kosten die deutschen
Unternehmen die Fehltagel,
die durch Mobbing entstehen.

20 Prozent*
aller Suizidfälle werden
auf Mobbing zurückgeführt.

* Schätzungen: EU, Institut für Markt- und Sozialforschung, Statistisches Bundesamt

* Die geänderten Namen sind mit einem Stern gekennzeichnet, alle anderen sind authentisch.

für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, kam für das Jahr 2000 zu einer Mobbing-Quote von 5,5 Prozent. Das entsprach damals 2,1 Millionen Erwerbstätigen.

Rund zwei Millionen Menschen, die unter dem Psychoterror von Kollegen und Vorgesetzten leiden. Zwei Millionen, die jeden Morgen mit der Angst an ihren Arbeitsplatz gehen, wieder schikaniert, wieder gedemütigt zu werden. Die damit leben müssen, dass die Kollegen sie wie Luft behandeln, sie anbrüllen oder belügen. Manche stoßen auf angebliche Nacktbilder von sich in der Firma. Es gibt nicht die eine böse Tat, sondern viele böse Sticheleien, immer wieder, bis die Menschen, die zu Zielen dieser Attacken werden, sich selbst nicht mehr glauben.

Es ist ein fieser Psycho-Kampf, der auf den Fluren von Unternehmen, in Teeküchen und Kantinen ausgefochten wird. Die Wunden und Narben, die in diesem Kampf entstehen, sind meistens unsichtbar. Die Opfer leiden daran umso mehr.

Es ist der Krieg der Angestellten.

Persönliche Feindschaften, Intrigen, die dem Machtgewinn in der Firma dienen sollen, oder nur die Unfähigkeit zu Empathie – es gibt viele Motive für Mobbing. Psychologen gehen davon aus, dass auch die falsche Organisation einer Firma das Mobbing-Risiko erhöhen kann. Unklare Zuständigkeiten in Abteilungen, verbunden mit hohem Zeitdruck, erhöhen den Stress in einem Unternehmen und damit die Wahrscheinlichkeit von psychischen Attacken unter den Mitarbeitern.

Wie die Europa-Studie zeigt, hat der Zeitdruck im Job aus Sicht der Beschäftigten in den vergangenen Jahren zugenommen. Mehr als 72 Prozent der befragten Deutschen gaben an, sie müssten mindestens ein Viertel ihrer Arbeitszeit in sehr hohem Tempo arbeiten, 1995 waren es noch knapp 58 Prozent. Zwar spielt die schwierige Wirtschaftslage in den meisten Mobbing-Studien keine große Rolle, dennoch wächst der Arbeitsdruck zumindest subjektiv und schafft in vielen Betrieben eine Atmosphäre, in der Psychoterror gut gedeiht.

Gemobbt wird überall, jede Branche ist betroffen. Mit Abstand die meisten Opfer finden sich aber, so die Ergebnisse der EU-Studie, im Gesundheits- und Sozialwesen – in weiblich dominierten Arbeitsfeldern. Daher sind auch Frauen wesentlich häufiger von Mobbing betroffen als Männer. Besonders anfällig ist die Pflegebranche. „Mobbing ist Teil des beruflichen Alltags Pfleger“, schreibt die Sozialforscherin Jeanette Drygalla, die das Mobbing-Verhalten von Pflegepersonal an sechs deutschen Universitätskliniken untersucht hat. Eines ihrer Ergebnisse: Mobbing trete verstärkt dort auf, wo Konflikte nicht gelöst, sondern nur oberflächlich geglättet würden.

Der Psychoterror kostet nicht nur Nerven. Etliche Betroffene lassen sich monatelang krankschreiben. Die Fehltag-



die durch Mobbing entstehen, kosten die deutschen Unternehmen jedes Jahr 2,3 Milliarden Euro, schätzt das Institut für Markt- und Sozialforschung. Da die Ursachen von Depressionen, Angst-, Ess- oder Schlafstörungen nicht erhoben werden, sondern unter „Psychische Störungen“ in der Statistik erscheinen, wissen die Krankenkassen nicht, wie hoch die Kosten tatsächlich sind. Nach Schätzungen von Eurofound müssen Unternehmen, in denen vermehrt psychische Gewalt ausgeübt wird, Produktivitätseinbußen von ein bis zwei Prozent hinnehmen.

Einige Firmen haben deshalb begonnen, Beschwerdestellen einzurichten und ihre Führungskräfte in Konfliktmanagement zu schulen. Der Autohersteller Ford in Köln hat sich dem Kampf gegen alle Arten von Diskriminierung verschrieben: Wird ein schwuler Kollege gehänselt, ein Mitarbeiter isoliert oder ein Muslim wegen seiner Religion beleidigt, steht ein Anti-Diskriminierungs-Team bereit. Es geht nicht darum, Konflikte zu verhindern, sondern sie zu erkennen und zu lösen, damit sie sich nicht verhärten. Das ist jedoch vorwiegend bei großen Firmen üblich. Kleine und mittlere Unternehmen bearbeiten Konflikte immer noch auf die alte Art. Sie

ignorieren sie. Die Betroffenen bleiben daher oft allein mit ihren Fragen, so wie Barbara Lohmann, die anfangs, an sich selbst zu zweifeln: Weshalb sind die Menschen so böse? Warum tun sie mir so weh?

Im September 1996 hatte sie als Hilfskraft bei dem Autozulieferer begonnen, vier Tage die Woche, drei Stunden am Tag. Sie lebte von ihrem Mann getrennt mit ihrem achtjährigen Sohn und war aufs Land gezogen, weil sie sich verliebt hatte. Barbara Lohmann freute sich über ihren neuen Job. Sie merkte bald, dass sie mit ihrer Freude in der Abteilung allein war.

Ihre drei Kolleginnen in der Buchhaltung seien von Anfang an misstrauisch gewesen. Vor Arbeitsbeginn standen sie in der Kaffeeküche und tuschelten, wenn Lohmann sich näherte. Anfangs stellte sie sich dazu und erzählte von der Scheidung in der Hoffnung, wenn sie etwas von sich preisgebe, würden die anderen weicher werden. Sie lud die Kolleginnen zum Abendessen ein, es gab Datteln mit Speck und überbackene Tortillas, doch am Tag darauf sei sie wie immer ignoriert worden. War dieser raue, kühle Umgang üblich? Bislang hatte sie nur in kleinen Familienunternehmen gearbeitet. „Vielleicht ist das so in großen Firmen“, dachte sie.

„Er suchte überall Fehler und fand sie irgendwann auch.“

Hanne Stern, 62, Sekretärin, Berlin

Ich habe meinen Beruf geliebt, bis der neue Direktor kam. Ständig klingelte mein Telefon, aber wenn ich den Hörer abnahm, war keiner dran. Dabei konnte ich auf dem Display seine Nummer deutlich lesen. Nach einiger Zeit wurde mir klar: Der will dich fertigmachen. Er ließ mich nicht mehr in die Mittagspause gehen, Fortbildungen strich er. Begründungen bekam ich von ihm deswegen nicht. Stattdessen suchte er überall in meiner Arbeit fast wie ein Bessener Fehler und fand sie irgendwann auch. Fast jedes meiner Telefongespräche belauschte er, und wenn ihm eines zu lange dauerte, brüllte er aus seinem Zimmer: Legen Sie jetzt endlich auf! Zum Schluss habe ich mich gar nichts mehr getraut. Ich war völlig eingeschüchtert. Das war vor zwölf Jahren. Es klingt nach einer langen Zeit, aber die Schikanen meines Chefs machen mich bis heute krank. Den Gendarmenmarkt, an dem mein früheres Büro lag, kann ich bis heute nicht betreten.

MARTIN JEHNICHEN / DER SPIEGEL

Als Barbara Lohmann 1996 die Stelle in der Buchhaltung annahm, war Mobbing vor allem ein Thema, mit dem sich Journalisten und einige wenige Therapeuten beschäftigten; die meisten Psychologen nahmen es zunächst nicht ernst. 1993 war der Ratgeber „Mobbing – Psychoterror am Arbeitsplatz und wie man sich dagegen wehren kann“ des deutsch-schwedischen Psychologen Heinz Leymann erschienen. Leymann beschreibt darin, was mit Menschen geschieht, die von Kollegen oder Vorgesetzten schikaniert wurden. 1996 nahm der Duden den Begriff „Mobbing“ zum ersten Mal auf. Barbara Lohmann wusste anfangs gar nicht, dass sie ein Mobbing-Opfer war.

Leymann definierte Mobbing damals als „negative kommunikative Handlungen, die gegen eine Person gerichtet sind und die sehr oft und über einen längeren Zeitraum hinaus vorkommen und damit die Beziehung zwischen Täter und Opfer kennzeichnen“. Diese Definition haben, zum Teil in abgewandelter Form, auch andere Forscher übernommen.

Das Landesarbeitsgericht Thüringen hat 2001 in einem der ersten Urteile dieser Art in Deutschland Mobbing als „fortgesetzte, aufeinander aufbauende und ineinander

übergreifende, der Anfeindung, Schikane oder Diskriminierung“ dienende Verhaltensweisen definiert, die „das allgemeine Persönlichkeitsrecht oder andere geschützte Rechte“ wie die Gesundheit des Betroffenen verletzen. Juristen und Psychologen sind sich einig, dass man von Mobbing nur dann sprechen kann, wenn die Schikane über längere Zeit stattfindet. Gelegentliche Reibereien oder ein Streit mit dem Chef, der sich nach gewisser Zeit beruhigt, fallen nicht darunter. Auch wenn zwei gleich starke Stellvertreter um den Posten des Abteilungsleiters rangeln, sprechen die Forscher nicht von Mobbing.

Inzwischen beschäftigt sich in Deutschland eine Schar von Therapeuten, Organisationspsychologen, Rechtsanwälten, Unternehmensberatern und selbsternannten Mobbing-Experten mit dem Thema. Der größte Teil der Ratgeberliteratur ist nach der Jahrtausendwende erschienen: „Keine Angst vor Mobbing! Strategien gegen den Psychoterror am Arbeitsplatz“, „Achtung: Kollegin. Wie Frauen mit weiblicher Konkurrenz souveräner umgehen können“ oder „Mobbt die Mobber! So setzen Sie sich gekonnt zur Wehr“. Gemessen an der Aufmerksamkeit müssten die Ursachen von Dauerkonflikten am Arbeitsplatz erforscht, verstanden und bewältigt sein. Zumindest aber sollte den meisten Vorgesetzten bewusst sein, dass sie Konflikte in ihrer Abteilung erkennen müssen, bevor sie sich verfestigen.

Der Chef von Barbara Lohmann sah nicht ihr Problem mit den drei Kolleginnen, so hat sie es erlebt, er sah stattdessen nur die Mitarbeiterin, die sich durch Fleiß von den anderen abhob. Ihr wurden Fortbildungen genehmigt, was ihr nur mehr Häme brachte. Wie ist es möglich, eiferten die anderen, dass die Neue vom Chef zu Teamsitzungen mitgenommen wird?

Neid kann zu Hass versteinern, wenn es niemanden gibt, der eingreift. Barbara Lohmann versuchte, ihre Gefühle im Büro zu unterdrücken. Mittags ging sie mit Arbeitern aus der Produktion in die

Kantine, weil sie bei denen keine Angst hatte, etwas Verkehrtes zu sagen. Zu Hause fragte sie sich: Was ist falsch an mir? Sie litt unter Schlafstörungen und aß kaum noch. Ihr Hausarzt überwies sie zu einer Psychotherapeutin. Die schrieb sie drei Wochen krank wegen „chronischer Erschöpfung und starker Depressionen“. Barbara Lohmann nahm Tabletten, die ihr Leben heller machten, und fasste einen Entschluss: Sie würde kündigen.

Doch stattdessen bot der Chef ihr die Stelle als Leiterin der Buchhaltung an. Sie fühlte sich geschmeichelt. Vielleicht würde alles besser. Doch es änderte sich nichts. Die Mitarbeiter hielten Zahlen zurück, so schildert es Barbara Lohmann, sie blockierten Projekte und ließen Fristen verstreichen. Sie spürte den Druck von oben und die Störrigkeit von unten. Eines Tages stand sie vor dem Computer mit der E-Mail, die sie nicht lesen wollte.

Barbara Lohmann sitzt in ihrer Küche. Sie sagt, sie ertrage das nicht mehr. Sie hat Magenschmerzen, Migräneattacken und liegt nachts stundenlang wach. Sie weiß nicht, wie es weitergehen soll.

Ihr Chef sagt: Du musst härter werden.

Ihre Psychologin sagt: Sie müssen da endlich weg.

Und wovon soll ich leben?, fragt Barbara Lohmann.

Angriff auf Außenseiter

Er staune immer noch über die Unfähigkeit vieler Chefs, Konflikte zwischen Mitarbeitern zu erkennen, sagt Dieter Zapf, der Mobbing-Forscher. Obwohl spätestens seit Mitte der neunziger Jahre über gesundheitsgefährdende Konflikte am Arbeitsplatz diskutiert werde, seien etliche Vorgesetzte bei Mobbing hilflos, wenn sie es denn überhaupt wahrnehmen. „Die meisten wissen, dass es ein Arbeitsschutzgesetz gibt, und das war's.“

Zapf sagt, nur wenn einem Vorgesetzten bewusst sei, dass er Konflikte in seinem Verantwortungsbereich rechtzeitig lösen kann und muss, werde er das an seine

Leute auch vermitteln. Generell gilt: Je schlechter ein Unternehmen organisiert ist, je unklarer die Zuständigkeiten in den Abteilungen sind, umso größer wird die Gefahr, dass Menschen aneinandergeraten, weil sie Entscheidungen treffen, die auf Widerstand stoßen. Mobbing habe häufig strukturelle Ursachen.

Psychologen erkannten das lange nicht. Erst Mitte der achtziger Jahre begann der Deutschschwede Heinz Leymann, die Ursachen massiver zwischenmenschlicher Konflikte am Arbeitsplatz systematisch zu erfor-



Arbeitspsychologe Zapf: Wer sind die typischen Täter?

MARTIN JEHNICHEN / DER SPIEGEL

schen. Er hatte durch Zufall das Tagebuch einer 50-jährigen Frau bekommen, die sich umgebracht und zuvor ihre Qualen am Arbeitsplatz aufgeschrieben hatte.

Leymann, der 1955 von Niedersachsen nach Schweden ausgewandert war, fing an, die sozialen Hintergründe seiner Patienten zu analysieren. Er kam zu dem Schluss, dass etliche von ihnen durch fortgesetzte, monatelange Schikanen und Angriffe von Kollegen oder Vorgesetzten psychisch krank geworden waren. Von Anfang an schlug sich Leymann auf die Seite der Opfer, wofür ihn Arbeitgeber, Ärzte und sogar Gewerkschafter angefeindet hätten. Damals habe niemand sehen wollen, dass das auffällige Verhalten eines einzelnen Mitarbeiters auf dessen Verzweiflung zurückzuführen war. „Man glaubte lieber, es handle sich um psychiatrische Fälle“, schrieb er.

Die Ursachen für Mobbing lagen aus Leymanns Sicht in der Struktur einer Firma, nie in der Persönlichkeit der Betroffenen. Für ihn gab es Täter und Opfer, nichts dazwischen. Mobbing sei aber kein Prozess, der sich mit schwarz oder weiß beschreiben lasse, sagt sein Kollege Dieter Zapf. Er forscht seit 20 Jahren über die Psychologie in Unternehmen und über die Fragen: Warum quälen manche Menschen ihre Kollegen und Untergebenen? Wer sind die typischen Opfer, wer die Täter?

In vielen Betrieben bildeten sich Gruppen und Koalitionen, die zum Teil Pläne gegen andere schmiedeten, weil sie nach Kontrolle strebten, hat Zapf herausgefunden. Überall existierten Intriganten, die Freude dabei empfanden, ihre Macht mit Hilfe von Ränkespielen auszubauen. Der Kampf um Macht, Status und Einfluss laufe nie ohne Kollateralschäden ab, auch wenn die Kämpfenden dabei nicht immer einen Kollegen bewusst verletzen wollten. Zudem gebe es in etlichen Firmen Soziopathen, die extrem schlecht darin seien, die emotionale Belastbarkeit ihrer Kollegen richtig einzuschätzen. Auch persönliche Motive spielten eine Rolle, eine Liebesaffäre im Büro, Alkohol- oder Drogenprobleme.

Eine weitere Ursache von Dauerkonflikten, sagt Dieter Zapf, seien unsichere Chefs, die ihre Überlegenheit ständig demonstrieren müssten und aggressiv reagierten, sobald sie ihren Selbstwert bedroht sähen. Vielen Führungskräften mangle es an sozialer Kompetenz. Er nennt das Beispiel eines Vorgesetzten einer australischen Firma, dessen eigenwilligen Führungsstil Zapf mit Kollegen im „British Journal of Management“ beschreibt. Der Mann hatte sich angewöhnt, seine Angestellten mit „cock“ anzusprechen, Schwanz. Es war wohl bequemer, als sich alle Namen zu merken. Er versuche nur, sagte der Chef, in der Firma eine lockere Atmosphäre zu schaffen, „so wie in einer Kneipe“.

Die meisten Täter wissen nicht, dass sie Täter sind. Die Opfer grenzen sich dagegen häufig von der Mehrheit ihrer Kollegen ab



und schätzen sich selbst als tendenziell pünktlicher, gewissenhafter, fleißiger ein als jene, mit denen sie zusammenarbeiten. Dieter Zapf nennt es „das Außenseiterproblem“. Wer sich als Neuling in einer Firma als leistungsfähiger begreift und sich anders verhält als der Durchschnitt der Beschäftigten, gilt schnell als Streber. Das genügt oft, um zum Opfer gemacht zu werden. Menschen dagegen, die von einer Gruppe als prototypisches Mitglied gesehen werden, werden seltener schikaniert.

Anpassung wird belohnt, Andersartigkeit wird bestraft. Diese Logik gilt vermutlich, seit Menschen sich in Gruppen zusammenfinden. So lässt sich auch die anscheinend unzerstörbare Neigung erklären, über andere zu lästern. Der britische Psychologe Robin Dunbar hat das Lästern in seiner Untersuchung „Klatsch aus evolutionärer Perspektive“ als soziales Frühwarnsystem beschrieben: Der Tratsch halte Menschen fern, die andere für ihre Zwecke ausnutzen könnten, ohne ihnen etwas zurückzugeben. Zum Beispiel einen übermotivierten Neuling, der die alten Kollegen besonders träge aussehen lässt.

Für eine Gruppe kann Lästern eine präventive Funktion haben, für diejenigen, die

Ziel von Attacken werden, hat es oft brutale Folgen. Soziale Ausgrenzung könne ähnliche Empfindungen hervorrufen wie körperlicher Schmerz, schreibt die Sozialpsychologin Naomi Eisenberger von der Universität Los Angeles. Eisenberger zufolge zeigen Menschen, die von anderen ausgegrenzt werden, erhöhte Aktivitäten in Hirnregionen, die auch für die Verarbeitung von physischen Schmerzen zuständig sind.

Im Büro leiden die Betroffenen oft, ohne dass sie Hilfe von anderen erwarten können. Und wenn mehrere Mitarbeiter jeweils ein- oder zweimal im Monat unabhängig voneinander einen Kollegen attackierten, falle es zwar dem Angreifer nicht auf, wohl aber dem Opfer. Genauso gäben manche Opfer nicht zu, dass sie unter der Brutalität der Kollegen leiden, weil sie sich nicht eingestehen wollten, schwach zu sein. Das gilt nicht nur für gering Qualifizierte, sondern auch für leitende Angestellte wie Manfred Eggebrecht*.

Im Sterbezimmer

Eggebrecht arbeitete in der Nähe von Hannover als Betriebsleiter in einem Betonwerk und wurde nach 15 Jahren in der Firma von seinem Chef in ein Einzelbüro versetzt. Über Monate saß er in einem

„Die Leere fraß mich langsam auf.“

Eberhard Hesse, 60,
Ex-Betriebsleiter, Berlin

Ich weiß jetzt, wie langsam eine Uhr ticken kann. Zehn Jahre lang wartete ich darauf, dass die Sekunden vergehen, die Minuten und Stunden. Jeden Tag saß ich allein in meinem Büro. Ich hatte nichts zu tun. Meine Chefs hatten mich nach einem Streit in ein Einzelzimmer versetzt, in das Sterbezimmer. Das heißt so, weil da nur die sitzen, die für die Firma schon halbtot sind. Keiner dachte, dass ich das so lange aushalten würde. Aber ich bin ein sturer Hund. Wenn es mir dreckig ging, schaute ich auf ein Poster, das im Zimmer hing: „Niemals aufgeben“. Die Leere fraß mich langsam auf. Deshalb habe ich während meiner Einzelhaft für mich selbst ein Buch über Mobbing geschrieben. Im Anhang sind alle Krankheiten aufgelistet, die ich an mir während der Zeit im Sterbezimmer festgestellt hatte. Bartflechte, Migräne, Herzschmerzen und viele andere. 2004 nahm ich die Abfindung und bin weg. Ich wäre sonst kaputtgegangen.

MARTIN JERNIGEN / DER SPIEGEL

isolierten Zimmer in der dritten Etage eines Mehrfamilienhauses, 26 Kilometer von seiner Firma und den ehemaligen Kollegen entfernt. Zu seinen früheren Angestellten hatte er Kontaktverbot. Aber noch heute, viereinhalb Jahre nach dem Ende der Isolation, will Eggebrecht nicht von Mobbing sprechen. Er nennt es nur „dieses Spielchen“.

Bevor sein normales Arbeitsleben zu Ende ging, hatte er 110 Leute unter sich, Ingenieure, Maurer, Elektriker, Maler. Eggebrecht sagt, er sei ein strenger, aber wohlmeinender Chef gewesen. Das Spielchen begann, als ein neuer Geschäftsführer in die Zentrale in Süddeutschland einzog. Der verlangte von Eggebrecht, er solle seine Leute zu effizienterem Arbeiten anhalten, später sollte er Leute entlassen. Eggebrecht wehrte und sträubte sich dagegen, so gut es ging. Er schlief nachts kaum noch. Manchmal war er morgens schon vor Sonnenaufgang im Büro.

Sein Chef habe immer mehr verlangt. Eggebrecht musste täglich Zahlen aus seinem Werk an die Zentrale in Süddeutschland durchgeben, Kosten, Umsätze, Rechnungen. Er habe zwar gemurrt, aber getan, was von ihm verlangt worden sei.

Wegen seiner Proteste gab ihm der Chef drei Abmahnungen. Für Eggebrecht war die Absicht klar: Sein Werk sollte kleingesparrt und er selbst kleingemacht werden. Er wollte sich aber nicht vom neuen Chef zerstören lassen. „Ich gönne es ihm nicht. Ich zeige keine Schwäche.“

Wenig später habe man ihm mitgeteilt, er dürfe das Werksgelände ab sofort nicht mehr betreten. Es war keine Kündigung, sondern ein Kaltstellen bei vollen Bezügen. Er bekam den Auftrag, in Bayern für seine Firma ein neues Betonwerk aufzubauen, wurde aber auch von dort wieder abgezogen. Sein Einzelbüro in der Nähe von Hannover bezog er im Herbst. „Mein Sterbezimmer“, sagt Eggebrecht.

Der Boden war ausgelegt mit braunem Laminat, in der Ecke gab es eine Kochnische. Eggebrecht hat Fotos von dem Zimmer gemacht, weil er die ganze Absurdität der Situation festhalten wollte. Jeden Morgen um acht Uhr betrat er sein Sterbezimmer, drei Monate lang. Er hatte nichts zu tun, aber er wollte dem Chef in der Zentrale auch keinen Grund geben, ihm zu kündigen. Wäre er nicht jeden Morgen ins Büro gegangen, hätte man das als Arbeitsverweigerung auslegen können, sagt Eggebrecht. Obwohl er gar keine Arbeit hatte. Immerhin verdiente er 105 000 Euro im Jahr, er hatte also etwas zu verlieren.

Morgens setzte er sich an den Schreibtisch, schenkte sich ein Glas Sprudel ein und schlug die „Frankfurter Allgemeine“

auf. Zunächst konzentrierte er sich auf das Feuilleton, dann las er den Finanzteil, die Wirtschaftsseiten und schließlich die Politik. Wenn er die „FAZ“ durchgearbeitet hatte, machte er sich an die „Hildesheimer Allgemeine Zeitung“. Gegen zwölf Uhr schob er sich ein Fertiggericht in die Mikrowelle, am liebsten Nürnberger Rostbratwürstchen. Er habe jeden Tag acht Stunden lang dagesessen, sagt Eggebrecht. Mittags nach der Schule schaute gelegentlich sein Sohn vorbei.

Während er im Sterbezimmer versuchte, an seiner beruflichen Existenz festzuhalten, wurde seine Firma von einem größeren Unternehmen aufgekauft. Es kam ein neuer Personalchef, der sich Eggebrechts Einzelzimmer ansah und sagte, er habe nie zuvor etwas so Unmenschliches gesehen. Eggebrecht wurde auf Firmenkosten ein Karriereberater zur Seite gestellt, der ihn an die Freiheit gewöhnen sollte wie einen Häftling, der sich nach seiner Entlassung wieder an den Alltag herantasten muss.

Eggebrecht hat gegen seine Entlassung prozessiert, aber nie darüber nachgedacht, gegen seinen Chef wegen Mobbing vorzugehen. Es hätte ihm vermutlich ohnehin wenig genutzt. „Die meisten Mobbing-Klagen enden in Deutschland entweder in Vergleichen, die den Betroffenen eher wenig Geld bringen, oder sie werden abgewiesen“, sagt der Arbeitsrechtler Martin Wolmerath aus Hamm, der über Mobbing promoviert hat. „Wegen Mobbing zu klagen, davon rate ich grundsätzlich ab.“

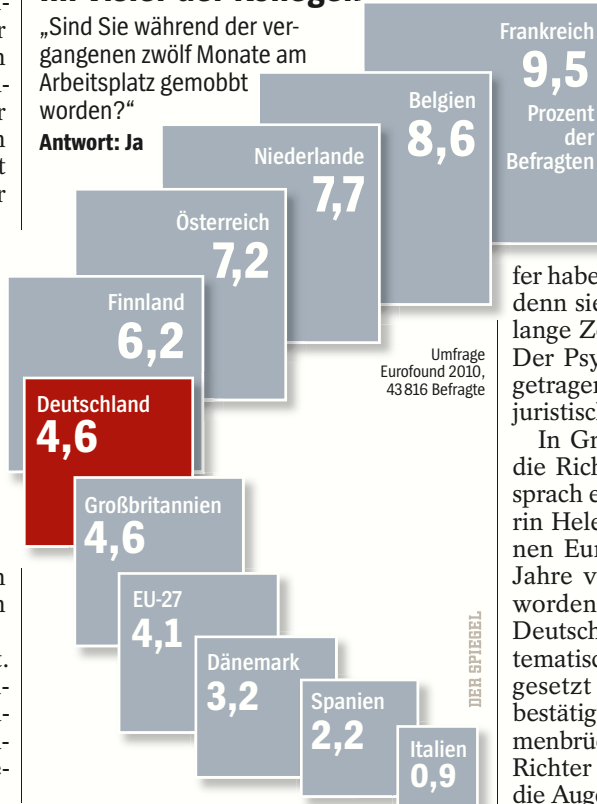
Denn auch wenn Arbeitnehmer heute gesetzlich besser geschützt sind als vor 20 Jahren, hat sich in der Praxis wenig getan. 2006 beschloss der Bundestag gegen den Widerstand von FDP und Linken das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, das auch Diskriminierung am Arbeitsplatz verhindern soll. Die Klagewelle, vor der Juristen warnten, ist ausgeblieben. Mobbing-Opfer haben nicht von dem Gesetz profitiert, denn sie müssen beweisen, dass sie über lange Zeit regelmäßig attackiert wurden. Der Psycho-Krieg, der meist verbal ausgetragen wird, lässt sich aber nur schwer juristisch wasserdicht belegen.

In Großbritannien und den USA sind die Richter weniger anspruchsvoll. 2006 sprach ein Gericht der britischen Sekretärin Helen Green umgerechnet 1,2 Millionen Euro plus Zinsen zu, weil sie über Jahre von vier Kolleginnen angegriffen worden war. Green arbeitete bei der Deutschen Bank in London, wo sie „systematischem seelischem Missbrauch“ ausgesetzt war, wie Zeugen vor Gericht bestätigten. Erst nach zwei Nervenzusammenbrüchen hörte sie auf zu arbeiten. Der Richter sagte, Greens Vorgesetzte hätten die Augen vor den Angriffen verschlossen,

Im Visier der Kollegen

„Sind Sie während der vergangenen zwölf Monate am Arbeitsplatz gemobbt worden?“

Antwort: Ja



„ohne Zweifel in der Hoffnung, das Problem würde von selbst verschwinden“.

In Kalifornien bekam die Assistenzärztin Ani Chopourian Ende Februar 168 Millionen Dollar wegen fortgesetzter Belästigung am Arbeitsplatz – wahrscheinlich so viel wie in keinem anderen Mobbing-Verfahren. Während des Prozesses berichtete Chopourian detailliert über ihre Qualen im Mercy General Hospital von Sacramento. Ein Chirurg begrüßte sie morgens mit „Ich bin spitz“ und gab ihr einen Klaps auf den Po. Ein anderer nannte sie ein „dummes Huhn“, machte abschätzige Bemerkungen über ihre armenischen Wurzeln und fragte, ob sie al-Qaida beigetreten sei. Einmal wurde sie von einem Kollegen mit einer Kanüle gestochen. An 18 solcher Vorfälle erinnerte sie sich. Sie habe noch nie so eine feindliche Umgebung erlebt, sagte Chopourian. Der Erfolg ihrer Klage hing auch damit zusammen, dass ehemalige Kollegen bereit waren, als Zeugen vor Gericht auszusagen.

In Deutschland scheitern viele Verfahren, weil entweder Zeugen oder Beweise fehlen. 2008 hatte die Versicherungsfachfrau Sule Eisele-Gaffaroglu von ihrem Arbeitgeber, der R+V Versicherung, eine halbe Million Euro wegen mehrfacher Diskriminierung am Arbeitsplatz gefordert. Eisele-Gaffaroglu war die erste Deutsche, die auf der Grundlage des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes klagte. Am Ende bekam sie 10 818 Euro.

Der Arbeitsrechtler Wolmerath rät Betroffenen, ein Mobbing-Tagebuch anzulegen, in das sie die Angriffe eintragen sollen. „Dieses kann Beweisqualität haben, wenn es darum geht, mit dem Arbeitgeber eine außergerichtliche Lösung zu verhandeln. Diesen Weg empfehle ich in der Regel, weil er weniger Kraft kostet und erfolgreicher ist.“ Zudem zieht sich ein Vergleich nicht über Jahre hin.

Wolmerath versteht sich weniger als Anwalt, sondern mehr als Berater der Betroffenen. „Ich frage zuerst: Wollen Sie bleiben oder gehen?“ Die meisten wollen gehen. Bei diesen Menschen heizt er die Konflikte bei Bedarf weiter an. Er provoziert dann gegebenenfalls Abmahnungen, die seinen Mandanten eine Vorlage zum Ausstieg geben. Wolmeraths Ziel ist, sich am Ende mit dem Arbeitgeber auf einen Geldbetrag zu verständigen, der „für das ertragene Leid entschädigt“.

Der Wunsch nach Rache

In vielen Städten treffen sich Mobbing-Opfer in Selbsthilfegruppen, um über die Angriffe im Büro zu sprechen. Ihnen geht es darum, ernst genommen und nicht angezweifelt zu werden. Sie bestätigen sich darin, dass sie Opfer sind.

Eine dieser Selbsthilfegruppen trifft sich einmal in der Woche in Moers am Niederrhein. Die Frauen reden dort manchmal auch über Rache. Anke* über-



legt dann, wie es wäre, ihrer Chefin mit der flachen Hand ins Gesicht zu schlagen zum Ausgleich für die Erniedrigungen, die sie ertragen hat. „Ich wünsche ihr alles erdenklich Schlechte“, sagt Anke, setzt aber schnell hinzu: „Nein, man soll niemandem etwas Schlechtes wünschen.“

Vier Frauen sitzen ihr gegenüber an einem langen Holztisch, alle duzen einander. Jeden Donnerstagabend treffen sie sich hier, im Arbeitslosenzentrum der Stadt. Ihre Gruppe haben sie „Gegen Psychoterror am Arbeitsplatz“ genannt. Die fünf sprechen über cholerische und unfähige Vorgesetzte, über Krankengeld, Hartz IV und Kollegen, die Bilder von halbnackten Frauen aus dem Internet laden und darüber lachen. Anke erzählt davon, wie sie überflüssig geworden sei, nachdem ihre Firma gleich mehrere Aufträge verloren hatte. Sie arbeitete in der Niederlassung eines Gebäudereinigungsunternehmens und wurde zurück in die Zentrale versetzt, als die Auftragslage schlechter wurde. Seitdem habe ihre Chefin sie ganz genau kontrolliert. Ihr Urlaub sei gestrichen worden, und ihre Chefin habe auf die Uhr geschaut, wenn Anke zur Toilette ging. Zum Getränkeautomaten durfte sie nicht mehr, und

wenn sie aus der Sicht ihrer Vorgesetzten etwas falsch gemacht hatte, wurde sie vor den Augen ihrer Kollegen angeschrien. Das ging jahrelang. Einen Betriebsrat gab es in der Firma nicht, auch keinen Personalrat. Anke wusste keine Lösung. „Wo hätte ich fragen sollen, ob das normal ist, was hier passiert?“

Alle nicken, dann erzählt Manuela* von den Bildern aus dem Internet. Sie war neun Jahre lang als kaufmännische Angestellte bei einem Stahlunternehmen beschäftigt, als der Sohn ihres Chefs die Firma übernahm. Dann sei ihr immer mehr Arbeit zugewiesen worden, bis sie auch für die Reinigung der Kaffee- und der Spülmaschine zuständig war. Für ihre Kollegen war sie die Streberin. Manuela weiß nicht, was zuerst da war: die Ausgrenzung der Kollegen oder das Gefühl, der Trott der Abteilung zu sein.

Als sie im Sommer im Rock zur Arbeit kam, luden ihre Kollegen Fotos von Frauen mit nackten Beinen aus dem Netz, die sie in der Abteilung herumzeigten, und sagten, das sei Manuela. Sie wurde aus dem Verteiler ausgeschlossen, wenn Partys geplant wurden. Ihre Kollegen beschwerten sich beim Chef über sie. Manuela schlief schlecht, und als sie ins Büro

„Ich habe niemals Schwäche gezeigt.“

Manfred Eggebrecht*, Betriebsleiter, 57, Niedersachsen

In meinem Leben gab es lange Zeit keine Niederlagen. Ein gutes Abitur, ein erfolgreiches Studium, ein guter Arbeitsplatz. Dann kam ein neuer Chef und machte Druck. Er rief jeden Morgen an und wollte die neuesten Zahlen wissen. Später bellte er ins Telefon, dass Mitarbeiter wegmüssten und der Umsatz zu schlecht sei. Dabei waren die Zahlen gut, der Umsatz war es auch. Zunächst dachte ich, das ist nur ein Spiel. Außerdem muss ein guter Manager Druck aushalten können, und ich habe mich immer als guten Manager gesehen. Ich würde niemals Schwäche zeigen, das habe ich mir geschworen. Selbst als mir mein Vorgesetzter Hausverbot in der Firma erteilte, habe ich mich freundlich verabschiedet und dabei gelächelt. Er hat mich nicht gebrochen, er hat nicht gewonnen. An Mobbing dachte ich dabei niemals. Nicht einmal, als ich monatelang einsam und ohne Arbeit in einem Büro hockte, das die Firma in einem Nachbarort für mich gemietet hatte, und ich nur noch ein Verbannter war.

MARTIN JEHNICHEN / DER SPIEGEL

kam, fragten die Kollegen, ob sie die Nacht in der Disco durchgetanzt habe. Man erzählte, sie habe Unterlagen verschwinden lassen. Ihr Chef habe den Unterstellungen geglaubt und ihr angeboten, gemeinsam den Mülleimer zu durchsuchen, um Belege für ihre Fehler zu finden. Manuela meldete sich krank. Inzwischen geht sie zur Reha gegen die Gelenkschmerzen, die sie am ganzen Körper spürt. Ihren Job hat sie gekündigt.

Anke, Manuela und die anderen Frauen nennen sich „Gleichgesinnte“. Sie teilen ähnliche Erfahrungen. Dazu gehört auch die Skepsis von Freunden und Verwandten, ob die Geschichten mit den bösen Chefs auch wirklich so dramatisch geschehen sind. An dem Holztisch wird keine Geschichte hinterfragt. Alles wird geglaubt. Die Frauen sind hier, um sich Mut zuzusprechen. Eine professionelle psychologische Begleitung ist das nicht.

Doch viele Betroffene sind nach Jahren des Kleinkriegs so aufgerieben, dass nur noch Mediziner und Psychologen helfen können. Überall in Deutschland gibt es Therapieeinrichtungen für Burnout-Patienten und depressive Langzeitarbeitslose, für Stress- und Mobbing-Opfer. Weil

es immer mehr Verlierer der schönen neuen Arbeitswelt gibt, begeben sich immer mehr Betroffene in Behandlung.

Nach dem Psycho-Krieg

In Überherrn-Berus, einem kleinen Ort im Saarland, hat sich die Klinik Berus schon Ende der neunziger Jahre auf die Behandlung von Mobbing-Opfern spezialisiert. Das Gebäude liegt auf einer Anhöhe im Grünen, nicht weit von der französischen Grenze entfernt. Von den 170 Betten der Klinik sind 20 für Patienten reserviert, die der Kleinkrieg am Arbeitsplatz so zermürbt hat, dass sie oft über Monate krankgeschrieben sind.

In der Regel muss ein Patient zwei bis drei Monate auf einen Platz warten. Hierher kommen Beamte, Lehrer, Bankangestellte, Pfarrer und Gewerkschaftler. Es gibt wahrscheinlich keine Branche, die nicht vertreten ist. Die Therapeuten haben inzwischen mehr als 2000 Mobbing-Opfer behandelt. Die meisten, die in die Klinik Berus kommen, wissen nicht, wie sie aus eigener Kraft auf die Beine kommen sollen.

Unter den Patienten sind Menschen, die an Selbstmord denken, auch das kann der fortgesetzte Psycho-Krieg auslösen. Schätzungen zufolge geht jeder fünfte Suizid direkt oder indirekt auf Mobbing zurück. Viele Patienten kommen nach den Schikanen am Arbeitsplatz derart hilflos, ängstlich und misstrauisch in der Klinik Berus an, dass das Personal dazu übergegangen ist, jeden Therapieschritt genau zu erklären und zu begründen.

Für Mobbing-Opfer sei Transparenz wichtig, sagt Josef Schwickerath, der Leitende Psychologe der Klinik. Die Therapie soll Menschen, die sich bislang fremdbestimmt fühlten, neues Selbstvertrauen geben. Schwickerath hat ein Vierstufenmodell entwickelt, mit dem er seine Patienten Schritt für Schritt aufbaut, damit sie später in der Lage sind, Konflikte im Büro allein und angstfrei zu bewältigen.



Therapeut Schwickerath: „Mit den Wölfen heulen“

In Phase eins hilft Schwickerath den Patienten, Distanz zu ihrem Job zu schaffen, zu Kollegen und Vorgesetzten. Das ist die Phase, in der die Therapeuten die Patienten darin bestärken, dass sie vor allem Opfer sind. „Mit den Wölfen heulen“, sagen sie dazu in der Klinik. Ausdauersport, Schwimmen und Laufen sollen dabei helfen, genau wie eine Genusstherapie, in der die Patienten wieder schmecken, riechen und fühlen lernen sollen. Dazu kommen Einzel- und Gruppengespräche.

In Phase zwei geht es darum, die eigene Mobbing-Situation zu verstehen. „Wir entschlüsseln dabei die Strukturen in einem Unternehmen, aber auch die individuellen Konflikte am Arbeitsplatz“, sagt Schwickerath. Ist der Patient mit seiner Arbeit über- oder unterfordert? Welcher Ton herrscht in der Firma? Welche Rolle hat der Patient bewusst oder unbewusst eingenommen? Und erst jetzt fragt Schwickerath, welchen Anteil das eigene Verhalten an der Eskalation haben könnte.

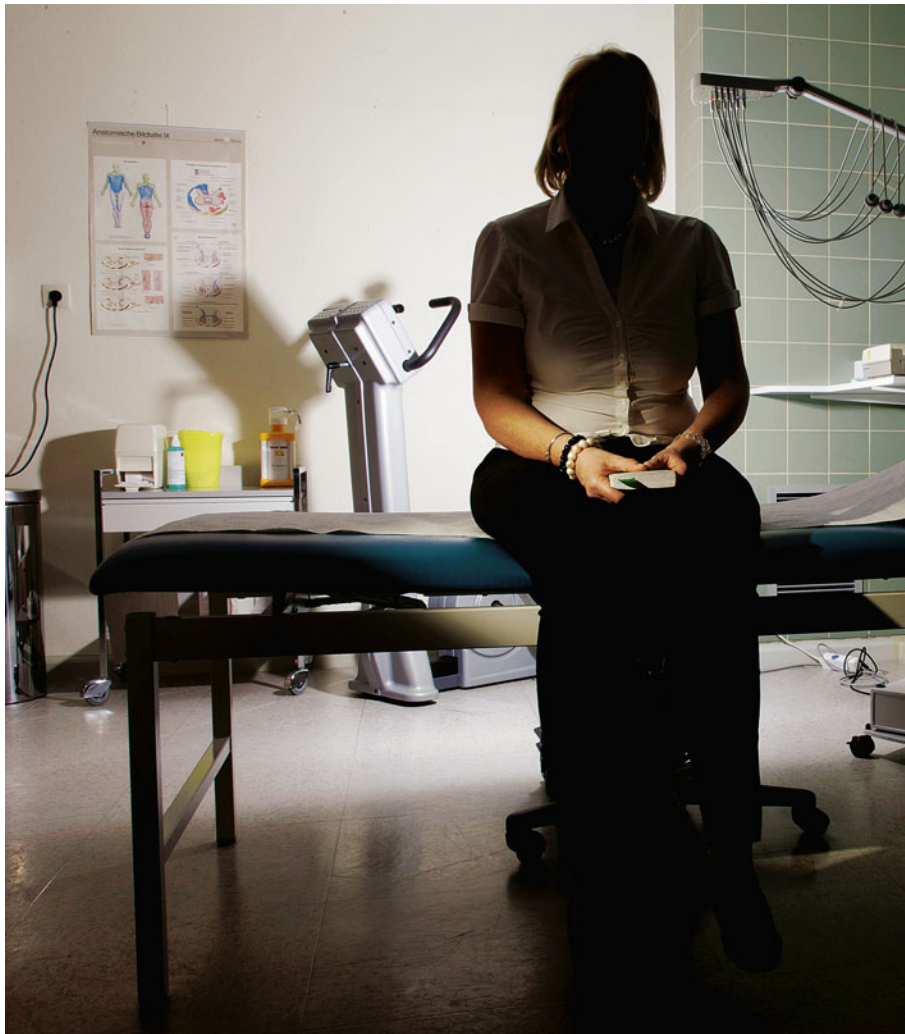
Danach, in Phase drei, müssen sich die Patienten entscheiden, wie es nach der Therapie weitergehen soll. Sie müssen sich fragen: Kann und will ich in meinen Job zurück? Welche Perspektive will ich meinem Leben geben? Erst wenn diese Fragen beantwortet sind, beginnt Phase vier. Nun simuliert Schwickerath in Rollenspielen Konflikte und beobachtet, wie sich die Patienten verhalten. Er trainiert Methoden, mit denen sie heikle Situationen auflösen können. Sie sollen sich aktiv und selbstbewusst im Beruf bewegen.

Von allen Mobbing-Opfern, die in der Klinik Berus behandelt wurden, kehrten nur etwa 20 Prozent an ihre alte Arbeitsstelle zurück. Die Mehrheit suchte sich einen neuen Job. Etwa drei Viertel der Patienten profitierten von der Therapie, wie eine Evaluation in Zusammenarbeit mit Dieter Zapf von der Universität Frankfurt gezeigt hat. Zurück bleiben 10 bis 20 Prozent Untherapierbare, die ein Jahr nach der Behandlung in der Klinik Berus noch nicht in den Beruf gefunden

haben. Viele dieser Menschen hätten keine positive Perspektive für ihr weiteres Leben entwickelt, sagt Schwickerath. „Oft kommen auch Probleme im Privatleben dazu.“

Er ist sich mit Zapf und anderen Experten darin einig, dass sich Mobbing nicht dadurch beseitigen lässt, dass man nur die Opfer therapiert. Vielmehr müssten die Unternehmen aktiv gegen den Angestelltenkrieg auf den Bürofluren vorgehen. Die ersten Firmen haben bereits begonnen, ihre Führungskräfte so zu schulen, dass sie in der Lage

MARTIN JEHNICHEN / DER SPIEGEL



„Problem rein, Deckel zu.“

Verwaltungsangestellte, 39, Süddeutschland

Es begann mit einem Streit um Posten nach einer Betriebsratswahl. Die betreffende Kollegin und ich waren noch nie beste Freundinnen, aber nach der Wahl schoss sie sich auf mich ein. Alle merkten das. Wenn sie mich anbrüllte, duckte ich mich weg und dachte: Wenn du nett zu ihr bist, ist sie auch nett zu dir. Das war naiv. Allmählich verlor ich auch den Kontakt zu den anderen Kollegen. Als meine Kollegin dann Chefin des Betriebsrats wurde, ging die Hölle richtig los. Sie kontrollierte mich, hörte Telefonate mit und erzählte, ich hätte die Kaffeekasse gestohlen. Nach zwei Jahren Dauerstreit klappte ich zusammen. Ich litt an starken Depressionen und nahm zehn Kilo ab. Insgesamt war ich 18 Monate krankgeschrieben und mehrere Monate in psychologischer Behandlung. In meinem neuen Job nehme ich Konflikte nicht mehr mit nach Hause, sondern packe sie abends in meinen unsichtbaren Mülleimer: Problem rein, Deckel zu. So habe ich gelernt abzuschalten.

MARTIN JEHNICHEN / DER SPIEGEL

sind, Konflikte unter Mitarbeitern rechtzeitig wahrzunehmen und zu lösen.

Der Vorstand des Autoherstellers Ford in Köln hat deshalb schon vor zehn Jahren eine Vereinbarung mit dem Betriebsrat geschlossen. Sie trägt den Titel „Betriebsvereinbarung über partnerschaftliches Verhalten am Arbeitsplatz“ und hat unter anderem eine Art Anti-Mobbing-Gruppe hervorgebracht, die aus fünf Betriebsräten und fünf Managern besteht. Das Team kann Abmahnungen, Versetzungen bis hin zu Kündigungen empfehlen; bislang wurde jede Empfehlung umgesetzt. Viele Angestellte waren erst skeptisch, inzwischen respektieren die meisten der rund 24.000 Ford-Mitarbeiter die Mobbing-Berater.

Über 200 Anfragen regeln die zehn Mitarbeiter im Jahr, außerhalb ihrer Dienstzeit. Die Fälle, zu denen sie gerufen werden, sind oft banal, können aber eskalieren, wie der Streit um ein geöffnetes Fenster zeigte. Mehrere Kollegen konnten sich nicht einigen, zu welcher Zeit sie lüften wollten. „Am Ende gab es zwei Gruppen: Die eine war fanatisch für frische Luft, die andere fanatisch dagegen“, sagt die Betriebsrätin Katharina von Hebel. Die Konfliktlöser entschärfen das Problem. Dazu müssen sämtliche Führungskräfte

bei Ford Seminare besuchen, in denen sie lernen, dass ein guter Chef seine Mitarbeiter schätzt, Schwächen toleriert und Stärken fördert. Auch dadurch hofft Ford, Diskriminierung abzubauen, was am Ende die Effizienz erhöht. „Ein Team, das gut funktioniert, arbeitet produktiver“, sagt der Manager Rainer Forst.

Andere Unternehmen holen sich externe Berater, die Führungskräften beibringen, dass nicht jeder Mitarbeiter, der anders als die Mehrheit denkt oder fühlt, ein Spinner ist. Der Berliner Psychologe Reinhard Hoch hat sich auf die Prävention von Konflikten in Betrieben spezialisiert, er sagt, dass viele Chefs die grundlegendsten sozialen Fähigkeiten nicht beherrschten. Er schaue oft in verlegene Gesichter, wenn er Manager frage: Gibt es bei Ihnen ein freundliches Wort am Ende einer Präsentation? Bekommt ein fleißiger Mitarbeiter einen halben Tag frei, einfach so? Hoch hält deshalb gern Vorträge zum Thema „So lobe ich richtig“.

Auch öffentliche Einrichtungen beginnen, Konflikte zwischen Angestellten ernst zu nehmen. Die Stadtverwaltung von München war 1997 eine der ersten Behörden, die eine „Dienstvereinbarung bei Mobbing und Schikane“ eingeführt hat.

2003 hat das Freiburger Universitätsklinikum mit seinen über 10.000 Mitarbeitern ein mehrstufiges System installiert, das Mobbing frühzeitig erkennen und verhindern soll. Die Zahl der arbeitsgerichtlichen Auseinandersetzungen ist seitdem um 20 Prozent gesunken. Doch München und Freiburg sind derzeit noch Ausnahmen.

Und solange die meisten Unternehmen den stillen Psycho-Krieg wie ein Tabu behandeln, wird sich für die Betroffenen wenig ändern. Barbara Lohmann überlegt daher immer noch, ob sie nicht endlich kündigen soll. Anke und Manuela, die beiden Frauen aus der Selbsthilfegruppe, wollen sich bald auf die Suche machen nach einem neuen Job. Nur Manfred Eggebrecht, der drei Monate lang im Sterbezimmer saß, hat endlich eine Stelle bei einer Firma gefunden, die Garagen verkauft. Er sagt, vielleicht hätte er sich früher wehren sollen.

SILVIA DAHLKAMP, ÖZLEM GEZER, SIMONE KAISER, CHRISTOPH SCHEUERMANN, ANTJE WINDMANN



Video: Ein Mobbing-Opfer erzählt seine Geschichte

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

Wissen ist ansteckend

Gesundheit braucht Wissen. Und die Vermittlung dieses Wissens braucht die Apothekerinnen und Apotheker sowie die Apotheken Umschau. Gesundheits-Wissen in Wort und Bild. Fundiert recherchiert. Praktisch vermittelt. Unterhaltsam verpackt. Davon lässt man sich gerne anstecken. Alle 14 Tage aufs Neue.

Lesen was gesund macht.

Weitere Themen:

- ▶ **Die große Mitmach-Aktion:**
Mehr Bewegung im Alltag!
- ▶ **Samenspende:**
Was Sie über rechtliche Fragen wissen sollten
- ▶ **EEG:**
Wie Medizin-Forscher die Hirnstrom-Messung nutzen
- ▶ **Blutvergiftung:**
Warum eine optimale Nachsorge so wichtig ist
- ▶ **Schöne Hände:**
Experten-Tipps für die richtige Hautpflege

Alle 14 Tage **NEU**
in Ihrer Apotheke.



SÜSSIGKEITEN

Böse Überraschung

Wer in die USA reist, sollte lieber keine Kinder-Überraschungseier als Mitbringsel wählen. Das Schokoladen- ei von Ferrero, das ein Spielzeug in seinem Inneren verbirgt, ist in den Vereinigten Staaten verboten. Grund ist ein Gesetz aus dem Jahr 1938, das ungenießbare Gegenstände in Süßigkeiten verbietet. Damals gab es die Schokoeier noch gar nicht. Wer gegen die Regelung verstößt, muss mitunter tief in die Tasche greifen, denn die Strafe kann mehrere hundert Dollar betragen. Für Zoll und Grenzschutz bedeutet das Gesetz vor allem Arbeit: 2011 hat die zuständige US-Behörde CBP rund 60 000 Ü-Eier aus Koffern und Paketen gefischt. Doch wenn es nach einigen tausend US-Bürgern geht, könnte diese Skurrilität bald Geschichte sein: In Online-Petitionen fordern sie „Freiheit für das Ei“. Hersteller Ferrero war für eine Stellungnahme nicht zu erreichen.



NESTOR BACHMANN / PICTURE ALLIANCE / DPA

REKLAME

Humorloser Sixt

Kaum ein Unternehmen will mit Werbung derart gezielt provozieren wie die Autovermietung Sixt. Mehrmals wurden Sixt-Motive mit Unterlassungserklärungen attackiert. Nun aber schießt ausgerechnet der von Erich Sixt gelenkte Mietriese gegen einen wenig bekannten Carsharing-Anbieter. Das Start-up Tamyca verglich auf seiner Website, unterlegt mit frechen Slogans, Sixt-Preise mit eigenen Ange-



Sixt

PETER KNIEFEL / PICTURE ALLIANCE / DPA

boten. Sixt hält die Werbung für irreführend, eine Vergleichbarkeit der Mietmöglichkeiten sei nicht gegeben. So biete Tamyca Fahrzeuge von Privatleuten an, Sixt hingegen sei ein „Premiumanbieter“. Tamyca argumentierte zwar, dass manche Beanstandungen „ins Leere“ gingen. Dennoch gab die Firma vergangene Woche eine teilweise Unterlassungserklärung ab. Sixt sagt: „Als Vorreiter der vergleichenden Werbung“ begrüße man entsprechende Aktivitäten. „Falsche Angaben, die darauf abzielen, Sixt in ein schlechtes Licht zu rücken, können allerdings nicht hingenommen werden.“



OLIVER BERG / DPA

Windpark in Nordrhein-Westfalen

POSTBANK

Schmu mit Ökofonds

Die Postbank, einer der großen Anbieter sogenannter Nachhaltigkeitsfonds, hält sich bei der Anlagepolitik offenbar nicht allzu eng an eigene Vorgaben. Laut einer Studie im Auftrag der Grünen-Bundestagsfraktion hält der Fonds Postbank Dynamik Vision (Volumen: 167 Millionen Euro) Aktien von 25 Unternehmen, die in der Rüstungsindustrie, und 35 Firmen, die in der Atombranche tätig sind. Größter Einzelposten im vermeintlichen Ökofonds der Deutsche-Bank-Tochter sind Anteilsscheine des französischen Ölkonzerns Total, der von Umweltschützern zum wiederholten Mal kritisiert wird. Dass die Postbank

im Verkaufsprospekt keine detaillierten Angaben zur Zusammensetzung des Portfolios macht, kritisiert Ingo Scheulen vom Netzwerk Ökofinanz-21 als „eklatanten Transparenzmangel“. Der Anlageberater sieht die Postbank jedoch als Teil eines größeren Problems: Nach seinen Recherchen entsprechen nur 40 der in Deutschland angebotenen 289 Nachhaltigkeitsfonds den Erwartungen von ökologisch orientierten Anlegern. Ein Postbank-Sprecher erklärt, dass man sich bei der Auswahl an internationalen Nachhaltigkeitsstandards orientiere, und verweist auf die Rechenschaftsberichte des Fonds.

SOLARBRANCHE

„Hart und falsch“

Conergy-Chef Philip Comberg, 44, über den zweifelhaften Ruhm, als größter Geldverbrenner der Republik zu gelten



SPIEGEL: Der Börsenwert Ihrer Firma ist 2011 um 87 Prozent eingebrochen. Wie fühlt man sich als größter Kapitalvernichter am deutschen Aktienmarkt?

Comberg: Für unsere Aktionäre ist das zweifellos schmerzhaft. Sie haben in fünf Jahren fast ihr gesamtes Kapital verloren. Das basiert vor allem auf einer Reihe von Fehleinschätzungen des alten Managements. Unsere Anteilseigner müssen das nun leider ausbaden. Wir haben 2011 einen Kapitalschnitt gemacht, aus unseren Fehlern gelernt und kommen endlich voran: Im ersten Quartal dieses Jahres haben wir zum ersten Mal seit dem Börsengang mehr eingenommen, als wir ausgegeben haben. 2012 wollen wir operativ schwarze Zahlen schreiben.

SPIEGEL: Die „Bild“-Zeitung hat Sie dennoch zum „Verlierer“ des Tages gekürt.

Comberg: Das ist wirklich hart, zumal es falsch ist. Ich bin erst seit drei Monaten Vorstandschef, und hier ging es

um die brutalen Kursverluste vorher, nämlich zwischen 2005 und 2011.

SPIEGEL: Die deutsche Solarbranche scheint am Ende. Seit November mussten sieben namhafte Hersteller Insolvenz anmelden. Gehen bei Conergy auch bald die Lichter aus?

Comberg: Das sehe ich nicht. Die Branche befindet sich in einem knallharten globalen Wettbewerb. Durch die Kürzung der Solarförderung ist das Umfeld sicher nicht besser geworden. Die Solarbranche ist eine junge Industrie, die extrem schnell, vielleicht zu schnell gewachsen ist – und wo sicher sehr viele Fehler gemacht wurden. Conergy steuert seit 2011 gegen. Mit Erfolg.

SPIEGEL: Profitieren nun die letzten verbliebenen Solarhersteller von der Krise der anderen?

Comberg: Wir haben den einen oder anderen harten Schnitt früher gemacht als unsere Konkurrenz, das hilft uns jetzt. Wer sich in diesem Umfeld behauptet, kann von einer Marktbereinigung profitieren. Die Nachfrage nach Solaranlagen ist ungebrochen. Das sehen wir in unseren Auftragsbüchern.

SPIEGEL: Derzeit boomen vor allem asiatische Hersteller. Wird Conergy bald chinesisch?

Comberg: Wir wollen schon jetzt zusammen mit asiatischen Partnern Aufträge akquirieren. Je mehr wir operativ zulegen, desto interessanter werden wir natürlich für mögliche Partner. Sinnvollen Gesprächsangeboten werden wir uns nicht verschließen.

NAHRUNGSMITTEL

Latexhandschuhe im Teig

Die bayerischen Behörden waren viel früher über die gravierenden Hygienemängel bei der Großbäckerei Müller informiert als bisher bekannt. Bereits



Müller

in den Jahren 2000 bis 2009 gab es sechs Bußgeldbescheide über insgesamt 12 750 Euro. Mal fanden die Lebensmittelkontrolleure eingebackene Reste von Latexhandschuhen, mal waren Maschinen verunreinigt, oder es gab Schabenbefall. Das zuständige Landratsamt Freising gestand dies nun ein, nachdem es zuvor behauptet hatte, „gravierende Mängel erstmals 2010 festgestellt“ zu haben. Unterdessen

stockt der Verkauf der insolventen Brotfabrik in Neufahrn bei München. Der vorherige Besitzer Klaus Ostendorf, der die Mängel zu verantworten hatte, scheiterte mit einem Rückkauf. Seiner Firma Backwelt gehören allerdings eine Backmaschine im Werk und die EDV-Anlage, was nun den Verkauf an Gründertochter Evi Müller und den Münchner Bäcker Franz Höflinger verzögert.

Top-SparBuch: 2,25% Zinsen p. a.*

■ In Ihrer Filiale

■ www.santanderbank.de

■ 0180 5 55 67 09

14 Ct./Min. aus dt. Festnetzen, max.
42 Ct./Min. aus Mobilfunknetzen.



Hochzins-Sparbuch

Santander Bank

Im Test 52 Banken
Ausgabe 12.12.2011

Handelsblatt FMH

Santander
WERTE AUS IDEEN

santanderbank.de

* Zinssatz variabel. Angebot freibleibend. Nur für Privatkunden. Gilt nur für Neueinlagen, die in den letzten drei Monaten nicht bei der Santander Gruppe angelegt waren.

WELTWIRTSCHAFT

Showdown in Washington

Die Europäer wollen vom Internationalen Währungsfonds zusätzliche Milliarden, um ihre Schuldenkrise zu bekämpfen. Doch die Schwellenländer widersetzen sich den Plänen. Sie werfen dem Westen vor, seine Macht zu missbrauchen.

Wenn Wolfgang Schäuble (CDU) am Donnerstag nach Washington aufbricht zur Frühjahrstagung von Internationalem Währungsfonds (IWF) und Weltbank, dann reist eine Menge Gleichmut und Genugtuung mit.

„Wir haben unsere Hausaufgaben gemacht“, lobt der deutsche Finanzminister sich und seine Kollegen aus der Euro-Zone. Selten zuvor sei er in den vergangenen Jahren mit einem besseren Gefühl zu einem derart wichtigen internationalen Finanzgipfel gereist.

Grund für Schäubles Zufriedenheit sind die jüngsten Beschlüsse der Euro-Gruppe, der Versammlung der Finanzminister aus den 17 Mitgliedstaaten der Währungsunion. Vor zwei Wochen vereinbarte die Runde in Kopenhagen, die beiden Rettungsschirme für den Euro breiter zu spannen. 800 Milliarden Euro, umgerechnet mehr als eine Billion Dollar, wollen die Europäer bei Bedarf mobilisieren, um strauchelnde Mitgliedsländer zu stützen.

Monatelang hatte IWF-Chefin Christine Lagarde Schäuble und seine Kollegen gedrängt, die Brandmauern für die Euro-Rettung zu erhöhen. Würden sie eine Billion Dollar bereitstellen, sei vom IWF noch einmal so viel für einen globalen Rettungsschirm zu erwarten, versprach sie. Am Donnerstag dimmte sie die Erwartungen an den Fonds ein klein wenig nach unten, weil die schlimmsten Befürchtungen nicht eingetreten seien.

Jetzt melden die Europäer Vollzug und hoffen auf mehr Geld aus Washington. Schäuble und seine Kollegen kommen mit der Erwartung in die US-Hauptstadt, dass einem größeren Engagement des IWF nichts mehr im Wege stehe. Aber die Hoffnungen könnten trügerisch sein.

Ein Selbstläufer jedenfalls sind die zusätzlichen Geldhilfen nicht. Bei vielen der insgesamt 187 Mitgliedstaaten des IWF wächst der Unmut über die Anspruchshaltung des noch immer wohlhabenden alten Kontinents. Viele Politiker ärmerer Weltregionen nehmen den Europäern übel, dass sie, obwohl sehr reich, sich nicht selbst zu helfen wissen.

Was die Vertreter von Schwellenländern besonders erbost, ist die Tatsache, dass der IWF bislang mehr Geld für europäische Pleitestaaten mobilisiert hat als für die Finanzkrisen in Russland, Südkorea und Mexiko zusammen. Die Hilfen allein für Griechenland summieren sich auf das 23fache der griechischen Kapitaleinlage beim Fonds. Nie zuvor in den mehr als 60 Jahren seines Bestehens hat der Fonds ein in Schieflage geratenes Land so großzügig mit Hilfe bedacht.

Für die Schwellenländer Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika, die als sogenannte BRICS-Staaten firmie-



GETTY IMAGES

IWF-Chefin Lagarde: Die Praxis straft alle großen Pläne Lügen

ren, ist die Freigebigkeit ein weiterer Beleg dafür, dass die alten Industriemächte Europas und Nordamerikas die Washingtoner Organisation als Selbstbedienungsladen verstehen. Sie sind wild entschlossen, neue Hilfen für Europa wenn schon nicht zu verhindern, so doch zu verzögern.

Gegen Ende der Woche wird es in der US-Hauptstadt zum Showdown kommen. Dabei geht es nicht nur darum, wie die Welt kurzfristig aus der Krise findet. Der Streit um zusätzliche Hilfen für Europa ist nur ein Symptom für viel tiefgreifendere Konflikte. In Wirklichkeit tobt ein Machtkampf zwischen alten Industrieländern und aufstrebenden Schwellenstaaten darüber, wer in einer der wichtigsten Institutionen der Globalisierung künftig das Sagen haben wird.

Die Beteiligung am zweiten Rettungspaket für Griechenland oder die Aufstockung zeitlich befristeter Kreditlinien an den IWF, mit denen die neuen Hilfen finanziert werden sollen, sind für die BRICS-Staaten willkommen. Anlässe für eine Kraftprobe. Langfristig geht es ihnen darum, ihr Gewicht entsprechend ihrer gewachsenen weltwirtschaftlichen Bedeutung in den Entscheidungsgremien des Fonds wiederzufinden. Ein zähes Ringen für die nächsten Jahre ist programmiert.

Die Marschrichtung der Schwellenländer für die Frühjahrstagung gaben vor zwei Wochen die Staats- und Regierungschefs der BRICS-Staaten bei ihrem Treffen in Neu Delhi vor. „Dringend geboten“ sei, dass ihre Länder eine wichtigere Rolle im IWF spielen sollten, dass sich ihre wachsende wirtschaftliche Bedeutung auch widerspiegeln sollte bei Sitz und Stimme in den Entscheidungsgremien der Organisation.

Eine eindeutige Warnung schickten sie Richtung Europa: Die Bemühungen, die Ausleihkapazitäten des Fonds zu erhöhen, könnten nur von Erfolg gekrönt sein, wenn vereinbarte Reformbeschlüsse auch umgesetzt würden.

Schon seit Jahren ringen die Schwellenländer im IWF um mehr Einfluss, der ihnen 2010 schließlich auch von den etablierten Industriemächten zugestanden wurde. Doch die Praxis straft alle großen Pläne bislang Lügen.

Noch immer steht nicht fest, wann die damals verabredete Erhöhung der Kapitalquoten für China und Co. in Kraft tritt. Noch immer ist unklar, wann die Europäer, wie versprochen, zwei Sitze im Exekutivdirektorium des IWF, dem obersten Beschlussorgan, abtreten. Dabei sind sie in dem Lenkungsgrremium notorisch überrepräsentiert.

„Die Europäer wollen unsere Hilfe, kommen uns aber bei der IWF-Reform nicht entgegen“, schimpft Paulo Nogueira Batista, 57, der Vertreter Brasiliens und acht weiterer lateinamerikanischer Länder im Exekutivdirektorium des IWF. „Das ist schon sehr merkwürdig.“

Der brasilianische Ökonom ist so etwas wie der Rädelführer der BRICS-Staaten in der Direktorenrunde des IWF. Aus seiner Skepsis gegenüber den Kopenhagener Beschlüssen von Ende März macht er kein Geheimnis. Die Europäer hätten die Rettungsschirme „weniger als versprochen“ aufgestockt. Tatsächlich sind 300

der 800 Milliarden Euro schon längst verplant. „Das Verfahren ist sehr undurchsichtig.“

Entsprechend zurückhaltend sind Nogueira Batista und seine Kollegen, was weitere IWF-Hilfen angeht. Er legt Wert auf die Feststellung, dass seine Regierung noch keine endgültige Entscheidung getroffen habe und er sie auch nicht vorwegnehmen könne, aber: „Ich halte es nicht für ausgemacht, dass es schon bei der Frühjahrstagung zu einer Bewilligung kommt.“ Durchaus möglich sei, dass die Entscheidung erst auf dem G-20-Gipfel im Juni falle.

Die BRICS-Länder wollen auf Zeit spielen. Ihnen geht es um eine kleine Machtdemonstration. Doch ihre Ziele sind weitreichender. Sie wollen die Stimmrechte innerhalb des IWF zu ihren Gunsten verschieben und den traditionellen Anspruch der Europäer auf den Chefessel der Washingtoner Organisation brechen. „Der Fonds entspricht nicht mehr den

Wirklichkeiten des 21. Jahrhunderts“, sagt Nogueira Batista. „Die Euro-Länder missbrauchen ihre Macht im IWF“, klagt er. Viel zu viele Mittel und damit auch Risiken konzentrierten sich in Europa. In Wirklichkeit sei der IWF längst kein Weltwährungsfonds mehr. „Wir haben es hier mit einem Nordatlantik-Währungsfonds zu tun.“

Der Streit um die Mittelaufstockung bietet den Nachwuchsmächten zudem die Gelegenheit, einen Keil zwischen Amerikaner und Europäer zu treiben. Traditionell halten beide eng zusammen, etwa wenn es darum geht, einen neuen IWF-Chef zu küren.

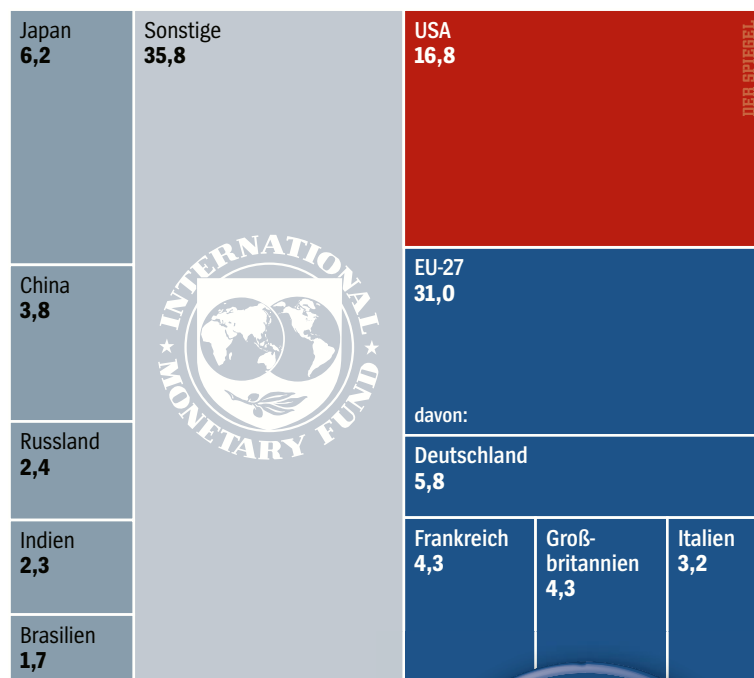
Diesmal wirkt die Allianz brüchig. Die Amerikaner wollen kein zusätzliches Geld für den globalen Rettungsschirm bereitstellen, zudem blockieren sie die Umsetzung der Reformbeschlüsse. Präsident Barack Obama wagt es nicht, den US-Kongress noch vor der im Herbst anstehenden Präsidentschaftswahl um mehr Geld für den IWF zu bitten.

„Europa kann seine Probleme aus eigener Kraft lösen“, sagt US-Finanzminister Timothy Geithner. „Der IWF kann keinen robusten Rettungsschirm der Euro-Länder ersetzen.“

Bei dieser Verweigerungshaltung ist es geblieben. „Die

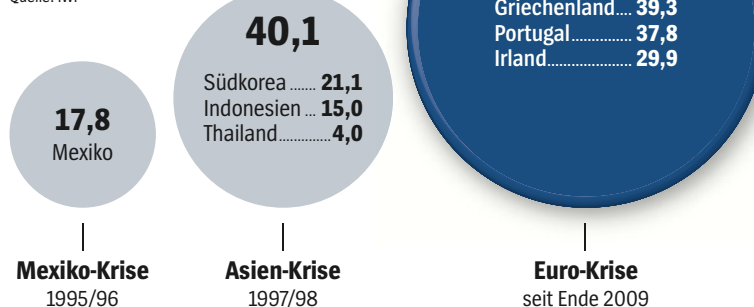
Westliche Dominanz

Stimmenanteile der Mitgliedstaaten des IWF, in Prozent



Zur Krisenbewältigung bewilligte IWF-Kredite für ausgewählte Länder, in Milliarden Dollar

Quelle: IWF



amerikanische Regierung hält sich weitgehend zurück und hofft, dass in diesem Jahr keine weiteren Katastrophen passieren“, heißt es in IWF-Kreisen.

Obama fürchtet, sich dem Vorwurf auszusetzen, amerikanisches Steuergeld zu verschleudern. Hinzu kommt eine ausgeprägte Skepsis gegenüber internationalen Organisationen, die die letzte verbliebene Supermacht häufig entwickelt. Zu viel internationale Zusammenarbeit verträgt sich nicht mit der eigenen Vorstellung als Hegemon.

Die US-Republikaner nutzen die Schuldenkrise der alten Welt zudem als Beleg dafür, dass das europäische, angeblich sozialistische Wirtschaftsmodell gescheitert ist. „Europa funktioniert schon in Europa nicht“, wettet Obamas wahrscheinlicher Herausforderer Mitt Romney immer wieder auf den Wahlkampfveranstaltungen – und will damit Obama treffen, der in Amerika ein Wirtschaftsmodell europäischer Prägung einführen wolle.

Einen Profiteur der amerikanischen Zurückhaltung gibt es dennoch: China. Zufrieden registrieren Offizielle der zweitgrößten Wirtschaftsmacht der Erde, wie sich die Amerikaner selbst aus dem Spiel nehmen. Ihnen kommt jeder Einflussverlust der alten Hegemonialmacht gelegen.

Die Chinesen gebieten über die größten Währungsreserven der Welt. Ihnen

bereitet es keine Schwierigkeiten, die Mittel für den IWF aufzubringen. Rücksichten auf eine widerspenstige Volksvertretung kennen sie ohnehin nicht.

Die Berliner Bundesregierung beobachtet die Zurückhaltung der Amerikaner mit zwiespältigen Gefühlen. „Es ist bedauerlich, dass die USA keinen eigenen Beitrag leisten“, heißt es im Bundesfinanzministerium. Dennoch wollen die

„Europa funktioniert schon in Europa nicht“, wettet Obama-Herausforderer Mitt Romney.

Mitarbeiter von Ressortchef Schäuble nicht alle Hoffnung fahren lassen. „Wir sind zuversichtlich, dass die Ressourcenerhöhung auf der Frühjahrstagung beschlossen wird und die BRICS-Staaten dabei mitziehen.“

Auf ein Koppelgeschäft mit den Schwellenländern – Hilfe für Europa, im Gegenzug mehr Mitsprache im IWF – will sich die Bundesregierung nicht einlassen. „Es gibt keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen der aktuellen Anhebung der Ressourcen und weiteren Reformen beim IWF.“ Dauerhaft aufhalten könnten

die Schwellenländer die Beschlüsse sowieso nicht. Dafür fehle ihnen die Mehrheit.

Außerdem spekulieren die Europäer auf das Eigeninteresse der BRICS-Staaten. Von den zusätzlichen Mitteln sollen nicht nur die Europäer profitieren, sie stehen weltweit allen Mitgliedern zur Verfügung. Geboten scheint das allemal, denn Untersuchungen des IWF haben ergeben, dass auch entlegenste Weltgegenden die Auswirkungen der Euro-Krise zu spüren bekommen. Bei ihren – im IWF-Jargon „Tail Risk“-Szenarien genannten – Projektionen kommen die Experten von Fonds-Chefin Lagarde zu dem Schluss, dass bei einem Zusammenbruch Spaniens oder Italiens auch Länder in Lateinamerika und Asien in Bedrängnis geraten könnten. Solche Nebenbeben in ihrem Hinterhof, so die Hoffnung der Europäer, wollten die BRICS-Staaten bestimmt vermeiden. Deshalb würden sie die Mittelaufstockung schon mittragen.

Was den Umfang der IWF-Hilfen angeht, sind die Europäer mittlerweile bescheiden geworden. Das Ziel, eine Billion Dollar zu mobilisieren, haben sie aufgegeben. Wenn stattdessen nur 800 Milliarden Dollar zusammenkämen, heißt es bei ihren Unterhändlern, sei das doch auch „ein schönes Ergebnis“.

MARC HUJER, CHRISTIAN REIERMANN



CLUB SOMA BAY
ÄGYPTEN, VOLLPENSION
ab € 1.045*

World of TUI

BRUNO UND ANGELA. BRANGELA SEIT ROBINSON.

Überrasche dich selbst: in deinem ROBINSON CLUB. Alle Informationen und den aktuellen Katalog findest du im TUI Reisebüro oder unter www.robinson.com

* Preis p.P. und Woche im DZ, inkl. Flug und Transfer, ausgewählte Termine im Juni 2012, Mindestaufenthalt 1 Woche.

ROBINSON®

Zeit für Gefühle

INTERNET

Kapital sucht Superstar

Die Milliardenübernahme von Instagram durch Facebook ist nur ein Beispiel für das wilde Wettrennen um die nächste Internetsensation. Der Auswuchs einer neuen Spekulationsblase?

Es ist zwar keine Garage, aber auch nicht viel größer: In einem kleinen, hellgelben Bungalow in der Innenstadt von Palo Alto drängeln sich rund 30 junge Programmierer. Ihre Internetseite zum Austauschen von Fotos hat kein Geschäftsmodell, aber schon 20 Millionen Nutzer. In den vergangenen Monaten hatten sich erst die Medienberichte über die wohl heißeste neue Internetanwendung und dann die Gerüchte gehäuft, dass sie vielleicht bald von Facebook übernommen werde. Der Name der Firma: Pinterest.

Gekauft hat Facebook vergangene Woche dann eine andere Firma: die Handy-App Instagram. Für eine Milliarde Dollar, in Bargeld und Aktienoptionen.

Die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Minifirmen sind indes verblüffend. Auch Instagram ist ein Netzwerk für Fotoveröffentlichung und -bearbeitung, mit 13 Mitarbeitern, ohne Geschäftsmodell, aber mit weltweit 30 Millionen Nutzern.

Instagram und Pinterest gehören zu einer zweiten Welle von sozialen Netzwerken, die in den vergangenen gut drei Jahren entstanden sind. Sie wollen einerseits ganz anders sein als der Riese Facebook, andererseits aber versuchen, von der Nähe zu dem Online-Giganten und seinen inzwischen über 800 Millionen Nutzern zu profitieren. Dutzende solcher Firmen sind vor allem im Silicon Valley neu entstanden, finanziert von den zahlreichen Risikokapitalgebern vor Ort.

Ausdauernd streiten sich deswegen die Experten, ob sich eine neue Internetblase bilde wie einst zur Jahrtausendwende. Es gibt viele Argumente, die dafür sprechen: Börsenfieber, irre Preise, Medienhype um kleine Klitschen und die Existenz von Unmengen billigen Geldes, das global nach Anlagemöglichkeiten sucht.

Aber vieles spricht auch gegen die Blasen-Theorie: Längst gibt es nicht nur vage Geschäftsideen. Die Großen der Branche verdienen richtiges Geld. Google verkündete vergangene Woche allein fürs jüngste Quartal einen Gewinn von 2,9 Milliarden Dollar. Und anders als um die Jahrtausendwende verfügen die Unternehmen, auch die ganz jungen, oft schon über viele Millionen Kunden.

Im Vorfeld des demnächst erwarteten Börsengangs von Facebook läuft die Suche nach der nächsten Internetsensation

nun erst richtig heiß: Nicht nur die Bewertungen für bereits bekannte Online-Unternehmen wie die Blogging-Seite tumblr oder die Tagebuch-App Path sind in den vergangenen Monaten rasant gestiegen (siehe Grafik). Auch für noch unbekannte Mini-Firmen mit zwei Mann und einer Idee werden schon wieder Millionen auf den Tisch gelegt.

Inzwischen kaufen die bereits erfolgreichen und durch zahlreiche Finanzierungsrunden mit reichlich Geld ausgestatteten Internetunternehmen drohende Konkurrenten auf – um sie zu integrieren oder aber schlicht vom Markt zu nehmen. Die Instagram-Übernahme durch Facebook ist extrem, aber trotzdem nur ein Beispiel. Twitter etwa übernahm jüngst die Blog-Plattform Posterous, Groupon den Reisedienst Uptake.

Mit von der Partie sind zudem auch wieder die Investmentbanken und Wall-Street-Investoren, die sich nach der Finanzkrise aus dem Technologie-Mekka zurückgezogen hatten und nun zurückgelockt werden. Das hat den Wettbewerb zuletzt enorm befeuert, erzählen führende Investoren im Silicon Valley.

Und es treibt die Preise: Instagram war erst vor zwei Wochen noch mit 500 Millionen Dollar bewertet worden – eine oh-



Instagram-Gründer Krieger, Systrom: Eine Milliarde Dollar für ein bisschen Bildbearbeitung

Hip – und hopp! Diese Anwendungen sind noch zu haben

Pinterest

Sie sind da, die **digitalen Pinnwände**, und weit weniger spießig als ihre Vorgänger aus Kork. Der amerikanische Dienst **Pinterest** gehört zu den meistbesuchten Web-Seiten in den USA.

tumblr.

Bloggers Liebling – insgesamt 21 Mrd. Posts veröffentlichte der amerikanische Blog-Dienst **tumblr.** bisher. Sein Konkurrent Posterous wurde bereits von dem Kurznachrichtendienst Twitter übernommen.

Path

Mein liebes Tagebuch – ist heute eine Smartphone-App und heißt **Path**. Es ist eines der derzeit gefragten Unternehmen im Silicon Valley und dürfte Facebook & Co. interessieren.

Spotify

Die Zukunft der Musikindustrie? Der aus Schweden stammende **Musikdienst Spotify** bietet für einen monatlichen Beitrag Zugriff auf Lieder und Alben. Wer braucht da noch iTunes?

FinnComfort®

Der Schuh zum Wohlfühlen.

Herren-Halbschuh
» BRADFORD



- » Superbequem-Fußbett
- » Vitalisierendes Reflexzonen-Bett
- » Optimale Auftrittsdämpfung
- » Geeignet für individuelle Einlagen
- » In Deutschland gefertigt

Jetzt Katalog anfordern unter
www.finncomfort.de



nehin bereits wahnwitzige Summe für ein Unternehmen, das noch keinen Dollar Gewinn gemacht hat. Facebook zahlte das Doppelte.

Führende Wagniskapitalgeber wie Andreessen Horowitz, Sequoia oder Accel zahlen nicht selten zweistellige Millionen-summen für Beteiligungen im Bereich von zehn Prozent. Dabei spielt kaum eine Rolle, ob ein Unternehmen überhaupt einen Plan hat, wie es später einmal Geld verdienen will, betont ein führender Manager einer notorisch verschwiegenen Venture-Capital-Firma. Die wichtigste Währung seien heute die Nutzer.

„Nutzer, Nutzer, Nutzer. Je mehr Nutzer ich habe, umso mehr Geld kann ich mit denen irgendwann verdienen“, sagte SAP-Mitgründer Hasso Plattner im SPIEGEL-Gespräch (13/2012).

Vorhersehbar ist der Erfolg vor allem im Frühstadium von Technologiegründungen nicht. Manche schwächeln trotz scheinbar toller Ideen jahrelang vor sich hin. Für andere dagegen kommt der Boom fast über Nacht.

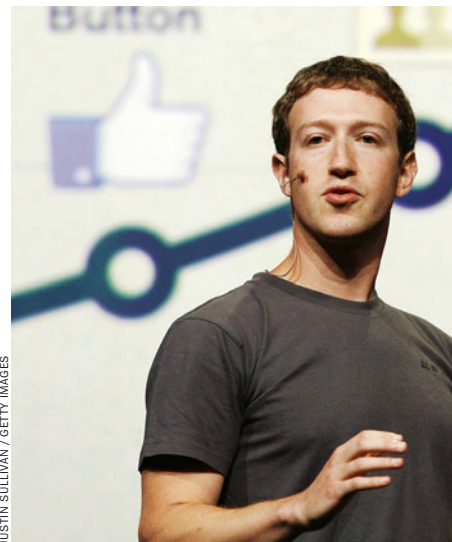
Instagram etwa wurde erst im Oktober 2010 von den zwei Stanford-Studenten Mike Krieger und Kevin Systrom gegründet, entwickelte sich aber schnell zu einer beliebten App fürs iPhone. Die Software ermöglicht es, per Mobiltelefon geschossene Fotos mit Spezialeffekten zu bearbeiten und dann mit Freunden zu teilen.

Fotos sind auch einer der Schlüsselfaktoren von Facebook, sie beeinflussen wesentlich, wie lange Nutzer auf der Seite bleiben. Eine Anwendung, die das umgeht, ein eigenes Fotonetzwerk, wäre deshalb eine Bedrohung für den Riesen.

Zudem ist Instagram eine rein Handybasierte Anwendung. Und dies wiederum ist jenes Terrain, auf dem Facebook seine vielleicht größten Schwächen hat. Die Internetnutzung verlagert sich vor allem bei Jugendlichen immer mehr vom Computer aufs Handy. Doch bislang greift nur die Hälfte der Facebook-Nutzer so auf die Seite zu.

Vor allem deswegen ist Facebook-Gründer Mark Zuckerberg lieber bei Instagram eingestiegen als bei Pinterest, das noch vor vier Wochen von der „New York Times“ zum „am heißesten diskutierten Start-up“ gekürt wurde. Allerdings ist es gut möglich, dass Pinterest bald für einen ähnlich irrwitzigen Preis von anderen gekauft wird. Die Bereitschaft von Facebook, ohne große Verhandlungen eine Milliarde Dollar zu bieten, wird das Wettrennen um den nächsten Internethit noch weiter anheizen.

Pinterest hat dabei gute Chancen, denn kein Online-Angebot hat jemals schneller die Marge von zehn Millionen Nutzern erreicht. Nicht mal Facebook. Allein zu Jahresanfang kamen innerhalb von vier



Facebook-Chef Zuckerberg
Das Wettrennen anheizen

Wochen sechs Millionen neue Nutzer hinzu. Dabei ist Pinterest nicht viel mehr als eine Pinnwand im Internet.

Nutzer stellen Bildersammlungen zusammen, die sich um spezielle Themen drehen – von Modetrends über Kuchenrezepte bis zu brasilianischer Architektur. Die digitalen Collagen können dann, wie bei sozialen Netzwerken üblich, von Freunden kommentiert und weiterempfohlen werden. Doch das simple Konzept trifft scheinbar einen Nerv – vor allem bei Frauen, die rund 70 Prozent der Pinterest-Nutzer ausmachen.

Anfangs war die Website monatelang fast unbeachtet geblieben. Seit Andreessen Horowitz, die führende Risikokapitalfirma des Silicon Valley, im Oktober bei dem Winzling eingestiegen ist, hat sich die Zahl der Nutzer bereits versiebenfacht.

Mit besonderem Interesse verfolgte die Branche, was die treibende Kraft des plötzlichen Wachstums war: Nicht, wie bislang bei fast allen Internetphänomenen üblich, hippe Jugendliche, Studenten und Computerfreaks in New York oder San Francisco, sondern insbesondere Hausfrauen aus dem Mittleren Westen der USA. Von dort stammt auch Pinterest-Gründer Ben Silbermann.

In seinen Jugendjahren in Iowa habe er „manisch Insekten gesammelt“, später sei ihm aufgefallen, dass es viele Gleichgesinnte gibt, die alle möglichen Kollektionen zusammentragen und zur Schau stellen wollen, erzählt Silbermann.

Für die vielen Investoren auf der Suche nach dem neuen Facebook bedeutet das wohl, dass es künftig nicht mehr reicht, sich einfach auf das Silicon Valley zu konzentrieren.

Das nächste große Internetding kann von überall her kommen, sogar aus der Provinz.

THOMAS SCHULZ



...leben.

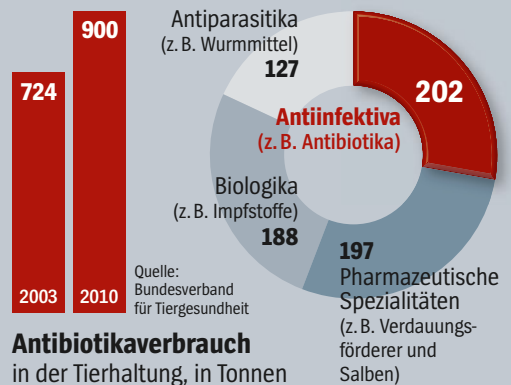




Mastschweine: „Die Margen mancher Tierärzte sind höher als die von Kokain-Dealern“

Die Ware der Hoflieferanten

Tierarzneimittelmarkt in Deutschland 2010, in Millionen €



VETERINÄRE

„Die schreit nach Antibiotika“

Tierärzte sind zu Handlangern der Massenhaltung geworden – als Ärzte und Apotheker in Personalunion. Das Geschäft machte viele reich, bedroht aber zunehmend Tier und Mensch.

Wenn sich bei der Kuh Almera der Labmagen verdreht hat oder das Lama-Männchen Avatar auf Tuberkulose untersucht werden muss, ist Björn Seelig zur Stelle. Er ist Tierarzt im Taunus und einer der bekanntesten Veterinäre der Republik: Nachmittags in der Vox-Fernsehserie „Menschen, Tiere und Doktoren“ stellt er seine Fingerfertigkeit unter Beweis.

Es ist eine rührende Idylle, die der Sender dort inszeniert: Zu sehen sind zupackende Landtierärzte in Gummistiefeln auf Frühlingswiesen mit Lämmern. Starke Medikamente? Kommen in dieser Fernsehwelt eher selten zum Einsatz.

Die Idylle trägt. Viele Kollegen von Seelig können auch anders. Eine ganze Batterie von Arzneien steht ihnen in der Hausapotheke ihrer Praxis zur Verfügung. Davon wurde in der Vergangenheit üppig und flächendeckend Gebrauch gemacht, auch in Seeligs Unternehmen: Vor einhalb Jahren wurden drei Veterinäre dieser Praxis zu insgesamt 90 000 Euro Geldstrafe verurteilt.

Sie hatten in großem Stil Medikamente verkauft, die teils nicht zugelassen waren, und Dutzende Liter Arzneien für Tiere abgegeben, die den Stoff nie hätten bekommen dürfen. Ermittler der Wiesbade-

ner Staatsanwaltschaft sprachen von einer „rollenden Apotheke“. Antibiotika sollen auf Euro-Paletten gelagert gewesen sein. Die Tierklinik, sagte ein Ex-Mitarbeiter damals aus, sei im Prinzip ein Versandhandel von Arzneimitteln gewesen – und die Pharmaindustrie habe sich mit enormen Rabatten bedankt.

Zwar trieb es das Trio aus dem Taunus besonders dreist, doch bei den Überwachungsämtern liefen in den vergangenen Jahren Hunderte ähnliche Fälle auf. Die meisten endeten als Ordnungswidrigkeiten mit kleinen Geldbußen, wenn überhaupt. Schuld daran ist ein bisher recht dehnbares Arzneimittelrecht und ein System, das jene belohnt, die viel verschreiben.



Tiermediziner Seelig
Rührende Idylle fürs Fernsehen

„Die Margen mancher Tierärzte sind höher als die von Kokain-Dealern“, sagt Nicki Schirm, seit über 25 Jahren Veterinär in Hessen. Findet ein Tierarzt ein krankes Küken unter 20 000 Artgenossen, reiche das für eine vorsorgliche Antibiotika-Behandlung des kompletten Bestandes, sagt Schirms Kollege Rupert Ebner aus Ingolstadt. „Bestandsbetreuung ist heute der Deckname für eine meist willfährige Medikamentenabgabe“, so Ebner. Eine vermeintlich legale Antibiotika-Anwendung werde häufig einfach mit falschen Diagnosen vorgetäuscht.

In großen Tierpraxen machen die Pharmaerlöse mitunter 80 Prozent des Umsatzes aus. Hauptgründe dafür sind die Mengenrabatte der Pharmaindustrie und das süße Privileg des Dispensierrechts – eine Sonderregelung des Apothekenmonopols. Seit über 150 Jahren dürfen die Tierärzte verschreiben und gleichzeitig verkaufen – und zwar fast ohne Kontrolle.

Das allerdings könnte sich nun ändern, die Tierärzte sind ins Fadenkreuz der Politik geraten. Auslöser waren Untersuchungen von niedersächsischen und nordrhein-westfälischen Tierbeständen, bei denen der massenweise Einsatz von Antibiotika belegt werden konnte. In NRW hatte der Grünen-Umweltminister Johannes Remmel 182 Hühnermastbestände untersuchen lassen. Über 90 Prozent der Tiere waren mit Antibiotika behandelt worden, viele mehrfach, sie standen quasi unter Dauer-Dope. Andere bekamen die Mittel nur ein oder zwei Tage, was wiederum zu kurz ist und den Zulassungsbedingungen widerspricht. Dienten die Arzneien also nicht der

DIE AUSZEICHNUNG KOMMT AUS DEUTSCHLAND. DIE PERFORMANCE AUS DER GANZEN WELT.



ZUM DRITTEN MAL IN FOLGE FONDSGESELLSCHAFT DES JAHRES.

Das ist vor uns noch niemandem gelungen. Weltweite Expertise zahlt sich eben aus: Von globalen Renten bis Emerging Markets – vor allem die Wertentwicklung unserer international investierenden Fonds erzielte Top-Bewertungen. Also, die Jury haben wir schon mal überzeugt. Profitieren auch Sie von der 60-jährigen Erfahrung einer global führenden Fondsgesellschaft.



FONDSGESELLSCHAFT
DES JAHRES
2010 • 2011 • 2012

€uro €uro
AM SONNTAG



FRANKLIN TEMPLETON
INVESTMENTS

Informieren Sie sich jetzt über die mit einer Anlage in unsere Fonds verbundenen Chancen und Risiken: franklintempleton.de Verkaufsprospekte und weitere Unterlagen erhalten Sie kostenlos bei Ihrem Berater oder bei der Franklin Templeton Investment Services GmbH, Postfach 11 18 03, 60053 Frankfurt a.M., Mainzer Landstraße 16, 60325 Frankfurt a.M., Tel. 08 00/0 73 80 01, Fax +49(0)69/2 72 23-120.

Krankheitsbekämpfung, sondern der Garantie des Masterfolgs?

Nicht nur die Landwirte, auch die Veterinäre stehen unter Verdacht. Die zuständige Bundesministerin Ilse Aigner will deshalb das Arzneimittelgesetz verschärfen und das Dispensierrecht für Tierärzte „auf den Prüfstand“ stellen.

Die Lobby der Veterinäre konterte bereits mit einer Petition zum Erhalt ihres Privilegs. Von Standesehre und Unabhängigkeit ist die Rede. Doch wie unabhängig sind Tierärzte, die etwa bei riesigen niedersächsischen Geflügelvermarktern in der Geschäftsleitung sitzen und gleichzeitig Geflügelbestände betreuen?

Die Verlockung, gerade die lukrativen Antibiotika etwas laxer abzugeben, als die Standesregeln es vorsehen, scheint groß: „In neun von zehn Fällen, in denen ein Landwirt um Penicillin bittet, bekommt er das Medikament sofort, ohne Untersuchung“, sagt Veterinär Ebner, der jahrelang einer der Spitzenfunktionäre seiner Branche war. Inzwischen arbeitet das EXCSU-Mitglied Ebner für die Grünen an Gesetzesentwürfen, die weiter gehen, als die seiner ehemaligen Parteikollegin Aigner: Mengenrabatte auf Medikamente sollen zugunsten von Festpreisen verboten, Beratungsleistungen getrennt von Arzneimitteln abgerechnet werden.

In der Debatte um das Dispensierrecht geht es um mehr als das Kappen von ein paar Standesprivilegien. Die generelle Wirksamkeit der Antibiotika steht auf dem Spiel. Es gibt nur eine begrenzte Zahl von Wirkstoffen, auf die auch Menschen angewiesen sind. Je mehr davon auch in der Tierhaltung zum Einsatz kommen, desto größer ist die Gefahr, dass Keime neue Überlebensstrategien – also Resistenzen – entwickeln.

Viele solcher Erreger entstehen zwar in Krankenhäusern. Auch die Industriemast birgt jedoch ein Übertragungsrisiko. Widerstandsfähige Keime, die für den Menschen eine Gefahr bedeuten, entdeckten Tierschützer vom BUND kürzlich in Hähnchenfleisch aus dem Supermarkt. 10 von 20 Proben großer Produzenten wie Wiesenhof enthielten Keimtypen, die dazu führen können, dass ein infizierter Patient nicht mehr auf bestimmte Antibiotika anspricht.

Wiesenhof verwies zwar auf die umfangreichen Hygienetests des eigenen Fleisches und auf eine Halbierung des Antibiotika-Einsatzes in den vergangenen 20 Jahren. Belege für diese Halbierung blieb das Unternehmen jedoch schuldig.

Sicher, die Entdeckungen des BUND waren eine Stichprobe. Doch bereits vor

diesen Funden hatte das Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR) Masthühnerbestände untersucht und in allen resistenten Keime gefunden. Die nicht zu Panik neigenden BfR-Wissenschaftler mahnten an, die medikamentöse Überversorgung in der Tierhaltung zu hinterfragen.

Was den Forschern besondere Sorgen macht: Immer mehr Erreger – gerade im Geflügelfleisch – sind gleich gegen mehrere Antibiotika immun, darunter sogar gegen Fluorchinolone, die als sogenannte Reserveantibiotika eigentlich besonders sparsam eingesetzt werden sollen. Doch von Sparsamkeit spürten die Pharmahersteller in den vergangenen Jahren wenig. Allein mit dem Tier-Antibiotikum Baytril, das etwa bei Puten oft eingesetzt wird, wenn nichts mehr wirkt, machte Bayer 2010 einen Umsatz von 166 Millionen Euro, elf Prozent mehr als im Jahr davor. In Deutschland kletterte der Umsatz mit Tierarzneimitteln auf 730 Millionen Euro im Jahr.



Tierschutzaktivisten in Berlin: Klaustrophobische Enge

900 Tonnen Antibiotika sind 2010 an Tiere in Deutschland verfüttert worden. Das sind 116 Tonnen mehr als im Jahr 2005 und mehr als dreimal so viel, wie alle Bundesbürger pro Jahr einnehmen. Bis Ende März hätten die Pharmahersteller ihre Abgabemengen für 2011 eigentlich melden müssen. Eine Reihe von Firmen kam dem nicht nach, das zuständige Bundesamt für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit musste die Angaben nun schriftlich einfordern.

Mit der industriellen Massentierhaltung wuchsen auch die Veterinärpraxen, auf teils gewaltige Maße. In manchen dieser „Tierkliniken“ arbeiten inzwischen 20, 30 Angestellte. Die tierärztlichen Hausapotheken sind mitunter auf „Hallengröße angewachsen“, berichtet ein hoher Amtsveterinär einer Landeskontrollbehörde.

Sam de Snoek ist so ein Landtierarzt der neuen Generation, ein Spezialist für Schweine. Der Holländer referierte gerade auf einer Tagung in Göttingen über „Neue

Wege medikamenteller Behandlungsstrategien“. In Holland, sagt Snoek, seien die Antibiotika allein im Jahr 2011 um 32 Prozent reduziert worden. Das war auch nötig, denn Hollands Tiere waren so vollgepumpt mit Stoffen wie wohl keine anderen Lebewesen in Europa. Damit die Praxis der Niederländer weiterhin auf zweistellige Millioneneinkünfte kommt, sind Snoek und seine Kollegen dabei, vorsichtshalber schon mal die Umsatzposten zu verschieben: Die Antibiotika-Einnahmen, vorher rund 60 Prozent der Umsätze, sollen halbiert, Beratungen und vorbeugende Impfungen dafür ausgebaut werden.

Die Internetseite von Snoeks Firma Lintjeshof erlaubt einen Einblick in den modernen Veterinärmarkt: Sie wirkt nicht wie eine Praxis, sondern wie ein kleiner Konzern: 24 Ärzte arbeiten an sieben Standorten, zwei Filialen sind in Deutschland. Zum „Praxismachen“ lohnt es sich sogar, per Flugzeug Kunden in Polen oder auch Russland zu besuchen.

Veterinäre, fordern immer mehr Kritiker, dürfen nicht länger Arzt oder Apotheker zugleich sein. In Dänemark und Schweden ist die Doppelfunktion längst verboten, der Medikamentenverbrauch deutlich niedriger als in der hiesigen Landwirtschaft. Auf Veranstaltungen des Bundesverbands Praktizierender Tierärzte (BPT) gewinnt man zwar den Eindruck, im Nachbarland stünde die Veterinärbranche vorm Exitus. Tatsächlich jedoch ist die Zahl der Tierärzte mit etwa tausend relativ konstant. Der sowieso niedrige Antibiotika-Gebrauch sank 2011 um rund 25 Prozent.

Ein Grund dafür ist das neue Gelbe-Karten-System. Es beruht auf Einsichtnahme der Behörden in den Antibiotika-Verbrauch des einzelnen Landwirts – und auf Verwarnungen sowie Betriebsprüfungen.

Die BPT-Funktionäre wollen davon nichts wissen, auf Merkblättern werden die Mitglieder weiter auf das alte System der Massentierhaltung eingeschworen: „Eine Beschränkung von Betriebsgrößen“, heißt es, „ist aus fachlicher Sicht nicht zu vertreten.“

Da scheint selbst der Massentierhaltungs-Monolith Wiesenhof weiter. Ab Sommer will er es versuchsweise mit einem neuen Tierwohl-Label, längerer Mast und kleineren Herden versuchen. Kommen den Schöpfern der deutschen „Goldhähnchen“ womöglich Zweifel an ihrem angestammten Massengeschäft?

Das System der Turbomast scheint überreizt. Die aufs manische Fressen gezüchteten Tiere, die den ganzen Tag fett- und eiweißhaltiges Kraftfutter in sich reinstop-

**Als Selbstständiger
hat man es manchmal
ziemlich schwer.
Und manchmal über-
raschend einfach.**

DATEV Mittelstand pro ist die Software, die alle kaufmännischen Aufgaben einfach macht. Auch durch die engere Verbindung mit Ihrem Steuerberater. Das erleichtert die gemeinsame Arbeit und bietet eine perfekte Basis für Ihren unternehmerischen Erfolg. Mehr Infos bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

www.datev.de/mittelstand



Zukunft gestalten. Gemeinsam.



fen, leben in klaustrophobischer Enge quasi mit einer Durchfall-Garantie. Diesen Systemmangel versuchen Mäster wie Peter Bodmer* aus der Gegend von Vechta seit Jahren mit Medikamenten zu beheben.

In den nasskalten Monaten Januar und Februar war wieder „Alarm“ in Bodmers 10 000er-Putenställen, seine Tierärztin musste anrücken. „Die Pute“, sagt Bodmer, sei so anfällig, „die schreit nach Antibiotika“. Bringt der Nachbar Gülle aus, sei der Infekt für seine Tiere von den herbeigewehten Keimen quasi garantiert. Als Bodmer vor über 20 Jahren begann, wog ein gemästeter Truthahn gut 16 Kilogramm. „Heute sind es 23 Kilo, aber das Herz und die Lunge sind immer noch genauso groß.“

Es gebe Alternativen, andere Rassen, die nicht so schnell wachsen. Aber den „Herrschaften von Wiesenhof und Co.“ reiche das nicht. „Die wollen so viel Brustfleisch, dass den Hähnen in den letzten sechs Wochen vor Übergewicht die Beine wegnicken.“

Das Stallbuch von Bodmer ist voll von Behandlungen mit Antibiotika. Schon bei den Küken aus der Bruterei schienen Probleme aufzutauchen. Trotz penibler Prüfungen in den Brutstätten – es gibt sogar Berichte von Eiern, die mit Formaldehyd besprüht und in Antibiotika-Lösung getaucht werden – bekommt Bodmer mitunter Küken, die nicht ganz fit sind. Dann wird nachgeholfen, wie dieses Mal – und wie eigentlich immer: Bodmer kann sich nicht erinnern, dass er eine Herde mal ohne Dope durchgebracht hätte.

In seinem Stallbuch sind mehrere Behandlungen mit Aviapen vermerkt, einem Antibiotikum gegen Durchfall, das offenbar nicht recht wirkte und teils viel zu kurz verwendet wurde. Hinzu kamen Penicilline gegen Schnupfen. Später zog seine Tiermedizinerin mit Baytril die „Notbremse“, so Bodmer. Zwölf Liter ließ sie ihm da, die er selbst dosieren konnte. So viel Einsatz hat seinen Preis: Im Januar ist Bodmer über 10 000 Euro für Medikamente losgeworden.

Ganz im Sinne der Stadesregeln war die Behandlung nicht. Die Veterinärin hat jedoch eine Art Risikoversicherung: Es bestehen verwandtschaftliche Verbindungen zu einem hohen Amtsveterinär, so dass keine Schwierigkeiten drohen.

Relativ problemlos läuft es auch wieder für einen Praktiker, der vor Jahren als „Autobahn-Tierarzt“ bekannt wurde. Er hatte teils verbotene Hormone und Antibiotika an Hunderte Landwirte verkauft – meist in Autobahnnähe und oft ohne ein Tier gesehen zu haben. Nach seiner Verurteilung 2002 und einem längeren Berufsverbot hat die Regierung von Oberbayern ihm gerade erst eine neue Berufserlaubnis erteilt.

NILS KLAWITTER

* Name von der Redaktion geändert.



Waage-Apotheke in Berlin

GESUNDHEIT

Reibach auf Rezept

51 Apotheker haben eine Pharmafirma gegründet und stellen nun teure Krebsmedikamente her.

Der Kreis war illuster: Rund hundert Krebsapotheker aus der ganzen Republik nahmen die Einladung ihres Kollegen Oliver Tamimi an und reisten nach Bayern, um die zunehmende industrielle Herstellung von Chemotherapie-Infusionen zu diskutieren. Denn diese Produktion bedroht die Gewinne der traditionellen Apotheken.

Mit keinem anderen Medikament können sie bisher so viel Reibach machen wie mit Krebsinfusionen, die sie selbst zubereiten. Sie können eine Packung des Wirkstoffs Paclitaxel für 350 Euro einkaufen, den Krankenkassen dafür aber 980 Euro in Rechnung stellen (SPIEGEL 15/2012). Weil dieses Geschäft so lukrativ ist, drängen seit Jahren industrielle Hersteller in den Markt. Allein durch ihre Größe können sie die Krebsmedikamente (Zytostatika) aber noch günstiger einkaufen als ein einzelner Apotheker.

Auf den Besprechungen in Bayern schlug Tamimi, der in Berlin die Waage-Apotheke betreibt, den Kollegen vor, eine eigene Firma zu gründen. „Wenn es ein Oligopol gibt, wollen wir nicht überfahren werden.“ 51 Krebsapotheker aus ganz Deutschland haben sich seither angeschlossen, bis Ende des Jahres sollen es 88 sein. Sie müssen im Schnitt 200 000 Euro einzahlen, um Teilhaber der neuen Firma namens Omnicare zu werden.

Die Pharmafirma in Apothekerhand verfügt bereits über Zulassungen von

zehn Krebsgenerika, sagt Tamimi. Vorteil: Als Unternehmer können die Apotheker neben ihrem üblichen Gewinn auch noch die Herstellermarge und den Großhandelszuschlag einstreichen.

Einen ersten Erfolg erzielte Omnicare im Februar: Als die Barmer GEK die Versorgung von Krebspatienten in Nordrhein-Westfalen ausschrieb, gewann eine Bietergemeinschaft aus Omnicare-Apotheken sämtliche elf Gebietslose.

Eine eigene Produktionsanlage müssen die Omnicare-Apotheker nicht einmal aufbauen. Denn Generikafirmen lassen ihre Präparate inzwischen häufig bei Lohnherstellern fertigen, die mal in China, mal in Spanien oder Deutschland sitzen. In diesen Fabriken rollen montags die Pillen für Hexal vom Band, dienstags die für Ratio-Pharm, mittwochs die für Stada. Geliefert wird in Original-Firmenverpackungen.

Nach Angaben von Branchenkennern bieten Lohnhersteller die Chemo-Medikamente extrem günstig an. Paclitaxel beispielsweise, für das die Krankenkassen 980 Euro bezahlen, kann man für 35 Euro kaufen. Auf Anfrage weist Tamimi den Verdacht der Renditegier von sich. Es gehe Omnicare im Interesse der Patienten darum, die wohnortnahe Versorgung sicherzustellen. Denn die industriellen Hersteller müssten oft weite Wege zurücklegen, um die Infusionen in die Arztpraxen zu liefern. Da manche Stoffe aber nur wenige Stunden haltbar seien, sei damit immer auch ein Risiko verbunden.

Omnicare liefert zum regulären Apothekeneinkaufspreis, ohne großen Rabatt. Der eigentliche Gewinn fällt also bei Omnicare an, die ihn dann an die beteiligten Apotheken ausschüttet. Schon früher lag Tamimi das Wohl der Apotheker am Herzen. Nach dem Rabattverbot 2006 gründete er zum Ärger der Kassen in Österreich eine Gesellschaft, über die Rabatte weiterhin möglich waren. Doch seine Österreich-Aktivitäten hätten sich mit der neuen Omnicare erledigt, versichert er.

MARKUS GRILL

RABATTPROGRAMME

Viel fliegen, wenig Freude

Der Streit um das Miles & More-Programm der Lufthansa eskaliert: Ein ehemaliger Kunde hat nun Strafanzeige eingereicht.

Die Lufthansa beförderte im vergangenen Jahr 65 Millionen Fluggäste. Tobias Eggendorfer kann für sich in Anspruch nehmen, einer der wenigen zu sein, die dem Vorstandsvorsitzenden Christoph Franz namentlich bekannt sind. Und das, obwohl Eggendorfer seit seinem Rechtsstreit mit der größten deutschen Flugesellschaft keinen Fuß mehr in Lufthansa-Flugzeuge setzt.

Rückblickend hätte wohl auch die Lufthansa ihn am liebsten nie an Bord begrüßt. Denn Eggendorfer, 36, brockte ihr mit seiner Klage ein echtes Problem ein, und spätestens seit Donnerstag vergangener Woche eskaliert der Streit mit dem Hamburger IT-Professor.

Da reichte Eggendorfers Anwalt bei der Staatsanwaltschaft Köln eine Strafanzeige gegen Lufthansa-Manager ein. Der skurril klingende Vorwurf: gewerbsmäßiger Betrug in 21 Millionen Fällen. Der Anzeige liegt eine interne E-Mail aus dem Konzern bei, Eggendorfer sieht damit seine These von der „gezielten Informationsverschleppung“ untermauert.

Eggendorfer gewann erstinstanzlich bereits einen Prozess gegen die Fluglinie vor dem Landgericht Köln. Das Urteil ist

allerdings noch nicht rechtskräftig. Hintergrund: Die Lufthansa hatte für ihr Bonusprogramm Miles & More die Summe der einzusetzenden Meilen für Prämienflüge erhöht. Vorher gesammelte Meilen waren quasi über Nacht weniger wert.

Eggendorfer geht es weniger um die Anpassung als vielmehr um die mangelnde Kommunikation der Aktion. Die Ankündigung sei nicht rechtzeitig erfolgt.

Der E-Mail-Verkehr zeigt nun, dass man sich bei der Airline offenbar über den Zeitpunkt der Kundeninformation durchaus Gedanken gemacht hat: Die Prämienanpassung wurde bereits am 19. Oktober 2010 abgesegnet. In der Nachricht heißt es, die Maßnahmen seien noch „streng vertraulich“, die Verkündung dürfe „nicht zu früh“ erfolgen, „damit die Kunden nicht vorab noch viele Tickets mit den günstigeren Meilenwerten buchen“.

Bis heute behauptet die Lufthansa, man habe korrekt und rechtzeitig informiert. Tatsächlich erfolgte die Information eher als eine Art Randnotiz erst einen Monat vor der Umsetzung. Zu kurz, befand das Gericht im Fall Eggendorfer.

Es gilt als wahrscheinlich, dass Lufthansa Berufung einlegen wird. „Uns geht es um Rechtssicherheit, denn die ist dringend notwendig für ein Kundenbindungsprogramm dieser Größe“, sagt Harald Deposse, Leiter von Miles & More.

Die Auseinandersetzung trifft die Lufthansa zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Der Konzern musste 2011 einen Verlust von 13 Millionen Euro ausweisen. Hinzu kommen das Nachtflugverbot in Frankfurt am Main und Zoff um die schwer angeschlagene Tochterfirma Austrian Airlines.

Mehr als die Hälfte ihres Umsatzes erwirtschaftet die Lufthansa-Gruppe mit Passagieren auf interkontinentalen Strecken in der Business und First Class. Doch ausgerechnet hier ist das Angebot unter

Griff ins Meilenkonto

Wie viele Prämienmeilen man für Lufthansa-Flüge* einlösen muss

First-Class-Prämienflüge**

Frankfurt – New York

alt 140 000

neu 170 000

Frankfurt – Singapur

180 000

210 000

Business-Class-Prämienflüge**

Frankfurt – New York

90 000

105 000

Frankfurt – Singapur

120 000

135 000

* gilt auch für Flüge mit Star-Alliance- und weiteren Airline-Partnern
** zzgl. Steuern und Gebühren

Kennern mäßig beleumundet. Nach wie vor gilt die Business Class als kaum konkurrenzfähig, die Sitze etwa werden erst jetzt nach und nach erneuert.

Zudem mosern umsatzstarke Premiumkunden, etwa im Vielfliegerstatus eines Senators oder des HON Circle: Auch für sie gelten bald veränderte Regeln beim Meilensammeln. Der Status eines HON Circle etwa kann dann nur noch mit Business- und First-Class-Tickets erfolgen werden. Dabei sehen die Richtlinien vieler Unternehmen vor, zumindest innerdeutsch oder -europäisch Economy zu fliegen. Wird dann Business gebucht, kassiert der Passagier künftig auch nicht mehr automatisch die doppelte Meilenzahl. Die Möglichkeit von Upgrades gegen Meilen wird ebenfalls schwieriger.

Der Senator-Status, an Bord mittlerweile mehr oder weniger nutzlos, soll hingegen entwertet werden. Bisher waren im Normalfall 130 000 Meilen pro Kalenderjahr notwendig, um den Gold-Status zu erreichen. Künftig genügen 100 000 Meilen.

Das von Ex-Kunde Eggendorfer mit angezettelte Vielflieger-Theater dürfte für die Lufthansa auch bei der nächsten Hauptversammlung am 8. Mai zum Problem werden. Schon jetzt gibt es einen Aktionärsantrag, der sich mit einer angeblich falschen Bewertung von Meilen in der Bilanz beschäftigt.

Hintergrund ist ein älteres Verfahren, in dem es heißt, dass die Lufthansa den Gegenwert einer Meile mit 2,77 Cent angibt. In der Konzernbilanz hingegen werden nur 0,8 Cent pro Meile angesetzt. Was nach Krümeln klingt, summiert sich: Wäre der höhere Wert korrekt, müsste die Airline ihre Rückstellungen für nicht abgeflogene Meilen um vier Milliarden Euro erhöhen. Das Unternehmen bestreitet das und hält seine Rückstellungen für ausreichend.



Kläger Eggendorfer: Gewerbsmäßiger Betrug in 21 Millionen Fällen?

JORG MÜLLER / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

MARTIN U. MÜLLER



Bau von Containerschiffen im südkoreanischen Ulsan: „Das große Spiel ist vorbei“

SCHIFFFAHRT

Opfer des Größenwahns

Wie im Rausch orderten die Reeder in Zeiten des Booms neue Schiffe. Jetzt sorgen die Überkapazitäten für Milliardenverluste, Anleger und Banken verlieren die Geduld.

Würde man von der Zahl und der Größe ihrer Schiffe auf das Vermögen der Reeder schließen, man könnte meinen, um die Schifffahrt sei es bestens bestellt. Immer gewaltiger werden die Containerfrachter, und immer mehr dieser Giganten fahren über die Meere.

Acht der weltgrößten Schiffe hat allein der Branchenführer Maersk im Dienst, jedes 400 Meter lang, 56 Meter breit und 20 Stockwerke hoch. Rund 14.000 Standardcontainer (TEU) können die Schiffe transportieren, alle im typischen Hellblau der dänischen Reederei gestrichen. Sie sind auf der Hauptroute des Welthandels, zwischen Asien und Europa, unterwegs. Lange hielt Maersk damit den einsamen Größenrekord.

Doch das reicht den Dänen nicht mehr, für vier Milliarden Dollar haben sie 20 neue, noch größere Schiffe bestellt. Stolz verkündet der Konzern auf seiner Webseite das neue Maß der Dinge: die Triple-E-Klasse mit Platz für 18.000 Container.

Fast ein Viertel aller Containerschiffe, die in diesem Jahr auf den Werften, etwa in Südkorea oder China, vom Stapel laufen, sind sogenannte Mega-Liner mit Platz für 10.000 Container und mehr. Bis 2015 werden über 150 der schwimmenden Kolosse ausgeliefert.

Doch diese Zahlen sind kein Beleg für den Boom, sondern ein Zeichen für den

Größenwahn der Branche. Tatsächlich geht es der Schifffahrt vier Jahre nach Beginn der Finanzkrise so schlecht wie lange nicht.

Maersk machte im vergangenen Jahr mit seinem Containergeschäft fast 400 Millionen Euro Verlust. Die Profite der deutschen Linien Hapag Lloyd und Hamburg Süd (Teil des Bielefelder Oetker-Konzerns) sind eingebrochen, kleinere Charterreeder ringen ums Überleben.

Die Fracht- und vor allem Charterpreise reichen zum Teil kaum, um die Kosten für den Betrieb der Schiffe zu decken, viele Reeder können ihre Kredite nicht bedienen. „Der Druck ist enorm, nicht jeder wird dem standhalten“, sagt Nicholas Teller, Chef der E. R. Capital Holding, zu der auch die Reederei E. R. Schifffahrt gehört. „Das große Spiel ist vorbei“, fürchtet auch ein Schiffsmakler.

Es war ein Spiel mit höchstem Risiko. Wie im Rausch orderten die Reeder in der Vergangenheit Container-, Tank- und Massengutfrachter, im blinden Vertrauen darauf, dass die Globalisierung der Branche einen langen Boom bescheren werde.

Dieses Jahr werden Schiffe mit Platz für insgesamt 1,47 Millionen Standardcontainer ausgeliefert. Das sind gut acht Prozent mehr als im Vorjahr. Der Seehandel aber wächst nur um rund sechs Prozent. Entspannung ist nicht in Sicht. In den kommenden drei Jahren steigt das globale

Containerangebot nach Schätzung des Branchendienstes Alphaliner jedes Jahr im Schnitt um über sieben Prozent.

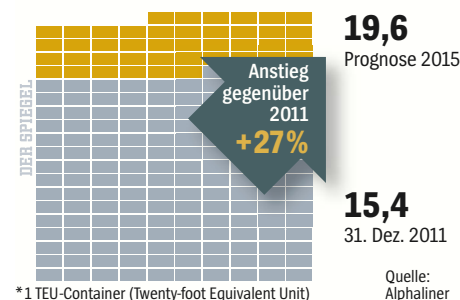
Die Frachtpreise sind wegen des Überangebots unter Druck: Eine Kiste mit T-Shirts oder Elektrogeräten von Shanghai nach Rotterdam zu verschiffen kostete Ende März rund 1400 Dollar, vor zwei Jahren waren es noch über 2000. „Diese Krise ist eine rein hausgemachte“, sagt Michael Behrendt, Präsident des Verbands Deutscher Reeder und Chef von Hapag Lloyd. Die Traditionslinie, die zu einem guten Drittel der Stadt Hamburg gehört, musste ihren geplanten Börsengang schon dreimal absagen.

An ein ständiges Auf und Ab ist die Schifffahrt gewöhnt. Ein Schiff zu bauen dauert drei Jahre, wie der Handel sich bis dahin entwickelt, ist schwer vorherzusagen. Mal sind zu viele, mal zu wenige Schiffe auf dem Markt.

Doch diese Krise ist anders als frühere, es geht nicht um das Überleben der einen oder anderen Reederei, sondern um das Geschäfts- und Finanzierungsmodell der

Volle Kraft voraus

Kapazitätsentwicklung der weltweiten Containerschiff flotte, in Millionen Container*



Der erwartete Anstieg der Kapazität von 4,2 Millionen Containern bis 2015 entspricht aneinandergereiht einer Länge von **ca. 25.500 Kilometern**.

gesamten deutschen Branche. Die Geldquellen, die Deutschland zur Nummer eins auf dem Containermarkt gemacht haben, sind mit dieser Krise auf Jahre versiegt. Rund 70 Schiffe von Fondsgesellschaften sind nach Angaben des Branchenexperten Jürgen Dobert insolvent, etliche weitere betteln bei ihren Anlegern um frisches Geld. Die Mehrheit der 2500 fondsfinanzierten Schiffe sei überschuldet, sagt Dobert.

Angefeuert durch milliardenschwere Steuererleichterungen, hat die Schifffahrt in den vergangenen zehn Jahren einen beispiellosen Boom erlebt. Mit dem Versprechen auf Traumrenditen sammelten die Reeder Milliarden bei Besserverdienenden ein, um neue Schiffe zu kaufen. Die Banken warfen ihnen die zusätzlich nötigen Kredite beinahe hinterher.

Ein Drittel der globalen Flotte ist heute in deutscher Hand. Das Gros der Reeder hat mit Seefahrt freilich wenig zu tun. Statt selbst Waren zu transportieren, vermieten sie ihre Schiffe an Linien wie Maersk, MSC oder Hapag Lloyd, die nach festem Fahrplan unterwegs sind. Hamburger Charterreeder wie Claus-Peter Offen, Peter Döhle und E.R. Schifffahrt stehen auf der Welt rangliste der Eigner ganz oben. Auf 430 Reedereien bringt es Deutschland. Die Geschäfte liefen so gut, dass „alle Panik hatten, nicht genug Schiffe zu bekommen“, sagt Behrendt.

In den fetten Jahren zwischen 2003 und 2008 bestellten die Deutschen über 2000 neue Schiffe zum Teil zu Höchstpreisen. Dann kam die Lehman-Pleite, die Weltwirtschaft brach ein, die Frachtpreise sanken. Verzweifelt flogen viele Reeder nach China und Südkorea und flehten die Werften an, die Auslieferung der Schiffe zu verschieben. Nun sind die Fristen ausgereizt, die in besseren Tagen bestellten Frachter kommen jetzt auf den Markt.

Um ihre größer werdenden Schiffe auszulasten, lieferten sich die Linienreeder im vorigen Jahr einen mörderischen Preiskampf. Vor allem Maersk und der Branchenweite MSC unterboten sich gnadenlos, alle anderen mussten mitziehen. Zeitweilig deckten die Frachtpreise nicht einmal mehr die dramatisch gestiegenen Kosten für den Schiffsdiesel. „Selbstzerstörerisch und dumm“ nennt Hapag-Lloyd-Chef Behrendt das Verhalten seiner Konkurrenten.

Der Verdrängungswettbewerb hat tiefe Schnitten in die Bilanzen aller Linienreeder gerissen, aus purer Not ist nun Vernunft eingezogen. In den vergangenen Wochen haben sie die Preise auf der Asien-Europa-Strecke angehoben, von 500 Euro zum Jahreswechsel auf jetzt etwa 1400 Euro je Container.

Für viele deutsche Charterreeder ist dennoch keine Erholung in Sicht. Lieber machen die Linienreeder erst mal ihre eigenen Schiffe voll, bevor sie zusätzlich anmieten. Frachter, deren Mietverträge in diesen Tagen auslaufen, werden wegen des Überangebots zu Dumpingpreisen oder gar nicht weitervermietet: Über 300 Containerschiffe lagen im März auf Reede. Vor allem die Nachfrage nach kleineren Schiffen ist zusammengebrochen, die Charterpreise sind in den vergangenen sechs Monaten um 50 Prozent gefallen. Für Gewinnausschüttungen an die Anleger reicht das schon lange nicht mehr, aber auch die Kredite, die zum Schiffskauf zusätzlich aufgenommen wurden, sind davon nicht zu bedienen.

Das Kapital vor allem kleinerer Charterreeder ist nach der langen Durststrecke

Kreditinstitute still und stundeten Zins und Tilgung für zwei, drei Jahre. „Aber die Hoffnung auf eine rasche Erholung hat sich nicht erfüllt“, gesteht ein Bankmanager.

Die Geldinstitute sitzen in der Falle. Ihre Kredite wurden mit Schiffen besichert, die massiv an Wert verloren haben. Kündigen sie die Darlehen, gehören ihnen die Schiffe, die sie nur zu Schleuderpreisen loswerden können. „Die Banken haben derzeit kein Interesse, Schiffe zu verkaufen und damit die Preise weiter unter Druck zu setzen“, sagt Christian Nieswandt, Leiter der Schiffsfinanzierung bei der HSH Nordbank, einem der weltweit größten Geldgeber der Schifffahrt.

Noch halten die Kreditinstitute im eigenen Interesse still. Hinter den Kulissen forcieren sie eine Konsolidierung: Kleinere Reeder sollen unter das Dach größerer schlüpfen. „Manche Insolvenz“, sagt ein Banker, „wird sich nach außen eher als Fusion darstellen.“

Die Charterreederei E.R. Schifffahrt macht sich derzeit zum Vorreiter einer Neuordnung. Sie bietet sich der Branche als Auffanglösung an. „Viele Reedereien sind zu klein, um noch genug Kapital für den Kauf neuer Schiffe aufzubringen“, sagt E.R.-Manager Teller. Er kennt das Geschäft auch von der anderen Seite, Teller saß lange im Vorstand der Commerzbank.

Wegen des Kapitalmangels ist die Zahl der Bestellungen schon jetzt drastisch gesunken. „Die Schifffahrt wird sich künftig neu erfinden müssen, um noch an Eigenkapital zu kommen“, glaubt Stefan Otto, Chef der Deutschen Schiffsbank, einer Tochter der Commerzbank. Potentielle neue Geldgeber wie Pensionskassen oder Finanzinvestoren hätten keine Lust, den Stahl für einzelne Schiffe zu finanzieren, wie die Fondsanleger in der Vergangenheit. „Investoren wollen in ganze Flotten investieren oder in die Reedereien selbst, wo sie dann auch entsprechendes Mitspracherecht haben.“

Auf der Suche nach frischem Kapital müssen sich die Reeder wohl an Anleger gewöhnen, die nicht nur ihr Geld abliefern. Als Blaupause könnten dabei ausgerechnet griechische Reeder dienen. Während das Land unter der Schuldenkrise fast zusammenbricht, geht es vielen Schifffahrtfirmen erstaunlich gut.

Einige von ihnen, etwa die Reederei Costamare, haben den Weg an die Börse gesucht oder Finanzinvestoren geholt. Die „griechische Lösung“ aber dürfte für deutsche Reeder fürs Erste anders aussehen: Griechische Konkurrenten suchen gerade den Markt nach günstigen Schiffen ab. Fündig werden sie in Deutschland.

ISABELL HÜLSEN



Reeder Ebel, Behrendt: „Selbstzerstörerisch und dumm“

aufgezehrt. Schießen die Anleger kein Geld nach, droht die Pleite. Über hundert Fonds sind derzeit in Liquiditätsnot, schätzen Experten. „Da wurden Milliarden verbrannt. Bis das Vertrauen der Anleger wiederkommt, wird eine Weile vergehen“, sagt Hermann Ebel, Chef der Hamburger Schiffsbeteiligungsfirma Hansa Treuhand.

Ebel hat in guten Jahren für seine anlegerfinanzierten Schiffe Sondertilgungen bei der Bank geleistet, um nicht in Not zu kommen. Die Exzesse seiner Zunft sieht er kritisch: „Viele haben keine Reserven bereitgelegt, sondern das Geld lieber üppig an die Anleger ausgeschüttet, um für neue Fonds zu werben.“

Vor 2008 sammelten deutsche Schiffsfonds über 2,5 Milliarden Euro Eigenkapital im Jahr ein, mit Hilfe der Banken konnten dafür Schiffe im Wert von etwa 6 Milliarden Euro gekauft werden. Im vergangenen Jahr waren es gerade mal 500 Millionen Euro, ein Fünftel davon Nachzahlungen für notleidende Fonds. Neues Geld ist für die Reeder hier nicht zu holen.

Der Markt ist praktisch tot. Und auch den Banken ist die Lust an Schiffen vergangen, viele würden sich lieber heute als morgen aus dem Geschäft zurückziehen. Als die Branche 2009 abstürzte, hielten viele

Graffito gegen die Formel 1



BAHRAIN

„Verhaftet, verhört, gefoltert“

Die Aktivistin Sainab al-Chawadscha, 28, über den Protest gegen das Formel-1-Rennen in ihrem Land

SPIEGEL: Die Demonstranten in Bahrain fordern den Stopp des Formel-1-Rennens, das für Sonntag angesetzt ist. Warum protestieren Sie gegen diese internationale Sportveranstaltung?

Chawadscha: Dieses Großereignis wird vom Regime benutzt, um der Welt etwas vorzuspielen. Die Menschen im Westen sollen glauben, dass Bahrain ein Land ist, dessen Einwohner ein gutes Leben in Wohlstand und Frieden führen. Wir leiden unter dem Regime, das unsere Schreie nicht hören will. Einwohner von mehr als 20 Orten haben sich dem Protest angeschlossen. Die Leute sind es leid, nicht ihre Meinung sagen zu dürfen.

SPIEGEL: Werden Sie Ihre Proteste auch während des Rennens fortsetzen?

Chawadscha: Wir werden nicht schweigen, nur weil die Formel 1 hier Station macht. Wir fordern Menschenrechte und Freiheit.

SPIEGEL: Es sind vor allem Schiiten, die gegen das sunnitische Herrscherhaus aufbegehren.

Chawadscha: Ich bin Schiitin und stolz darauf. Das grüne Band an meinem rechten Arm, das mich als Angehörige dieser Glaubensrichtung ausweist, trage ich nicht, um mich auszugrenzen. In erster Linie bin ich BahRAINerin.

SPIEGEL: Ihr 50-jähriger Vater Abd al-Hadi ist der bekannteste Menschenrechtsaktivist des Königreichs. Er wurde vor einem Jahr verhaftet und befindet sich seit über 60 Tagen im Hungerstreik. Haben Sie Kontakt zu ihm?

Chawadscha: Wir dürfen ihn schon seit Wochen nicht mehr besuchen, haben aber gerade einen kurzen Anruf von ihm bekommen. Er konnte kaum sprechen, so schwach ist er. Wir fürchten, er wird bald ins Koma fallen.

SPIEGEL: Haben Sie Hoffnung auf seine Freilassung?



Chawadscha, Ordnungshüterin

Chawadscha: Das einzige sogenannte Vergehen meines Vaters ist sein Einsatz für Freiheit und Demokratie. Deswegen wurde er verhaftet, verhört und gefoltert. Von dem Prozess, zu dem es bald kommen soll, erwarten wir keine Gerechtigkeit.

SPIEGEL: Wollte Ihr Vater das Regime stürzen?

Chawadscha: Er hat Demokratie gefordert. Auch ich wurde inhaftiert. Es reichte den Sicherheitskräften, dass ich meinen Vater im Militärhospital besuchen wollte. Dafür wurde ich zwei Tage lang verhört.

SPIEGEL: Aber der König hat Fehler eingestanden und mit Reformen begonnen.

Chawadscha: Einige kleine Zugeständnisse wiegen die Verbrechen nicht auf, die an Demonstranten begangen wurden, die sich friedlich für ihre Ziele einsetzten. Einige haben das mit ihrem Leben bezahlt. Ich bin nicht stolz auf einen König, in dessen Namen getötet wurde.

SPIEGEL: Aber die Proteste sind nicht friedlich geblieben. Auch einige Demonstranten waren gewalttätig.

Chawadscha: Diese Ausschreitungen wurden provoziert. Wir wollen keinen Frieden auf Kosten von Freiheit. Für uns hat die Freiheit Vorrang vor Frieden. Wir werden weiter für Selbstbestimmung und Demokratie kämpfen, auch wenn die Auseinandersetzung eskaliert.



Frachtschiff „Atlantic Cruiser“



SYRIEN

Deutscher Waffenfrachter gestoppt

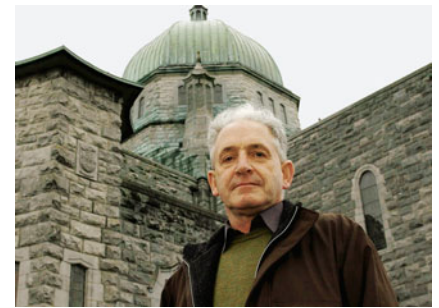
Kurz vor Erreichen des syrischen Hafens Tartus ist ein deutscher Frachter mit Waffen aus Iran gestoppt worden. Die „Atlantic Cruiser“ der Emdener Reederei Bockstiegel hatte vor Tagen im Hafen von Dschibuti von einem iranischen Frachter schweres Militärgerät und Munition für das syrische Regime übernommen. Am vergangenen Freitag sollte die Fracht in Tartus gelöscht werden – dringend erwarteter Nachschub für das Assad-Regime. Durch Überläufer im syrischen Apparat wurde die Fracht bekannt und die Reederei gewarnt. Am Freitagmittag änderte die „Atlantic Cruiser“ plötzlich den Zielhafen, nun sollte der unverdächtige türkische Hafen Iskenderun angefahren werden. Dann stoppte das Schiff etwa 80 Kilometer südwestlich von Tartus und fuhr die nächsten Stunden im Kreis.

Schiffsmakler Torsten Lüddecke von der CEG. Bulk Chartering, die für die Befrachtung der „Atlantic Cruiser“ verantwortlich ist, sagt: „Wir haben das Schiff gestoppt, nachdem wir Hinweise auf die Waffenladung erhielten.“ Es habe sich um eine sogenannte Kaltcharter gehandelt, der Frachter sei an die ukrainische Firma White Whale Shipping in Odessa vermietet worden. „Die haben uns als Ladung vor allem Pumpen und ähnliche Dinge deklariert“, so Lüddecke, „Waffen hätten wir nie an Bord gelassen.“ Nun werde das 6200-Tonnen-Schiff erst einmal „da bleiben, wo es jetzt ist“. Die ukrainische Charterfirma habe darauf bestanden, dass die „Atlantic Cruiser“ Tartus anlaufe und keine Waffen an Bord habe. Nach SPIEGEL-Informationen wollte die Besatzung des Schiffes im zypriotischen Limassol Treibstoff bunkern, gab dort aber als Ladung „Waffen und Munition“ an. Daraufhin wurde die Versorgung verweigert. Die Route von Dschibuti nach Tartus ist nach Erkenntnissen von Nachrichtendienstlern für iranischen Waffennachschub nach Syrien bekannt.

IRLAND

Zur Strafe ins Kloster

Der Riss zwischen Papst Benedikt XVI. und den katholischen Gläubigen auf der Insel vertieft sich. Der Vatikan hat den Priester und prominenten Kirchenkritiker Tony Flannery angewiesen, sich in ein Kloster zurückzuziehen, um dort beim Ge-



HANY MARZOUK (O.); GETTY IMAGES (U.)

Flannery, Benedikt XVI.

bet über seine angeblichen Taten „nachzudenken“. Kardinal William Levada, Chef der mächtigen Glaubenskongregation, verbot dem Kleriker vom Orden der Redemptoristen, weiterhin kritische Artikel zu Politik und Lehren der Kirche zu veröffentlichen.

Zum ersten Mal seit 14 Jahren erschien Flannerys Ordenszeitschrift jetzt ohne dessen Kolumne. Flannery ist Mitbegründer eines schnell wachsenden Priesterbündnisses, das sich als Plattform liberalen Widerstands gegenüber den Hardlinern in Rom versteht. Die Rebellen bezeichnen den Zölibat als gescheitert und fordern öffentlich die Priesterweihe für Frauen. Besonders heftig geißelte Flannery die Rolle der Kirche in der Aufarbeitung des Missbrauchsskandals: Irlands Bischöfe, sagt er, seien ein „armseliger Haufen“, dem „jedes Führungsvermögen“ fehle.



Fußballstadion in Warschau

ZAHL DER WOCHE

28 Milliarden Zloty

umgerechnet etwa sieben Milliarden Euro, erhofft sich die polnische Regierung als langfristigen Profit aus der Fußball-Europameisterschaft, die am 8. Juni in Warschau beginnt.



Protestierende Arbeiter vor dem Arbeitsministerium in Rom: Den Preis werden wohl erneut die Jungen bezahlen

THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK

SCHULDENKRISE

Agenda del Sol

Weil sie hoch verschuldet und nicht mehr wettbewerbsfähig sind, krempeln Südeuropas Krisenstaaten ihre Arbeitsmärkte um. Manche sehen Gerhard Schröders Reformpolitik dabei als Vorbild, andere als abschreckendes Beispiel.

Die zierliche Assunta Linza, 33 Jahre alt, und ihr Vater Giovanni, 60, graumeliert und gedrunen wie ein Bulldozer, sitzen auf dem Familiensofa in Roms nördlicher Vorstadt. Assunta ist ein alter katholischer Name, der Vater hat ihn ausgesucht, er steht für die Himmelfahrt der Mutter Gottes und bedeutet: die Aufgenommene, die Eingestellte. „Mein Name ist ein Witz“, sagt Assunta und lächelt müde.

Sie hält ein Schreiben in den Händen, seit diesem Morgen ist es amtlich, sie ist arbeitslos und bekommt ab Juni keine staatliche Unterstützung mehr.

Es ist Mittwochabend vergangener Woche, im Fernsehen laufen die Nachrichten,

die Börsianer in Mailand hocken fassungslos vor ihren Bildschirmen, der Risikoauflaufschlag auf italienische Staatsanleihen ist auf 5,6 Prozent geklettert, so hoch wie seit Weihnachten nicht mehr. Und hier auf dem Sofa sitzen Vater und Tochter, sie sind die Gesichter der Krise.

Als Assunta Linza vor fünf Jahren ihren ersten unbefristeten Arbeitsvertrag unterschrieb, weinte sie vor Glück. Sie hatte Psychologie studiert mit Prädikatsexamen, anschließend jahrelang schwarzgearbeitet und Dutzende Praktika absolviert, nun durfte sie in einem Call-Center den Kunden eines italienischen Energiekonzerns erklären, wie sie ihre Gas- und Stromrechnungen zu lesen haben.

Sie verdiente 850 Euro im Monat, es war ein Knochenjob, mit Psychologie hatte er nichts zu tun, aber sie hatte einen festen Arbeitsplatz – bis das Call-Center vor zwei Jahren begann, nach Albanien abzuwandern. Bis Juni wird Assunta 600 Euro im Monat aus einem staatlichen Fonds beziehen und dann wieder auf ihren Vater Giovanni angewiesen sein.

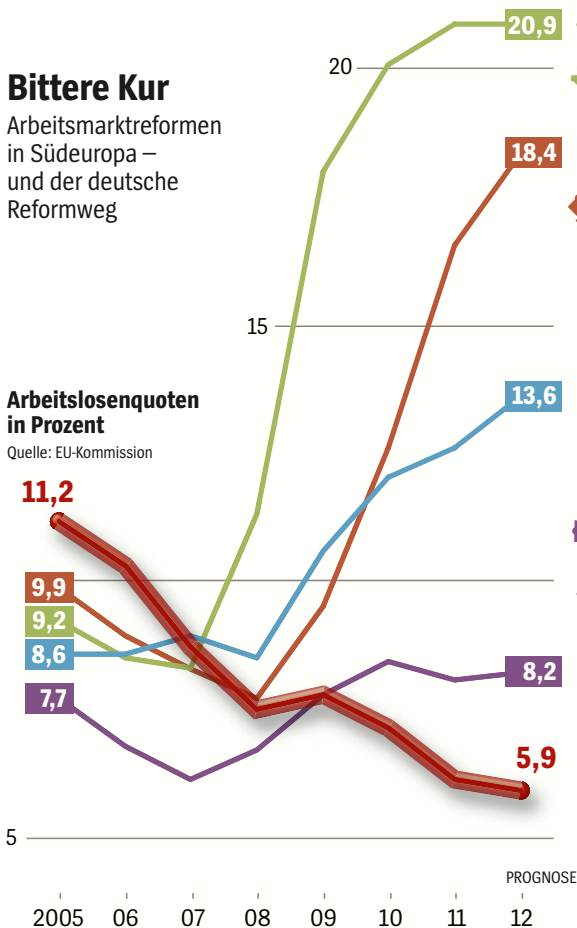
23 Jahre lang hatte dieser als Elektriker bei der staatlichen Eisenbahn gearbeitet, bis er 1994 in den Ruhestand ging. Damals war Giovanni Linza 42, er sollte Platz machen für junge Nachrücker. Er bekam eine satte Abfindung und eine Pension bis an sein Lebensende: 1200 Euro im Monat. Das ist mehr, als seine Tochter je ver-

Bittere Kur

Arbeitsmarktreformen in Südeuropa – und der deutsche Reformweg

Arbeitslosenquoten in Prozent

Quelle: EU-Kommission



SPANIEN

- gesetzliche Abfindungen werden drastisch reduziert
- Lockerung des Kündigungsschutzes
- Löhne und Arbeitszeiten können in Unternehmen ausgehandelt werden
- Staatliche Prämien für neueingestellte Jugendliche an Unternehmen

GRIECHENLAND

- Wegfall von Lohnzuschüssen
- Einfrieren der Löhne, Absenkung der Mindestlöhne
- Laufzeit von Tarifverträgen wird verkürzt
- Unkündbare Arbeitsverträge werden durch Verträge mit üblichen Kündigungsfristen ersetzt

PORTUGAL

- Wegfall von drei bezahlten Urlaubstagen und vier Feiertagen
- Mindestlohn wird vorerst nicht erhöht
- Lockerung des Kündigungsschutzes, Absenkung von Abfindungen
- Tarifverträge gelten nicht mehr automatisch für alle Branchen

ITALIEN

- Firmen sollen untertarifliche Löhne zahlen dürfen
- Befristete Arbeitsverträge werden für die Unternehmen teurer
- Betriebsbedingte Kündigungen werden gegen Abfindung möglich
- Schnellverfahren bei Arbeitsprozessen

DEUTSCHLAND

Kernpunkte der Arbeitsmarktreformen 2003 bis 2005

- Ausweitung von Leiharbeit und Mini-Jobs
- Lockerung des Kündigungsschutzes und befristeter Arbeitsverhältnisse
- Verkürzung der Bezugsdauer des Arbeitslosengeldes
- Strengere Kriterien für den Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung (Sperrzeiten, Prüfung der Bedürftigkeit, Zumutbarkeitsregeln)
- Zusammenführung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe auf Sozialhilfeniveau (Hartz IV)



diente, und dabei hatte der Sohn eines Bauern aus Kalabrien nur die Grundschule absolviert und seinem Vater bei der Feldarbeit geholfen.

Es gibt in Europas krisengeplagtem Süden zahllose Geschichten, die denen von Assunta und Giovanni Linza ähneln, und es gibt sie nicht nur in Italien. Es gibt sie in all jenen Ländern, in denen die Wirtschaftseliten, die Gewerkschaften und vor allem die Politiker bis vor kurzem noch so taten, als wäre die Globalisierung an ihren Ländern einfach vorbeigezogen.

Erst die Euro-Schuldenkrise hat sie aus dieser Illusion gerissen, Staaten wie Italien, Spanien, Portugal und Griechenland, die nun fest im Würgegriff ihrer Schuldner stecken und gezwungen sind, ihre Staatsausgaben zu drosseln. Es ist für viele der größte politische und gesellschaftliche Einschnitt seit Jahrzehnten.

Dabei hatten diese Länder schon vor der aktuellen Krise Probleme mit ihrer Wettbewerbsfähigkeit. Die Exportoffensive Chinas oder die neue Konkurrenz aus Osteuropa faktisch zu ignorieren konnte nur deswegen so lange funktionieren, weil es prosperierende nationale Märkte, üppige Überweisungen aus Brüssel und den Euro gab. Durch die gemeinsame Währung fielen die Zinsen in Spanien oder Griechenland auf historische Tiefststände, was einen Boom auf Pump beförderte. Es war plötzlich so billig wie

nie zuvor, ein Haus zu bauen, ein größeres Auto zu bestellen oder staatliche Wohltaten zu verteilen.

So feierten jene, die in Südeuropa Arbeit hatten, eine lange Party, die Reallöhne stiegen stark an. In Deutschland dagegen stagnierten die Löhne. Es war Gerhard Schröder, der damals mit seiner Agenda-2010-Politik und den Hartz-Gesetzen einen Umbau des Sozialstaats vorerzählte, der nun auch den Südländern bevorstehen dürfte.

Nach wie vor sind Schröders Arbeitsmarktreformen umstritten: Die Arbeitslosen- und die Sozialhilfe wurden zusammengelegt, Langzeitarbeitslose mussten drastische Einschnitte verkraften, die Zeitarbeit wurde liberalisiert, und Mini-jobs wurden geschaffen. „Fördern und fordern“ nannte das die damalige Bundesregierung. Gemeint war, dass den Arbeitslosen nun auch schlechtbezahlte Jobs zugemutet wurden.

Heute haben 41 Millionen Menschen in Deutschland Arbeit – so viele wie noch nie, eine späte Genugtuung für Schröder. Dass davon jedoch 23 Prozent im Niedriglohnsektor arbeiten und dass die Real-löhne in den vergangenen elf Jahren um drei Prozent gesunken sind, ist die andere, die weniger schöne Seite der Medaille.

In den Ländern Südeuropas gab es in den Jahren vor der Krise keine Zumutungen, im Gegenteil. Der geborgte Boom

sorgte für Gehaltszuwächse – vor allem aber dafür, dass sich nichts an den starren Arbeitsmarktgesetzen änderte.

So hat in Europas Süden bis heute ein faktisches Kündungsverbot überdauert, das zumeist dem Einzelnen, nicht aber der Gesellschaft im Ganzen nutzte. Die unschöne Wahrheit, dass Arbeitgeber nur dann Jobs schaffen, wenn sie ihre Mitarbeiter in Krisenzeiten auch entlassen dürfen, wurde ignoriert. So wie in Italien.

Unbefristete Vollzeitbeschäftigung und Kündigungsschutz sind im „bel paese“ bis heute so gut wie heilig. Sie sind ein sozialistisches Relikt aus den siebziger Jahren. An Italiens großem Tabu, einer Arbeitsmarktiliberalisierung, versuchten sich bereits etliche Links- und Rechtsregierungen, um dann stets dem Protest der Massen nachzugeben.

Festgelegt ist der Kündigungsschutz im Artikel 18 des Arbeitsgesetzes, seit Jahren das Symbol im Kampf zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften.

1999 und 2002 wurden zwei Regierungsberater und Verfechter der Arbeitsmarktreformen von der Terrorgruppe „Neue Rote Brigaden“ erschossen, ihre Drohung lautete: „Wer den Artikel 18 anrührt, stirbt.“ Und Elsa Fornero, 63, Italiens neue Sozial- und Arbeitsministerin, geht mit sechs Bodyguards vor die Tür, seit sie im Januar eine Briefbombe erhielt – und erstmals Demonstranten gesichtet wur-



Psychologin Linza in Rom, Kauffrau Cruz in Lissabon: Eine ganze Generation droht verschlissen zu werden

den mit T-Shirt-Sprüchen wie „Fornero al cimitero“, Fornero auf den Friedhof.

Italiens Ministerpräsident Mario Monti, 69, wollte den Artikel 18 lockern, um für mehr Flexibilität zu sorgen. Betrieben mit mehr als 15 Mitarbeitern sollte ermöglicht werden, Angestellte mit unbefristeten Verträgen aus wirtschaftlichen Gründen zu entlassen – ohne dass ein Arbeitsgericht auch nach Jahren noch eine Wiedereinstellung und eine Abfindung von bis zu 27 Monatsgehältern anordnen kann. Der brutalen Alternative, die niemand so sehr wie Assunta und ihr Vater Giovanni Linza verkörpern – geschützte ältere Angestellte versus junge Prekäre –, sollte ein Ende gesetzt werden.

Doch wie schon seine Vorgänger knickte auch Monti ein. Sein neuer Gesetzesentwurf, den er kurz vor Ostern präsentierte, bleibt dabei: Wiedereinstellungen per Gericht sind möglich. Und so ist Montis Reformpolitik kein umfassender Entwurf wie die in Italien von vielen bewunderte Agenda 2010, es ist ein Kompromiss, um den noch lange gerungen wird.

Den Preis dafür werden wohl erneut die Jungen zahlen. Weil Kündigungen langjähriger Mitarbeiter entweder unmöglich oder extrem teuer sind, erhalten die jungen Leute allenfalls Zeitverträge.

So droht das Problem der Jugendarbeitslosigkeit eine ganze Generation zu verschleifen. Wie auch in Portugal.

Wenn Nídia Cruz, 33, im Armenviertel Odivelas am Rande von Lissabon zu Mädchen spricht, die von ihren Lebensgefährten geschlagen werden, macht sie ihnen Mut, ihre Zukunft selbst anzupacken. Sie sagt, die Mädchen sollten „einen Beitrag leisten für ihr Land“, damit sie sich „nützlich fühlen“ können.

Das klingt trotz aus dem Mund der ehrgeizigen jungen Frau, die sich selbst kaum noch heimisch fühlt in ihrem Land. Cruz verlor ihren letzten Job bei einer spanischen Firma, die mit der Krise in Konkurs ging, sie wurde arbeitslos, erhielt Sozialhilfe. Ein Fortbildungsstipendium der EU half ihr schließlich, einen kaufmännischen Abschluss zu machen.

Seither bewarb sich Cruz, wo sie nur konnte, doch die Arbeitsämter in Portugal, sagt sie bitter, „vermitteln nicht, die verwalten nur die wachsenden Scharen der Arbeitslosen“. Sie trägt sich jetzt mit dem Gedanken auszuwandern, und zwar nach Angola, einst eine portugiesische Kolonie, heute ein afrikanischer Boomstaat – dort wurde Cruz geboren.

Portugal, einer der ärmsten Staaten der Euro-Zone, liegt am Boden, viele seiner Bewohner fühlen sich inzwischen selbst kolonialisiert. Im vergangenen Jahr musste die Regierung Europa um Hilfe bitten, um ihren Verpflichtungen nachzukommen. Doch die Bewilligung eines 78-Milliarden-Euro-Kredits ist an harsche Sparmaßnahmen und Strukturreformen geknüpft, deren Einhaltung von der Troika aus Europäischer Union, dem Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Europäischen Zentralbank (EZB) überwacht wird. „Die Portugiesen haben noch gar nicht verstanden, was auf sie zukommt“, sagt der Aufsichtsratsvorsitzende einer Unternehmensgruppe.

Finanzkrise und Rezession verschärfen den Spardruck des Staates. Um mehr als drei Prozent, so die Regierung, werde die Wirtschaft dieses Jahr schrumpfen, es ist die wohl schlimmste Talfahrt seit dem Ende der Diktatur 1974.

Tatsächlich ist es dem EU-Land Portugal nie gelungen, eine stabile Wirtschaft aufzubauen. Als 2000 die Handelsbarrieren mit China fielen, war die führende Textil- und Schuhindustrie nicht mehr konkurrenzfähig. Mit der EU-Osterweiterung wanderten viele internationale Konzerne ab. Die privaten Haushalte hatten sich zudem haushoch mit billigen Krediten verschuldet.

Und so versucht die konservative Regierung von Pedro Passos Coelho nun vor allem, die Produktivität zu steigern: Vier Feiertage und drei Urlaubstage wurden im März gestrichen, zudem wurde die Einführung sogenannter Stundenkonten beschlossen, wie sie auch in Deutschland üblich sind: In Zeiten voller Auftragsbücher kann ein Arbeiter bis zu 50 Stun-

den in der Woche arbeiten, in flauen Monaten früher nach Hause gehen. Macht ein Unternehmen Verluste, sollen Entlassungen erleichtert werden. Auch die bisher zwei Jahre lang gewährte Arbeitslosenunterstützung von 70 Prozent des Gehalts wird ab November drastisch gekürzt – nach deutschem Vorbild.

Es gibt bislang zwar kaum Unternehmen, die in der Krise investieren. Und doch stimmen die Maßnahmen, die von der sozialistischen Opposition mitgetragen werden, den Präsidenten der Europäischen Investitionsbank, Werner Hoyer, zuversichtlich: „Die Lage in Portugal unterscheidet sich deutlich von der Situation in Griechenland.“ Nur Nídia Cruz dürfte, bevor die Wirtschaft wieder anspringt, schon ausgewandert sein.

Noch dramatischer als in Portugal ist die Lage des Arbeitsmarktes bei seinem Nachbarn Spanien. Mit fast 24 Prozent ist das Land Europas Spitzenreiter bei der Arbeitslosigkeit. Hier ist die Ursache vor allem in der Immobilienkrise zu suchen, einer Branche, die dem Land erst traumhaftes Wachstum und dann den alptrumhaften Absturz bescherte: Da Spanien seit der ersten Stunde im Euro-Verband war, sanken die Hypothekenzinsen Anfang des letzten Jahrzehnts auf nie gekannte Tiefen. Selbst Arbeiter waren in der Lage, Eigenheime zu erwerben und für jedes Kind eine Wohnung als Mitgift zu kaufen – alles auf Pump.

Bis 2008 entstanden jährlich etwa 800 000 Wohnungen. Um diesen Boom zu bewältigen, holten sich die Spanier Millionen Immigranten ins Land. Es war eine profitable Zeit für Leute wie José Ignacio Recoder, 66, der bis vor kurzem einen Familienbetrieb für Schneidemaschinen und Werkzeuge führte. Noch 2006 beschäftigte er 60 Angestellte und machte zwölf Millionen Euro Umsatz.

Mit der Immobilienkrise brach das Baugeschäft ein, Recoder musste 45 Mitarbeiter entlassen und Abfindungen in Höhe von 2,8 Millionen Euro zahlen. Das traf den Madrilenen so schwer, dass er sich in den Ruhestand zurückzog. Heute halten

Kann man etwas gegen explodierende Spritpreise tun? MAN kann.



Die Dieselpreise jagen von einem Rekordhoch zum anderen. Dagegen hilft kein Jammern, sondern nur hoch-effiziente Motoren und Spritspar-Konzepte. Wie zum Beispiel der MAN TGX EfficientLine. Mit 440 PS unterbietet er als erster 40-Tonner die 30-Liter-Marke. Wie er das schafft? Zum Beispiel mit der automatisierten TipMatic-Schaltung, Energiesparreifen, einem Aero-Paket, Leichtbaukomponenten und ganz viel Herzblut von unseren Ingenieuren. Damit bleibt der Puls auch beim Tanken immer schön untertourig.

Was MAN noch alles kann:
www.man-kann.eu

Engineering the Future –
since 1758.
MAN Gruppe



sein jüngster Bruder und sein ältester Sohn die Firma am Überleben.

In der Krise verloren in Spanien zunächst die Ungeschulten ihren Job, dann die Arbeitnehmer mit Zeitverträgen. Wer einen unbefristeten Vertrag hatte und entlassen wurde, erhielt einen vergoldeten Handschlag – das waren eineinhalb Gehälter für maximal 42 Monate, ein Relikt aus Franco-Zeiten.

Die Konsequenz: Feste Stellen sind so rar wie nie, 93 von 100 Arbeitsverträge sind befristet. Um Spaniens Kleinunternehmern zu helfen, überhaupt wieder Personal einzustellen, verabschiedete die Regierung von Premier Mariano Rajoy am 12. Februar eine umfangreiche Arbeitsmarktreform.

Demnach können Unternehmen ohne Zustimmung der Gewerkschaften in schwierigen Zeiten Löhne und Abfindungszahlungen senken, Arbeitszeiten verändern und sogar entlassen. Sie müssen nur nachweisen, dass sie in drei aufeinanderfolgenden Quartalen Einbußen erlitten haben. Dem Arbeitnehmer bleibt dann nur der Weg vor das Arbeitsgericht.

Dass die Erwerbslosenzahlen in den kommenden Monaten erneut steigen werden, weiß auch Spaniens Premier. 2012 werde „nicht gut“, sagt Rajoy voraus. Er rechne damit, dass das Heer der Arbeitslosen bis Jahresende auf sechs Millionen anschwellen werde.

Experten fürchten, dass dann eine Klageflut auf Spaniens Arbeitsrichter zukommt. Obwohl sie dafür nicht ausgebildet sind, werden sie anhand von Unternehmensbilanzen entscheiden müssen, ob sie dem Arbeitnehmer oder dem Arbeitgeber recht geben. Allein, ob aus diesen Maßnahmen überhaupt neue Jobs erwachsen, ist mehr als ungewiss.

Auch in Griechenland wird der Horizont auf lange Zeit düster bleiben, und nur wenige vermögen dies zurzeit so bitter in Worte zu fassen wie Athens Übergangspräsident Loukas Papademos. „Wir werden etwas geben müssen, um nicht alles zu verlieren“, sagte der Regierungschef resigniert, bevor ihn die Abgesandten von EU, IWF und EZB im Januar besuchten. Um die Strukturreformen sollte es gehen, wieder einmal. Genauer: Um die von der Troika geforderten Änderungen auf dem griechischen Arbeitsmarkt.

So ist geplant, Sonderzahlungen abzuschaffen und die stufenweise Gehaltserhöhung nach Dienstjahren vorübergehend auszusetzen. Eine Senkung des Mindestlohns auf 585 Euro ist bereits beschlossen.



Junge Arbeitslose in Lissabon: Schlimmste Talfahrt seit 1974

Dabei ist die Öffnung des Arbeitsmarkts in Griechenland nur eine von zahlreichen Baustellen, an denen die Regierung arbeitet. Die größte Baustelle ist der Staat selbst – und seine ineffiziente Verwaltung. Mit einem nicht einmal mehr von Experten zu durchblickenden Regeldickicht legt sie das Land lahm.

Auch wegen dieser Überregulierung liegt der Arbeitsmarkt darnieder, auch ihretwegen befindet sich das Land im fünften Jahr der Rezession. Bei derzeit 21 Prozent Arbeitslosigkeit sind die drastischen Lohn- und Gehaltskürzungen vor allem eine simple Sparmaßnahme, um schnell Geld in die Staatskasse zu spülen.

Zu den Strukturreformen in Griechenland gehört auch die Liberalisierung der bislang geschlossenen Berufsgilden wie der der Taxifahrer, Anwälte und Apotheker. Mit rund 30 Gesetzesentwürfen hat die Regierung bereits versucht, die über Jahrzehnte gewachsenen Interessengeflechte aufzulösen – und lief damit ins Leere: „Sie können von mir aus gern Lizenzen umsonst verteilen“, sagt der Taxifahrer Athanasios Trakalas. Das bringe nichts, der Markt sei übersättigt. Etwa 14 000 Taxen gibt es in Athen, vor ein paar Jahren waren es noch 8000.

Seit die Menschen immer weniger Geld haben, gehen sie lieber zu Fuß oder nehmen die U-Bahn. Früher hat Trakalas im Sommer bis zu 6000 Euro im Monat verdient, jetzt sind es höchstens 1500 Euro. Die Liberalisierung seiner Branche sei pure politische Augenwischerei. „Reden wir lieber über Fußball“, sagt Trakalas.

Bei der Parlamentswahl am 6. Mai wird er die extreme Rechte wählen, „aus Protest“.

Griechenland hat, was das Niveau der Löhne angeht, in den vergangenen Jahrzehnten weit über seine Verhältnisse gelebt. Es war nicht das Niedriglohmland, das es gemäß seiner Wirtschaftsleistung hätte sein müssen. Seine ständig wachsenden Gehälter wurden von Krediten finanziert.

Und doch greift das radikale Kürzungsdiktat der Troika zu kurz, um die griechische Tragödie zu beheben, denn von echten Wachstumsmaßnahmen ist bislang kaum die Rede.

Ein Gespenst geht um in Südeuropa. Oder ist es doch ein guter Geist? „Europa“, so predigt Bundeskanzlerin Angela Merkel, „kann in der internationalen Konkurrenz mit aufstrebenden Mächten wie China oder Brasilien nur bestehen, wenn es so wettbewerbsfähig wie Deutschland wird.“ Doch eine Kanzlerin, die derzeit üppige Steuergeschenke wie das Be-

treuungsgeld einführen will, taugt nur bedingt zum Vorbild. Es ist eher die Reformpolitik ihres Vorgängers Gerhard Schröder, auf die Schuldenstaaten schauen.

Nur was genau können sie von den Deutschen lernen? Den rigiden Kündigungsschutz, der viele kleine Unternehmen in Südeuropa knebelt, hat es in Deutschland so nie gegeben.

Ob die Reformen schließlich weit genug gehen und die Unternehmen dazu bringen, mehr Jobs zu schaffen, wird sich erst nach der Krise zeigen. Wo diese Jobs entstehen sollen, ist ebenso unklar. Denn die industrielle Basis, auf der Deutschlands Wirtschaftswachstum beruht, ist im Süden des Kontinents deutlich schwächer.

Klar ist nur, dass die Südstaaten ihren Sozialstaat abbauen werden, weil sie ihn einfach nicht mehr finanzieren können.

Widerstände sind vorgezeichnet. Für Assunta Linza, die italienische Psychologin, ist der verkrustete Arbeitsmarkt ihres Landes zwar ein Übel. Und doch ist auch sie gegen die Abschaffung des umstrittenen Artikels 18, ohne den sie ihre befristete Unterstützung von 600 Euro im Monat nie bekommen hätte.

Erst neulich demonstrierte sie mit ihrem Vater auf der Piazza Venezia in Rom. Linza weiß, dass der wahre Kampf erst mit der nächsten Generation beginnt. „In Italien ist die Familie der Wohlfahrtsstaat. Mein Vater unterstützt mich. Die Frage ist, wer meine Kinder unterstützen wird.“

FIONA EHLERS, JULIA AMALIA HEYER,
CHRISTOPH PAULY, DANIEL STEINVORTH,
HELENE ZUBER



Von: Stefan Rehm
An: E.ON
Betreff: Energie der Zukunft

**Ihr gestaltet also die Zukunft der Energie.
Redet Ihr nur oder macht Ihr auch was?**

**Hallo Herr Rehm, wir bauen den
Windpark „Amrumbank West“.
Für noch mehr grünen Strom.**

Mit dem Bau des Hochsee-Windparks Amrumbank West in der Nordsee werden wir bald weitere 700.000 Menschen in Deutschland mit Strom aus Erneuerbaren Energien versorgen. Und das ist nur ein Projekt von vielen. Künftig wollen wir alle 18 Monate einen neuen Windpark auf dem Meer in Betrieb nehmen.

eon.de/energiezukunft

e-on

DEBATTE

Neue Mächte, altes Spiel

Syriens Schicksal hängt wesentlich von den neo-osmanischen Ambitionen der Türkei ab.

Von Timothy Garton Ash

An dem Tag, an dem ich in Istanbul eintraf, wurde der letzte Spross der osmanischen Herrscherfamilie zu Grabe getragen. Ihre Kaiserliche Hoheit Fatma Neslişah Sultan war noch in einem Palast am Bosphorus zur Welt gekommen, während ihr Großvater – zumindest nominell – über die Reste eines riesigen, Kontinente überspannenden Reiches herrschte. Am Tag nachdem ich wieder abgereist war, tötete Gewehrfeuer von Truppen des syrischen Präsidenten Baschar al-Assad mehrere Menschen auf türkischem Boden. Die Schüsse verletzten eine Grenze, die es bis zum Ende des Osmanischen Reiches gar nicht gegeben hatte.

Auf den ersten Blick scheint es keinen Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen zu geben: Das erste ist lediglich eine historische Kuriosität, das zweite gehört zu den dringlichsten politischen und humanitären Herausforderungen unserer Tage. Mehr als 9000 Menschen wurden bisher in Syrien getötet. Weitere Zehntausende sind verwundet worden, und, so die Schätzungen, bis zu eine Million Männer, Frauen und Kinder haben innerhalb des Landes ihre Wohnorte verlassen müssen oder sind ins Ausland geflohen. Die von Franzosen und Briten geführte militärische Intervention in Libyen wurde durch die glaubhafte Drohung von Muammar al-Gaddafi ausgelöst, er werde unter der Zivilbevölkerung von Bengasi ein Massaker anrichten.

In Homs hat Assad genau das bereits getan. Er hat den Termin zum Abzug der syrischen Streitkräfte verstreichen lassen, auf den er sich mit dem ehemaligen Uno-Generalsekretär Kofi Annan verständigt hatte. Ob der von Annan ausgehandelte, sehr fragile Waffenstillstand andauern wird, ist, gelinde gesagt, sehr ungewiss. Wenn das Ausmaß der Ermordung von Zivilisten das einzige Kriterium für eine humanitäre Intervention wäre, hätten wir sie schon vor Wochen beginnen müssen. Verglichen mit diesen Gräueln, was wiegt da schon der Tod einer greisen osmanischen Prinzessin?

Und doch sind die Ereignisse enger miteinander verknüpft, als man denken könnte. Für die Türkei bedeutet es einen gewaltigen Unterschied, dass das Territorium, das heute Syrien heißt, bis zum Ersten Weltkrieg ein ebenso integraler Bestandteil des Osmanischen Reiches war wie Irland ein Teil des britischen. Dieses historische Bewusstsein ist besonders wichtig für die gemäßigt islamistische Regierung der Türkei, deren stellvertretender Premierminister dann auch am Begräbnis der letzten Enkelin des letzten Sultans teilnahm. Die Regierungsdoktrin der „strategischen Tiefe“ sieht die Türkei in ähnlicher Weise als Regionalmacht zwischen Europa, dem Nahen Osten und Zentralasien.

Natürlich hat der wortgewaltige und superenergische türkische Außenminister Ahmet Davutoglu den Vorwurf, er betreibe eine „neo-osmanische“ Politik, in aller Form zurückgewiesen, aber er hat auch gesagt: „Ich bin nicht nur der Minister eines Nationalstaats.“ Der einstige Universitätsprofessor spricht oft beredt und ausdauernd über das osmanische Erbe der Türkei. Nach einer solchen Vorstellung, die er vor den versammelten Außenministern der Europäischen Union gegeben hatte, scherzte einer von ihnen, die EU sei gerade eingeladen worden, sich dem Osmanischen Reich anzuschließen. Aber selbstredend

handelt es sich bei diesem Reich um eine moderne, verschlankte, republikanische Version. Sie ist darin jener letzten Prinzessin ähnlich, die ihr Leben schlicht als „Frau Osmanoglu“ beendete, was man etwa als „Frau Osman“ übertragen könnte. (Man stelle sich vor, wie „Frau Windsor“, ehemals: the Queen, klingen würde in jener britischen Republik, die ich nicht mehr erleben werde.)

Wesentlicher noch: Die dynamische Wirtschaft der Türkei hat bedeutende Geschäfts- und Handelsinteressen in Syrien, während gleichzeitig das komplizierte ethnische Erbe des aufgeteilten Osmanischen Reichs dafür gesorgt hat, dass die ruhelosen Kurden heute auf beiden Seiten der türkisch-syrischen Grenze leben. Um gar nicht erst von dem unmittelbaren Druck zu reden, den die syrischen Flüchtlinge ausüben und



Syrische Flüchtlinge in der Türkei

Richtet die türkische Armee auf syrischem Gebiet eine Pufferzone ein?

der zu einer immer lauterer Diskussion darüber geführt hat, ob die türkische Armee eine Pufferzone oder einen humanitären Korridor auf syrischem Gebiet einrichten sollte. Es gibt sogar Vorschläge, die Türkei solle einen Bruch von Punkt 1 des 1998 geschlossenen Vertrags von Adana konstatieren, nach dem Syrien „keinerlei Aktivitäten dulden wird, die von seinem Staatsgebiet ausgehen und darauf abzielen, die Sicherheit und Stabilität der Türkei zu gefährden“. (Dieser Passus richtete sich ursprünglich gegen eine Unterstützung kurdischer Gruppen wie etwa der PKK.) In Istanbul waren auch unbestätigte Berichte darüber zu hören, dass ehemalige Mitglieder türkischer Sondereinheiten inzwischen auf Seiten der Freien Syrischen Armee kämpfen.

Doch es geht hier um mehr. Wenn ich in Bezug auf eine humanitäre Intervention schreibe, dass „wir“ sie schon vor Wochen hätten beginnen müssen, wird der Leser automatisch annehmen, mit „wir“ seien im Wesentlichen westliche Mächte gemeint, die bestenfalls im Uno-Auftrag vorgehen und im Allgemeinen höflich als „internationale Gemeinschaft“ beschrieben werden. Und es ist ja wahr: Wenn die führenden

Militärmächte des Westens, allen voran die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich, mit bewaffneten Kräften eingreifen – was sie in zwei anderen Ecken des ehemaligen Osmanischen Reiches bereits getan haben, in Bosnien und im Kosovo –, dann hat das einen transformatorischen Effekt. Aber keine dieser Mächte, am wenigsten Washington, hat bisher in Bezug auf Syrien irgendwelche Interventionsabsichten erkennen lassen.

Der amerikanische Präsident Barack Obama und der französische Präsident Nicolas Sarkozy müssen erst einmal Wahlen gewinnen. Der britische Premier David Cameron ist zu sehr damit beschäftigt, Fleischpasteten zu besteuern und Handelsbeziehungen in Fernost auszubauen. Diese westlichen Führer werden ihre Empörung bekunden und versuchen, Wirtschaftssanktionen sowie den diplomatischen Druck mit Hilfe der Uno zu verschärfen, aber irgendwelche Interventionen nach dem Muster Libyens und des Kosovo sind so bald nicht zu erwarten.

Unter diesen Umständen werden andere Staaten das Schicksal des syrischen Volkes bestimmen. Für die nahe Zukunft wird die Türkei dabei bedeutsamer sein als Großbritannien, Iran relevanter als Deutschland, Saudi-Arabien wichtiger als Frankreich und Russland einflussreicher als Amerika. In Bezug auf Syrien werden diese Regionalmächte ihre eigenen nationalen Interessen verfolgen, die nicht nur durch wirtschaftliche oder militärische Kriterien vorgegeben werden, sondern auch durch kulturelle und ideologische Gegebenheiten. Und so gibt es eben das Gerangel zwischen einem schiitischen nachrevolutionären Iran und einem sunnitischen reaktionären Saudi-Arabien, zwischen dem postimperialen Russland und der neo-osmanischen Türkei, vom fernen, aber mächtigen China gar nicht erst zu reden, das über ein entscheidendes Votum im Sicherheitsrat verfügt.

Wenn ein müder Pascha im Jahr 1912 eingeschlafen und erst heute wieder aufgewacht wäre, würde die Welt große Überraschungen für ihn bereithalten, von der Existenz postkolonialer Staaten bis zu Facebook, von Demokratie bis hin zu Mobiltelefonen. Doch nach einigen Wochen der Anpassung könnte er sich richtig zu Hause fühlen. Es gibt sie ja noch, könnte er sagen, diese alten Großmächte, die ihre unterschiedlichen Werte und Interessen öffentlich oder im Geheimen verfolgen, damals wie heute Mitspieler in dem bekannten Großen Spiel.

Und in der Tat, viele Akteure erscheinen als verkleinerte, teilmodernisierte Versionen jener alten Mächte: die Türkei nunmehr unter Sultan Recep Tayyip Erdogan, Russland unter dem Joch des Zaren Wladimir Putin, China in den letzten Monaten der Herrschaft Kaiser Hu Jintaos, Großbritannien mit dem pausbäckigen Ersten Minister Ihrer (1912: Seiner) Majestät und so weiter und so fort.

Die Balance unter den Nachbarn Syriens wäre eine ganz andere, wenn die Europäische Union mit ihrem historisch neuartigen Modell gemeinschaftlich ausgeübter Souveränität sich aufgerafft hätte, die Türkei einzubinden, wie sie es schon vor fast 50 Jahren im Assoziierungsabkommen 1963 zugesichert hat. Das aber ist nicht geschehen. In Bezug auf Syrien ist die Stimme Europas deshalb genauso wenig zu hören wie in so vielen anderen Bereichen. Das ist auch ein Grund dafür, dass jetzt das Schicksal der tapferen Aufständischen und der leidenden Zivilbevölkerung Syriens abhängt vom Wettbewerb unterschiedlichster souveräner Mächte um die Vorherrschaft in der Region.

Garton Ash, 56, lehrt Zeitgeschichte und Politik in Oxford und veröffentlichte jüngst die Essay-Sammlung „Jahrhundertwende: Weltpolitische Betrachtungen 2000–2010“.



Auf die Plätze, fertig, kabellos! Das STIHL Akku-System.

Ein Akku für alle STIHL und VIKING Akku-Geräte – von Motorsäge über Freischneider, Heckenschere, Blasergerät bis Rasenmäher: Hier passt alles zusammen. Und das leicht, kraft-

voll, geräuscharm und abgasfrei. Einfach Akku laden, starten und volle Bewegungsfreiheit genießen. Überzeugen Sie sich gleich selbst. STIHL und VIKING Produkte erhalten Sie nicht im

Baumarkt, sondern ausschließlich im Fachhandel. Denn dort ist kompetente und praxisnahe Beratung selbstverständlich. Einen Fachhändler in Ihrer Nähe finden Sie unter www.stihl.de

ISRAEL

Verblichene Gespenster

Deutsche Pässe, deutsche DJs und „Made in Germany“: Längst gibt es in Tel Aviv eine junge, selbstbewusste Generation, für die Deutschland wieder attraktiv ist.

In seiner ersten Nacht in Deutschland schläft der Israeli Tomer Heymann mit einem Deutschen. Er hat ihn im Club Berghain in Berlin kennengelernt: Andreas Josef Merk, blond und katholisch. Heymann, Regisseur, jüdisch und schwul, hält ihn zunächst für einen Schweden, er denkt, Deutsche müssten doch anders aussehen, finsterner vielleicht, zackiger, größer.

Am Morgen danach läuft schon die Kamera, und der Israeli fragt den Deutschen: Bist du stolz, Deutscher zu sein? Hast du je mit deinen Großeltern über den Holocaust geredet? Nein, sagt der Deutsche, aber gut möglich, dass sie Nazis waren. Dann schweigen sie. Es ist das einzige Mal, dass sie über dieses Thema reden.

Wenig später reist der Deutsche nach Tel Aviv, mit zwei Koffern und einem One-Way-Ticket. Sie feiern zusammen Pessach und Weihnachten; der Deutsche erklärt, wie man Pfannkuchen in der Luft wendet, der Israeli, dass man am Holocaust-Gedenktag stillsteht, die Arme eng am Körper, zwei Minuten Schweigen. Am Ende wird ein Film daraus, es ist ein 56-minütiges Protokoll der neuen Unbefangenheit zwischen Israelis und Deutschen.

„I Shot My Love“ heißt er, es ist die Liebeserklärung eines Israelis, dessen Großeltern 1936 aus Berlin flohen, an einen deutschen Tänzer aus Bayern – und das Bemerkenswerte daran ist: wie normal diese Liebe inzwischen wirkt.

Ein neuer Umgang miteinander hat sich da entwickelt, fern der ewigen deutschen Debatten, in denen alte Männer mit ihren Gespenstern ringen und Politiker sich mit Zwangsritualen abmühen, Pflichtbesuch von Jad Vaschem hier, Pflichtbesuch von Dachau dort. Längst gibt es eine neue deutsch-israelische Realität jenseits der Betroffenheitsroutine – und zwar vor allem in Israel.

Fast 70 Jahre nach dem Ende des Holocaust sterben nach und nach die letzten Überlebenden, das verändert die Sicht der jüngeren Israelis auf Deutschland. Wenig beeinflusst von historischen Tabus, bestimmen sie neu, was dieses Land für sie bedeutet. Ein, zwei Generationen sind da nachgewachsen, die es nicht mehr merkwürdig finden, dass eine Firma wie Birkenstock in Israel mit „Made in Germany“ wirbt, und für die ein Kurztrip



Dokumentarfilmer Heymann (M.):* Zwei Minuten Schweigen



„Meschugge“-Party in Berlin: 15 000 zugewanderte Israelis

nach Berlin das Normalste der Welt ist. Für die Deutschland inzwischen nicht nur ein Land wie jedes andere ist, sondern eines der beliebtesten Länder.

Vor allem geht es um ein Gefühl, um ein neues israelisches Selbstbewusstsein gegenüber Deutschland, geprägt von Neugier und Entdeckungsdrang. Die Jungen fordern nicht mehr das ständige Erinnern ein, sondern das Recht, auch mal vergessen zu dürfen. Wer diesen Wandel in Zahlen zu fassen sucht, begreift am besten, wie groß er ist: Ein Viertel der Israelis wünschte sich vor zwei Jahren, dass Deutschland die Fußball-Weltmeisterschaft gewinnen würde. In einer Umfrage von 2009 bezeichneten 80 Prozent die Beziehungen zwischen Israel und Deutsch-

* Mit Partner Andreas Josef Merk, Mutter Noa.

land als normal, und 55 Prozent sagten, der Antisemitismus sei in Deutschland auch nicht schlimmer als anderswo in Europa.

100 000 Israelis haben inzwischen einen deutschen Pass, 15 000 sollen schon in Berlin leben. Die Zahl der Direktflüge steigt von Jahr zu Jahr, trotzdem sind sie fast immer ausgebucht. In den großen Städten ist es annähernd unmöglich, einen jungen Israeli zu finden, der nicht schon in Deutschland war oder dorthin

will. Vor allem Berlin zieht sie an, die Stadt, von der aus einst die „Endlösung“ organisiert wurde, die heute mit billigen Wohnungen und dem Versprechen lockt, dass es so schnell nicht langweilig wird. Aber Berlin ist nicht einfach nur ein neues New York, es ist mehr: eine Bühne, auf der sie ein Rollenspiel von Zugehörigkeit und Identität ausprobieren können. Ein Was-wäre-wenn: Was wäre, wenn ich in Deutschland geboren worden wäre. Wer wäre ich dann? Wie würde mein Leben aussehen?

Natürlich ist dieses neue Verhältnis nicht immer unproblematisch. Natürlich ist nicht alles gut, vergessen, vergeben. Es gibt noch immer 17-Jährige mit deutschen Wurzeln, die zittern vor Scham, wenn der Holocaust in der Schule durchgenommen wird. Es gibt andere, die schwören, nie nach Deutschland zu fahren. Die Erinnerung an den Holocaust sei Leitprinzip ihres Lebens, antworteten kürzlich 98 Prozent der jüdischen Israelis bei einer Umfrage. Und als das Israel

Chamber Orchestra voriges Jahr in Bayreuth ein Stück von Richard Wagner spielte, da sorgte das in der Heimat der Musiker für einen Aufschrei. Aber auch dies: vor allem ein Zeichen für den Wandel, weniger für das Beharren. Symbolischer Restwiderstand einer älteren Generation, die sich mit der neuen Entspanntheit der jungen schwertut.

Tomer Heymann fragt im Film irgendwann seine Mutter: Stört es dich, dass dein Sohn etwas mit einem Deutschen hat? Nein, sagt sie, gar nicht. Später sagt sie: Ihr seid so unterschiedlich. Du solltest dir jemanden suchen, der dir ähnlich ist. Sie meint: einen Juden. Hat er nicht getan, sie sind noch immer zusammen, auch sechs Jahre später. Und die Mutter? Findet das inzwischen gut, denn der junge Deutsche hat ihr einen Teil ihrer eigenen



ISRAELIMAGES / ANG

Strandleben in Tel Aviv: Das Recht, auch mal vergessen zu dürfen

Familiengeschichte zurückgebracht, der lange verschüttet war.

Aber die Frage bleibt, ob ein Partner aus Deutschland für einen Israeli angemessen ist, sie wird derzeit in vielen israelischen Familien diskutiert. Denn so, wie sich immer mehr Israelis nach Deutschland aufmachen, so lernen sie auch mehr Deutsche kennen und lieben. In Tel Aviv sind die Hebräischkurse voller nichtjüdischer Ausländer, darunter besonders viele Deutsche, die die Sprache ihres Partners lernen wollen. So voll, dass für sie schon Extraklassen eingerichtet wurden. Gleichzeitig lernen zahlreiche Israelis Deutsch, die Kurse des Goethe-Instituts sind begehrt wie nie.

Es ist kein Zufall, dass das gerade jetzt passiert, in dieser dritten Generation, die nicht mehr vorrangig damit beschäftigt ist, Israeli zu sein. Ihre Großeltern haben entweder voller Wut Siemens und Volkswagen boykottiert oder zogen es vor, weiterhin ihren Goethe auf Deutsch zu lesen. Ihre Eltern mussten das Deutsche aus ihrem Leben verdrängen, um echte Israelis zu werden. Die Enkel ruhen viel sicherer in ihrer israelischen Identität, und so fällt es ihnen nun leichter, ihre Wurzeln zu erforschen und das Schweigen aufzubrechen, das noch immer in vielen Familien über das persönliche Leid im kollektiven Horror des Holocaust herrscht.

Auch deshalb gibt es gerade jetzt so viele Filme, in denen Israelis dokumentieren, wie sie die lange verschütteten Geschichten ihrer Vorfahren entdecken. In „Six Million and One“ etwa fahren vier

Geschwister, einer davon der Dokumentarfilmer David Fisher, nach Österreich, um ihren Vater besser zu verstehen, der nicht viel mehr erzählte als dies: dass er in Auschwitz war. Hunger, Leid, Waggonen, Bruchstücke des Grauens, nie mehr.

Doch nach seinem Tod finden die Kinder seine Erinnerungen, in denen beschreibt der Vater, wie er in Hitlers unterirdischer Flugzeugfabrik schuften musste. Also fahren sie hin, steigen in die Tunnel, um seinem Leidensweg nachzuspüren. Zehn Monate arbeitete der Vater dort, erzählen sie einem verblüfften Historiker. Ein Wunder, sagt der. Die durchschnittliche Überlebensdauer betrug eine Woche.

So groß ist das Interesse, dass seit knapp drei Jahren sogar israelische Freiwillige in Deutschland arbeiten, in Kindergärten, Museen und Jugendzentren. Nicht nur um die Vergangenheit zu erkunden, sondern um der Gegenwart eine neue Erfahrung, einen neuen Wohnort hinzuzufügen. Einfach weil da der Wunsch ist, etwas anderes zu erleben, nach der Armee nicht nach Goa zu reisen, sondern eben nach Berlin.

Wie sehr unterscheidet sich das von dem, was die deutschen Volontäre in Israel berichten. Sie kommen noch immer in Scharen, rund tausend jedes Jahr, und oft sind sie enttäuscht, hier mit ihrem Sühnedenken allein zu sein. Die Israelis wollen einfach nicht ständig über den Holocaust reden.

Diese neue Selbstverständlichkeit im Umgang mit der Vergangenheit verändert auch Israel. Das ist an vielen Orten zu

spüren, etwa auf einer dieser Berlin-Partys in Tel Aviv. Manchmal reicht dafür eine zum Club umfunktionierte Privatwohnung aus, ein Lagerfeuer auf dem Dach und darunter eine schwülheiße Tanzfläche, wo die Barkeeper NVA-Mützen tragen, ein Berliner DJ auflegt und ein Wegweiser steht: Zoologischer Garten, Hamburger Bahnhof, X-Berg.

Fast schon ein Rausch ist diese Begeisterung. Wie ist sonst zu erklären, dass Hans Falladas Berlin-Roman „Jeder stirbt für sich allein“ im vergangenen Jahr wochenlang auf den israelischen Bestsellerlisten ganz oben stand, 64 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung? Dass es in Tel Aviv nichts Ungewöhnliches ist, wenn der deutsche Besucher beim Eiskauf in ein Gespräch über Fatih-Akin-Filme verwickelt wird?

Hunderte solcher Begegnungen gibt es in dieser Stadt, jeder Israeli hat seine eigene Geschichte zu Deutschland. Da ist die Lehrerin, die auf dem Handy stolz ein selbstgedrehtes Video von ihrer Tochter auf einem Konzertabend zeigt. Mit Hingabe singt diese Bertolt Brecht, das Lied vom Surabaya Johnny aus dem Musical „Happy End“. Oder die junge Vermieterin, die beim Vertragsabschluss erzählt, dass ihre Großmutter gerade so dem KZ entronnen sei. Ob sie kurz anrufen sollte? Und dann schon die Nummer wählt, die Großmutter an die Deutsche weitergibt, man redet über: Dörfer im Umkreis von Bremen.

Merkwürdig? Ganz normal, ständig passiert das, und nicht nur in Tel Aviv,

sondern auch im Moschaw Dischon ganz im Norden, in Jerusalem oder in Beerscheba am Rande des Negev.

Kürzlich beantragte ein israelischer Journalist den deutschen Pass, es wäre seine dritte Nationalität. Yermi Brenner, 32, ist Israeli, US-Amerikaner und bald auch Deutscher, so verspricht es das Grundgesetz, Artikel 116, Absatz 2: Menschen, denen im Nationalsozialismus die Staatsbürgerschaft entzogen wurde, haben ein Anrecht auf einen deutschen Pass, ebenso ihre Nachkommen. Früher hätte man ihn in Israel einen Verräter genannt. Wer einen deutschen Pass beantragte, der tat das verschämt. Heute erzählt man das seinen Freunden und wird dafür beneidet.

Etwa seit der Jahrtausendwende wächst die Zahl der Israelis mit deutschem Pass rasant. Für manche ist es eine Versicherungspolice gegen Krieg und Terror, für andere eine Frage der Bequemlichkeit, weil damit oft die Visumpflicht wegfällt. Manche sehen es als späten Triumph. Für Yermi Brenner ist es eine Frage der Optionen. Und eine dieser Optionen ist, eines Tages in Deutschland zu leben, so wie er jetzt erst einmal in New York studieren will.

Ist es schwierig, die Nationalität der Täter anzunehmen? Das ist eine Frage, die wohl nur ein Deutscher stellen kann. Brenner selbst stellt sie sich nicht.

Schwer war es nur für den Vater, der zuerst die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen musste, damit sein Sohn den deutschen Pass bekommt. Er ist einer dieser typischen Vertreter der zweiten Generation, aufgewachsen im Schatten des Holocaust und mit dem Schweigen seiner Mutter. Erst nachdem die Großmutter starb, erfuhr die Familie mehr über sie – ausgerechnet von einer deutschen Forscherin. Sie recherchierte die Geschichte der Großmutter, die in Auschwitz war und floh, indem sie vom Zug sprang und sich nach Berlin durchschlug, wo ein Deutscher sie versteckte.

Die deutsche Forscherin ist inzwischen eine Freundin der Familie, und der Enkel der Auschwitz-Überlebenden hat in Bayreuth einen Deutschkurs gemacht. Bald wird er Deutscher sein. Und eigentlich, sagt er, fühle sich das sehr normal an.

Vieles ist inzwischen so normal in Israel. Auch dass in der vergangenen Woche ein israelischer Anwalt in der Tel Aviver Redaktionsvertretung des SPIEGEL anrief und bat, ob man den Kontakt zu Günter Grass herstellen könne? Er würde gern helfen, gegen dessen Einreiseverbot nach Israel zu klagen, sogar kostenlos. Der Meinungsfreiheit wegen.

Es wäre zu wünschen, dass es dem Anwalt gelänge, und wenn auch nur, damit Günter Grass einmal dieses neue Israel erleben könnte.

JULIANE VON MITTELSTAEDT

FRANKREICH

Auf dem Mond

Am Sonntag findet der erste Teil der Präsidentschaftswahlen statt, nach einem eigenartigen Wahlkampf, in dem viel von Personen, aber wenig von Wirtschaftsproblemen die Rede war.

Als Präsident würde er den Mars kolonisieren, sagt Jacques Cheminade, Kandidat der Partei Solidarität und Fortschritt, und Barack Obama mit Adolf Hitler zu vergleichen, das finde er auch in Ordnung.

Vier Millionen Franzosen schauen ihm dabei zu, am vergangenen Donnerstag, in der Wahlsendung „Des paroles et des actes“ auf France 2. Später am Abend kommt die Trotzkinist Nathalie Arthaud an die Reihe. Sie will die freie Marktwirtschaft abschaffen und schwärmt von der Diktatur des Proletariats.

Cheminade und Arthaud sind bei der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen am kommenden Sonntag chancenlos. In Umfragen erhalten sie jeweils ein halbes Prozent der Stimmen. Aber sie haben je 500 Unterschriften von Bürgermeistern und Abgeordneten bekommen, gehören damit zu den zehn offiziellen Kandidaten – und die TV-Sender sind gesetzlich verpflichtet, ihnen genau gleich viel Redezeit einzuräumen wie Präsident Nicolas Sarkozy, der in der Sendung ebenfalls nur 16 Minuten lang reden darf.

Der Sieger wird erst am 6. Mai feststehen, wenn die beiden bestplatzierten Kandidaten in der Stichwahl gegeneinander antreten – voraussichtlich Präsident Nicolas Sarkozy und sein sozialistischer Herausforderer François Hollande.

Es ist ein seltsamer Wahlkampf, der in diesen Tagen in seine Schlussphase eintritt. Die französischen Präsidentschaftswahlen haben zwar Ähnlichkeiten mit den amerikanischen, weil sich zwei Politiker um die Macht duellieren. Aber sie haben auch etwas Altertümliches: Fast alle Kandidaten schreiben staatstragende Bücher, die tatsächlich gekauft werden; wenn sie im Fernsehen auftreten, kündigen sie das ihren Wählern schwülstig als „Verabredung“ an. Zu den Absonderlichkeiten gehört das Aufgebot der Chancenlosen, von den Franzosen die „kleinen Kandidaten“ genannt – sie sind die geduldeten Hofnarren in einer formalisierten Show, an deren Ende das Volk einen neuen König wählt.

In diesem Jahr muss man besonders froh sein um die Außenseiter. Sie verleihen einem Wahlkampf Farbe, dem ansonsten etwas Deprimierendes inneohnt. Auf der einen Seite ist da ein Amtsinhaber, der einer Mehrzahl der Franzosen unsympathisch ist und der mit aller Kraft versucht, sie zu überzeugen, dass nur er das Land führen könne.



Präsidentschaftskandidaten Sarkozy, Mélenchon, Hollande:

Auf der anderen Seite ist da der sozialistische Präsidentschaftskandidat François Hollande, der in Umfragen zur Stichwahl seit Monaten deutlich führt, als solider Pragmatiker gilt, mit seinem Buchhaltercharme die Wähler aber nicht für sich einnehmen kann. In Umfragen geben bis zu zwei Drittel seiner Unterstützer an, vor allem Sarkozy verhindern zu wollen.

Die Franzosen haben also die Wahl zwischen einem Mann, den sie nicht mehr wollen, und einem Mann, den sie auch nicht so recht wollen.

Das lähmende Gefühl, das den Wahlkampf kennzeichnet, hat mit einer weitgehend unausgesprochenen Tatsache zu

tun: Wie die Wahl auch ausgehen wird, alle Programme werden sich binnen Tagen als Makulatur erweisen. Die Franzosen werden am 7. Mai, nach der Wahlparty, mit einem Kater erwachen.

Frankreich ist ein wirtschaftlich krankes Land. Es hat eine Staatsverschuldung von 90 Prozent des Bruttoinlandsproduktes, seit 1974 gab es kein ausgeglichenes Budget, die Staatsquote ist die höchste der Euro-Zone: 57 Prozent der Wirtschaftsleistung hängen am Tropf des Staats. Die Arbeitslosigkeit beträgt 10 Prozent, und es gibt eine ganze Generation von Migrantenkinder, die in ghettoähnlichen Vorstädten aufwachsen und mit dem Arbeitsmarkt kaum in Berührung kommen.

Sein AAA-Rating von Standard & Poor's hat das Land bereits verloren. Und manche Experten und Politiker fürchten, dass die Finanzmärkte als Nächstes die

Steuereinnahmen erhöhen als die Ausgaben verringern. Nicolas Sarkozy will zwar Einsparungen, er hätte dafür aber schon die letzten fünf Jahre Zeit gehabt.

Die Kandidaten versuchen stattdessen, die Wähler zu locken mit dem vertrauten Bild des mächtigen Frankreich, das Europa seine Meinung aufzwingen kann: Hollande will den Fiskalpakt neu verhandeln, den 25 Staaten geschlossen haben. Sarkozy will die Schengener Abkommen verschärfen und droht damit, die EU zu boykottieren. Darin zeigt sich die Sehnsucht nach einer Größe, die von genau jener wirtschaftlichen Schwäche bedroht wird, der die Kandidaten wenig entgegenzusetzen haben.

Die Wirklichkeitsferne dieses Wahlkampfes verkörpert niemand besser als der linkspopulistische Kandidat Jean-Luc Mélenchon, der in Umfragen für den ersten Wahlgang, je nach Institut, bis zu 17

leichtbekleideten Sängerin: „Jean-Luc, ergreife die Macht über mich“.

Der Kandidat des „Front de gauche“ ist die einzige Überraschung im Wahlkampf: Er könnte noch vor der Rechtspopulistin Marine Le Pen auf den dritten Platz kommen. Sie lag vor einem Jahr in Umfragen vor dem Präsidenten – doch Sarkozy hat wie schon 2007 Teile ihres Programms übernommen und damit viele Wähler der extremen Rechten an sich gebunden.

Der zweite Star dieser Kampagne war kein Kandidat, sondern ein glatzköpfiger Wirtschaftsjournalist namens François Lenglet. Er erlangte Kultstatus, weil er in der Wahlsendung „Des paroles et des actes“ allen Kandidaten vorrechnete, wie unsinnig ihre wirtschaftlichen Vorschläge sind – gern nahm er auch Grafiken zu Hilfe. Damit änderte er zwar nichts an ihren Illusionsspielchen, führte aber zumindest ein wenig Realitätssinn ein.

Viele Kandidaten reagierten beleidigt. Sie sind es gewohnt, von französischen Journalisten unterwürfig interviewt zu werden. Kritischer Journalismus, wie Lenglet ihn zeigte, ist im Fernsehen selten. Und die Tagespresse teilt sich auf in parteipolitische Lager: „Le Figaro“ vertritt die Haltung der Regierung und attackiert täglich Hollande. Die linke „Libération“ macht Wahlkampf für Hollande.

In den meisten französischen Medien gab es in den vergangenen Monaten nur eine Frage: ob Sarkozy es noch einmal schaffen könne. Sie lässt sich auch eine Woche vor dem ersten Wahlgang nicht beantworten, aber die Wahrscheinlichkeit, dass ihm der Sieg gelingt, war von Anfang an klein. Sie ist nicht größer geworden.

Der Präsident hat nach den Attentaten von Toulouse und Montauban vorübergehend zugelegt in den Umfragen, aber den klaren Vorsprung Hollandes in der Stichwahl nie aufholen können. Wichtig ist aber auch, welcher Kandidat seine Wähler besser mobilisieren kann. Das wird für Hollande trotz seines Vorsprungs eine Herausforderung, weil er keine Begeisterung weckt.

Der große Kampf der beiden, von den Medien zelebriert und verstärkt, verschleiert aber das Eigentliche: Wer auch gewinnt, Sarkozy oder Hollande, wird nach der Wahl gezwungen sein, als Präsident eine ziemlich ähnliche und sicherlich schmerzhafteste Politik zu verfolgen.

Bis dahin ist Jacques Cheminade zwar der bizarrste Kandidat, aber bei weitem nicht der einzige, der sich mit seinen Vorschlägen auf dem Mond befindet. Der Aufprall in der Wirklichkeit wird, so oder so, hart ausfallen.

MATHIEU VON ROHR



FOTOGRAFIA / LUZPHOTO

DENIS ALLARD / REA / LAIF

Es ist ein Wahlkampf, dem etwas Deprimierendes innewohnt

zweitgrößte Volkswirtschaft der Euro-Zone attackieren könnten. Frankreichs Lage ist zwar nicht annähernd vergleichbar mit der in Griechenland oder Spanien. Aber das Land ist angeschlagen, steigende Zinsen für seine Anleihen würden die Euro-Krise massiv verschärfen.

Im Wahlkampf kommt die dramatische Lage des Landes kaum zur Sprache – vor allem nicht die Maßnahmen, die nötig wären, um sie zu beheben. Während der Rechnungshof fordert, dass der Staat in den nächsten fünf Jahren 100 Milliarden Euro sparen müsse, kündigt Hollande 20 Milliarden Neuausgaben an und will in alter sozialistischer Manier lieber die

Prozent der Stimmen erhält. Wegen Mélenchons Erfolg bei linken Wählern könnte der Sozialist Hollande am Sonntag sogar hinter Sarkozy liegen.

Mélenchon will den monatlichen Mindestlohn um 300 auf 1700 Euro erhöhen, eine Steuer von 100 Prozent auf Jahreseinkommen über 360 000 Euro und Frankreichs Austritt aus der Nato. Er ist ein charismatischer Redner, bei seinen Auftritten – etwa bei der Bastille in Paris – schwenken Zehntausende Anhänger rote Fahnen und singen die „Internationale“.

Sein Erfolg hat ihn zu einer Art Popstar gemacht. Der YouTube-Hit der letzten Tage war das Spaßvideo einer blonden,

USA Die seltsamen Heiligen

Ihr Präsidentschaftsbewerber Mitt Romney ist Mormone, schon deshalb tun sich die frommen Republikaner mit ihm schwer. Was macht den Kern seines Glaubens aus? *Von Gerhard Spörl*

Mormonen-Tempel in Salt Lake City

BARBAGALLO / LAIF

Siebzehn Jahre lang war Sal Velluto der brave Sohn katholischer Eltern. Er rauchte nicht, er trank kaum. Sonntags ging er zur Messe und gehörte auch einer katholischen Jugendgruppe an: ein Teenager, wie sie ihn sich dort unten in der süditalienischen Hafenstadt Tarent nur wünschen können. Plötzlich aber wurde aus dem Musterknaben ein Rebell.

Nein, er trat nicht in die Kommunistische Partei ein oder schloss sich einer Straßengang an. Aber er setzte sich ab von Elternhaus und katholischer Kirche, indem er es einem Freund nachmachte, der den Glauben gewechselt hatte: Er wurde zum Mormone.

Seit 1984 lebt Velluto dort, wo die Mormonen ihr Jerusalem gebaut haben, die Welthauptstadt dieser merkwürdigen Religion im Westen der USA, in Salt Lake City. Mittlerweile ist er 56 Jahre alt und mit einer Mormonin verheiratet. Das Paar hat vier Kinder und führt ein glückliches Leben, und das, sagt er, habe natürlich auch mit seiner Religion zu tun: „Sie rückt mein Leben in die richtige Perspektive. Ich stehe wie auf einer Anhöhe und kann das Getümmel unter mir in aller Ruhe ordnen.“

Aus Sicht der Mormonen ist der Italiener Sal Velluto ein Glücksfall, ein Beweis dafür, dass sogar im säkularen Europa noch neue Seelen zu holen sind, nicht nur in Afrika oder Lateinamerika. In den USA ist diese Religion mit sechs Millio-

nen Gläubigen ohnehin eine Macht – eine stille Macht, denn die Mormonen machen in der Öffentlichkeit möglichst wenig Aufhebens um ihren Glauben.

Eher zufällig stellte sich heraus, dass der Schauspieler Ryan Gosling („Ides of March“) in einer Mormonen-Familie aufwuchs, dass die Schriftstellerin Stephenie Meyer („Twilight“-Saga) Mormonin ist, genauso wie die Sängerin Gladys Knight. Auch die Hotelfamilie Marriott, der Gründer von JetBlue Airways und General Brent Scowcroft, Nationaler Sicherheitsberater im Weißen Haus unter George H. W. Bush, sind Mormonen. Und natürlich der republikanische Präsidentschaftsbewerber Mitt Romney, der Barack Obama aus dem Weißen Haus vertreiben möchte.



Überfall auf Mormonen-Gründer Smith 1844
Feindseligkeit als Auszeichnung

Auch Romney geht mit seinem Glauben diskret um. Dabei könnte er viel erzählen über Mormonismus als Glaube und Lebensform. Wie es seine Kirche verlangt, ging er zweieinhalb Jahre auf Mission, nach Bordeaux und Paris; seither spricht er ziemlich gut Französisch.

Die Familie Romney ist der Kirche seit Generationen verbunden. Mitts Urgroßvater lebte in Mexiko, im Städtchen Galeana, und hatte fünf Frauen – Polygamie gehörte damals zu den mormonischen Bräuchen. Auch sein Vater wurde dort geboren und kam erst mit fünf Jahren in die USA; in Mexiko hat Mitt Romney heute noch etliche Cousins und Cousinen.

Er und seine Frau Ann haben fünf Söhne, die auch mit Mormonen-Traditionen groß wurden. Dazu gehören Familienabende mit Lesungen aus dem „Buch Mormon“, der Bibel der Mormonen. Eine typische Mormonen-Familie: bibelfest, kinderreich, familienzentriert. Überdies diente Romney seiner Kirche auch als Laienbischof. Es spricht viel dafür, dass sein Glaube ihm einiges bedeutet.

Solche Details lassen sich in den Biografien über den Kandidaten nachlesen. Romney selbst meidet es, über die Familiengeschichte und seinen polygamen Ahnen zu sprechen. Erst nach langem Zögern gab er wenigstens so viel preis, dass er in den vergangenen beiden Jahren seiner Kirche insgesamt 4,1 Millionen Dollar gespendet habe.

Sal Velluto ist ein glühender Anhänger Romneys. Er hat seinen Laptop mitgebracht und führt darauf eine Auswahl seiner Werke vor – Comics, in denen es von kraftvollen Figuren nur so wimmelt, allesamt Abwandlungen von Superman oder Batman, von Spiderman und Thor. Velluto ist ein gutbeschäftigter Zeichner, er illustriert Bücher und arbeitet für Zeitschriften. Und er macht Wahlkampf für Romney. Auch ihn zeichnet er als Superman, an dem die Beschuldigungen wie Geschosse abprallen. Seine Zeichnungen kann man gegen eine Wahlkampfspende im Internet bestellen. Stolze 560 000 Dollar haben Velluto und seine Freunde schon zusammengebracht.

Wie Velluto halten Oligarchen und Geldgeber der Republikanischen Partei Mitt Romney für ihren besten Kandidaten. Romney sieht kantig aus, er war ein erfolgreicher Geschäftsmann, und die Olympischen Winterspiele 2002 in Salt Lake City hat er damals vor korrupten Funktionären gerettet. Dann wählte ihn ausgerechnet der liberale Bundesstaat Massachusetts zum Gouverneur. Reich, fromm, flexibel: Wer kann ernsthaft etwas gegen so einen Kandidaten haben?

Das können Baptisten und Evangelikale, die in den Südstaaten eine Bastion bilden, und dazu die Tea Party, die feste Burg des allerschlichsten Konservatismus in den USA. Gemeinsam bilden sie eine Mehrheit innerhalb der Republikanischen Partei, und alle sind sie voller Misstrauen gegen Romney, weil er Mormone ist. Mormonen wie er sind keine Christen, sagen die Traditionalisten, weil Mormonen behaupten, dass Gott Mensch war und Menschen Götter werden können. Mormonen können deshalb nicht das ewige Leben finden, sagen sie, sondern sind zum ewigen Tod verdammt.

Das ist Theologie und hat eigentlich mit Politik wenig zu tun. Dabei gab es schon einmal einen republikanischen Präsidenten, der sich mit etlichen Mormonen umgab: Ronald Reagan, die Ikone des konservativen Amerika. Unter seinen Ministern, Botschaftern und Ratgebern gab es viele Gläubige aus der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“, wie die Mormonen in voller Schönheit heißen. Sie waren überall, und niemand störte sich ernsthaft daran.

Für den souveränen Umgang mit seinem Glauben ist Romney zu vorsichtig. Allerdings reden ihm seine Freunde nun zu, er solle damit anfangen, über seinen Glauben zu reden, über die mexikanische Geschichte seiner Familie, über die Polygamie, die damals üblich war, über seine

Religion und das Verhältnis der Mormonen zu Amerika, damit die frommen Republikaner Frieden mit ihm machen.

Wäre Romney Mitglied einer protestantischen Mainstream-Kirche, dann wären die Vorwahlen schon entschieden. So aber ziehen sie sich dahin, auch wenn Rick Santorum, der einzige ernsthafte Gegenspieler, vorige Woche aufgab. Die verbliebenen Rivalen, die Ultrakonservativen Newt Gingrich und Ron Paul, haben nicht den Hauch einer Chance, aber sie machen weiter. Und die Frommen in der Partei werden vermutlich bis



WHAT DOESN'T KILL YOU MAKES YOU STRONGER!

Romney-Cartoon*: Der Bewerber als Superman

zur letzten Sekunde darauf hoffen, dass Sarah Palin, die Jeanne d'Arc des weißen, konservativen Amerika, auf ihr Pferd steigt und den Mormonen besiegt.

John F. Kennedy war der erste katholische Präsident. Barack Obama ist der erste schwarze Präsident. Und der Mormone Romney schafft es kaum, Kandidat der Republikaner zu werden?

„Wir kennen die Vorurteile über uns“, sagt Richard Hinckley, „aber wir schlagen nicht zurück.“ Er sitzt kerzengerade auf dem Sofa in seinem Büro, alterslos 70 Jahre alt. Er spricht Deutsch, denn in jungen Jahren musste er für seine Kirche im Ruhrgebiet missionieren. Vor ihm liegt ein Brief, den ihm 1962 der Oberbürgermeister von Essen schrieb, eine formvollendete

* „Was dich nicht umbringt, macht dich stärker“ (Illustration: Sal Velluto).

Einladung zu einem kleinen Gespräch im Amtszimmer. Die höflichen Zeilen seien ein Lichtblick gewesen in seinem Dasein als Missionar, „das sonst fast ausschließlich aus Ablehnung, Zurückweisung und Absagen bestand“, sagt Hinckley.

Der Mormonismus ist eine junge Religion. Nicht 2000 Jahre Vergangenheit liegen hinter ihr, nicht einmal 200, und an Feindseligkeit ist sie gewöhnt. Die Familie Hinckley gehört zum Uradel dieses Glaubens, der Urgroßvater Hinckley schloss sich 1839 Joseph Smith an, dem Gründer-Propheten der Kirche. Im Städtchen Nauvoo, Bundesstaat Illinois, entstanden die erste große Siedlung und der erste große Tempel der Mormonen, und in dieser Umgebung ereignete sich 1844 auch die große Katastrophe der neuen Religion, als Joseph Smith von einem Mob ermordet wurde, da war er 38 Jahre alt.

Smith war ein armer Landarbeiter, kaum des Lesens und des Schreibens kundig. Er behauptete, ihm seien erst Gott und Christus und später der Engel Moroni erschienen, und sie hätten ihm den Weg zu goldenen Platten gewiesen, auf denen in einer altägyptischen Schrift die neue Religion geschrieben gewesen sei. Er habe sie nach göttlicher Weisung „mit einer Propheten-Brille“ übersetzt.

1830 erschien das „Buch Mormon“, und der neue Kult fand erstaunlich schnell Anhänger in dieser religiös aufgewühlten Zeit, in der dann auch die Bewegungen der Adventisten, der Zeugen Jehovas und der Pfingstler entstanden. Historiker nennen dieses Phänomen „die zweite große Erweckung Amerikas“, die religiöse Revolution 50 Jahre nach der politischen.

Smith hielt Anhänger wie Urgroßvater Hinckley dazu an, ein neues Jerusalem zu bauen, um die Wiederkehr Christi vorzubereiten. Die Mormonen waren fleißige Siedler, sie bildeten eine Arbeits- und Betgemeinschaft, sie halfen einander und fühlten sich als Auserwählte. Mit ihrer seltsamen Religion erregten sie den Zorn und den Neid der Andersgläubigen, der Methodisten, Baptisten oder Presbyterianer. Die rächten sich, brannten Tempel und Häuser nieder, teerten und federten die hochmütigen Mormonen und jagten sie davon, erst aus Missouri und dann aus Illinois.

„Unsere Vorfahren hatten keine Reformation im Sinn wie Martin Luther, denn sie hielten alle Kirchen seit Christi Auferstehung für verdorben. Sie wollten das ursprüngliche Christentum wieder aufrichten. Das war ihre Restauration“, erzählt Richard Hinckley mit stolzem Gleichmut. Und da es nach dem alten jüdischen Gesetz erlaubt war, gehörte

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Jetzt für
iPad/iPhone,
Android und
Mac/PC



Früher lesen:

Sonntag schon ab 8 Uhr auf iPad, iPhone®, Android-Tablets und -Smartphones sowie auf Mac und PC: einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal wo Sie gerade sind.

Mehr sehen:

Nutzen Sie Videos, Fotostrecken und interaktive Grafiken.

Mehr hören:

Lauschen Sie Interviews, neuen Songs oder historischen Tondokumenten.

Mehr wissen:

Lesen Sie weiter auf den Themenseiten. Lassen Sie sich vom Reporter erklären, wie er recherchiert hat.

Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

- Feind am Arbeitsplatz – Ein Psychologe erklärt im **Video** Strategien gegen Mobbing
- Was verdient ein Rockstar? – **Animation** über Gewinnspannen im Showbusiness
- Der Fall Breivik – **Video** über ein Opfer, das an den Tatort zurückkehrt

www.spiegel.de/digital

Ausland

Polygamie zu den Bräuchen der synkretistischen Neureligion. Hinckleys Urgroßvater hatte zwei Frauen, Joseph Smith hatte erheblich mehr, zwischen 33 und 44 Frauen, darüber sind die Quellen uneins.

Am weitesten in der Familie Hinckley brachte es Richards Vater Gordon. Er war Präsident der Mormonen, die Nummer eins, der Papst dieser Kirche, Nachfolger des Propheten Joseph Smith, und auch er verfügte angeblich über besondere Gaben. „Gott kommuniziert nach wie vor mit unseren Propheten“, sagt Sohn Richard, „Gott hat das nicht geändert.“

Gordon Hinckley war 84 Jahre alt, als er zum Propheten aufstieg. Die Mormonen leisten sich eine Gerontokratie, denn der jeweils Älteste im engsten Zirkel der Nomenklatura, im Rat der „Zwölf Apostel“, gelangt seit je auf den Thron. Gordon Hinckley starb mit 97 Jahren. Auf ihn folgte Thomas Monson, der heute 84 Jahre alt ist.

Die Mormonen-Kirche ist demokratisch ausgerichtet, jeder Laie kann jedes Amt übernehmen, es gibt keine Priesterkaste. Richard Hinckley hat es bis zum Bischof gebracht, der für mehrere Gemeinden zuständig ist – und zum Präsidenten eines Pfahls, das ist die nächsthöhere Führungsebene. Damit musste er sich begnügen. Er sagt, das sei so in Ordnung.

Mit seinem Glauben ist Richard Hinckley im Reinen: „Solange die Werte in der Welt dermaßen im Fluss sind, so lange wird meine Kirche wie ein Fels stehen, fest und unbeweglich“, sagt er zum Abschied.

Ja, die Kirche sei wirklich fest und unbeweglich, eben ein Monument der Selbstbezogenheit, sagt Will Bagley, ein kleiner Mann mit einem großen Lachen. Er ist Historiker, er hat zwei Dutzend Bücher über die Kolonisierung des Westens Amerikas geschrieben, und in den meisten fasst er sich mit den Legenden der Mormonen.

„Ich bin ein Mormone außer Diensten“, sagt Bagley, 62, und lacht aus vollem Hals. Er wuchs auf in einer Mormonen-Familie, in der es eher lässig zugeht. „Als ich 14 war, bestach mich meine Mutter mit einer Handvoll Dollar, damit ich im ‚Buch Mormon‘ las. Ich hatte eine Schwäche für griechische Mythologie, aber ich hatte etwas gegen Aberglauben. Dann las ich Mark Twains Bemerkungen über die Mormonen, in denen er sagt, das ‚Buch Mormon‘ sei gedrucktes Chloroform. Ich fand schon damals, dass er recht hat.“

Joseph Smith, sagt Bagley, sei ein religiöses Genie gewesen, denn er habe „den Gott der Amerikaner geschaffen“, der es den Gläubigen gestatte, selbst zu Göttern

zu werden. „Was könnte amerikanischer sein als der Glaube an ewigen Fortschritt?“, fragt Bagley.

Mit seinen Büchern hat Bagley Erfolg, weil er die Mormonen entzaubert und ihnen zugleich Anerkennung zollt. Er versteht sie als soziale Utopisten und Revolutionäre, denn Smith und seine Anhänger wollten die Welt verändern, nicht nur interpretieren. „Sie waren hochmütig und selbstgerecht und machten sich verhasst in den Städten, in denen sie sich ansiedelten. Sie erzählten den Einheimischen, sie stammten direkt vom alten Israel ab, und Gott schenke ihnen dieses Land. Das kam nicht gut an. Außerdem waren sie keine Sklavenhalter. Auch das kam nicht überall gut an.“

Die Vertreibungen der Mormonen um die Mitte des 19. Jahrhunderts nennt Bagley „den ersten amerikanischen Bürgerkrieg“. Sie ließen sich nicht einfach vertreiben, sie schlugen zurück. „Es gab Massaker auf beiden Seiten“, sagt Bagley.



Mormone Richard Hinckley: Zurück zu den Ursprüngen

Und irgendwann begannen die Mormonen damit, Feindseligkeit als Auszeichnung zu verstehen.

Sie zogen so lange nach Westen, bis sie in ein Tal mit einem Salzsee kamen, in den ein Fluss mündete, den sie in Anlehnung an das alte Israel Jordan taufen. Eine Kette aus Bergen umgibt die Stadt, in der sie ihren Tempel und ihre Versammlungshalle errichteten. Das war 1847, es gab Indianer, aber keine anderen Siedler. Aus Salt Lake City, ihrem Zion, ist eine Stadt geworden, die weniger amerikanisch anmutet als andere Großstädte, so sauber und so still, wie sie ist.

Die religiöse Utopie hat sich in eine Institution verwandelt. Aber der Mormonismus hat sich nicht vollends an den Mainstream-Protestantismus angepasst, das verhindert die merkwürdige Theologie. So machen sich die Mormonen nach wie vor verdächtig, vor allem bei der christlichen Konkurrenz, auch wenn sie ebenso konservativ und patriotisch leben wie Evangelikale oder Baptisten. „Die Frage ist nur, wann das fromme Amerika mit den frommen Mormonen seinen Frieden schließt“, sagt Will Bagley. ♦



***Ich will's
lustvoll.***

mach's! aber mach's mit.

**Mit Wissen & Kondom schützt Du Dich vor HIV und
verringerst das Risiko einer Ansteckung mit anderen
sexuell übertragbaren Infektionen (STI).**

**GIB AIDS
KEINE
CHANCE**

Bundeszentrale
für
gesundheitliche
Aufklärung
BZgA

Infos unter **WWW.machsmits.de**
Telefonberatung unter 0221 – 89 20 31

 **PKV**
Verband der Privaten
Krankenversicherung



Eine Aktion der Bundeszentrale für gesundheitliche
Aufklärung (BZgA), mit Unterstützung des
Verbandes der privaten Krankenversicherung e.V.,
gefördert durch die Bundesrepublik Deutschland.

STI Sexuell
übertragbare
Infektionen
Informier' Dich!



Funktionär Bo, Gattin Gu: Ehrgeizige Politikerfrau, die das Böse verkörpern soll

CHINA

Die roten Kennedys

Pekings Machthaber inszenieren den Sturz des populären Parteibosses von Chongqing als Kriminal-Affäre – und so erfahren die Chinesen nebenbei, wie privilegiert die rote Nomenklatura lebt.

Die Parteizeitung „Renmin Ribao“ war des Lobes voll. Gleich auf der ersten Seite rühmte das Sprachrohr der chinesischen Führer die Erfolge von Bo Xilai, dem kommunistischen Parteiboss von Chongqing. Unter Bo strebe die Metropole mit ihren 32 Millionen Einwohnern nach Wohlstand für alle. „Wenn man mehr für das Volk tut, gewinnt das Leben an Wert“, zitierte das Parteiorgan den derart Gepriesenen.

Das war Anfang Januar, und es klang, als erteile Peking dem populären Bo, 62, seinen ideologischen Segen. Genossen im ganzen Land feierten ihn bereits als Heilsbringer.

Bo hatte radikal die Schattenseiten des chinesischen Wirtschaftswunders bekämpft – die Korruption und die Kluft zwischen Arm und Reich. Bo ließ ein paar tausend Mafia-Mitglieder und kor-

rupte Beamte verhaften, gab den Armen billige Wohnungen und befreite sie vom Schulgeld. Und immer wieder griff er auf das Erbe aus den Anfangsjahren der Volksrepublik zurück: In den Parks seiner Stadt ließ er die Bürger Mao-Lieder singen.



Bo-Vertrauter Heywood im April 2011
Den Weg an eine Eliteschule geebnet

Doch wer vergangene Woche im chinesischen Internet den Namen Bo Xilai suchte, tat dies oft vergebens: Der rote „Prinzling“ – sein Vater hatte gegen die japanischen Invasoren gekämpft – war zur Unperson geworden.

Bereits Mitte März hatte die Pekinger Führung seinen Sturz eingeleitet: Sie setzte Bo als Parteichef von Chongqing ab, vorigen Dienstag entthronte sie ihn auch seiner übrigen Ämter.

Aber es kam wie so oft im Reich der Mitte: Die Spitzengenosse schwiegen sich darüber aus, welche politischen oder ideologischen Verfehlungen dem früher so gefeierten Funktionär im Einzelnen anzulasten seien. Stattdessen inszenierten sie den Sturz des politischen Rivalen als Kriminalstück, und das vor aller Welt.

Peking wirft Bos Ehefrau Gu Kailai, 53, sowie einem Bediensteten vor, den britischen Geschäftsmann und Freund der Familie, Neil Heywood, im November 2011 in Chongqing ermordet zu haben.

Ruchbar wurde der Fall, nachdem der Polizeichef von Chongqing Anfang Februar versucht hatte, sich in die USA abzusetzen. Angeblich habe Bo Ermittlungen gegen seine Frau verhindern wollen.

Heywood, so streuen Chinas offizielle Medien, soll eine Art Mittelsmann für Gattin Gu und Bos Sohn Guagua, 24, gewesen sein. Der Brite hatte Guagua, der inzwischen an der amerikanischen Harvard-Universität studiert, zu einer Ausbildung an einer englischen Eliteschule verholfen. Kurz vor seinem Tod sei Heywood in einen Konflikt mit der Bo-Familie geraten.

Selbst in der an Rankünen reichen Geschichte der Volksrepublik ist eine solche Mordaffäre unerhört. Viele Chinesen erinnern sich aber noch an Maos designierten Nachfolger Lin Biao, der 1971 in Ungnade fiel, mit Frau und Sohn im Flugzeug floh und aus nie geklärten Gründen über der Mongolei abstürzte.

Diesmal soll eine ehrgeizige Politiker-gattin das Böse verkörpern – so wie einst Maos Frau, die Ex-Schauspielerinnen Jiang Qing, die 1976 als Chefin der sogenannten Viererbande verhaftet, für Grausamkeiten der Kulturrevolution verantwortlich gemacht wurde und sich später das Leben nahm. Jetzt beflügelt die attraktive Gu Kailai die Phantasien der Chinesen.

Gu war früher eine angesehene Anwältin, sie führte in den USA erfolgreich einen Prozess für chinesische Firmen. Zugleich spann sie offenbar ein Netz privater Geschäftsinteressen im Ausland und legte sich möglicherweise eine doppelte Staatsbürgerschaft zu – was in China verboten ist und was ihr Ehemann der Partei hätte anzeigen müssen.

Die Aufdeckung der Bo-Affäre ist für die Pekinger Führung nicht ohne Risiko: Um den politischen Gegner und seine Familie als Kriminelle abzuurteilen, muss

**SEAT**

EINE MARKE DER VOLKSWAGEN GRUPPE

¹
**NULL Anzahlung
 NULL Zinsen
 ab 99 €/Monat**

DER NEUE SEAT IBIZA.

Perfekt abgestimmt.

**ENJOYNEERING**

DER NEUE SEAT IBIZA. AB 10.990 €.²

Dynamisches Design, modernste Technologien und höchster Qualitätsanspruch sorgen im neuen SEAT Ibiza für Fahrspaß pur. Wir nennen das Enjoyneering. Egal ob die optionalen Bi-Xenon-Scheinwerfer mit LED-Tagfahrlicht, die auf Wunsch erhältliche Bluetooth®-Freisprecheinrichtung oder aber die effizienten Benzin- oder Dieselmotoren, alles ist perfekt aufeinander abgestimmt. Ganz sicher begeistern wird Sie auch, dass es den neuen SEAT Ibiza jetzt ab 99 Euro monatlich gibt. Null Anzahlung, Null Zinsen. Erleben Sie den neuen SEAT Ibiza jetzt bei einer Probefahrt.

Beispielrechnung für den SEAT Ibiza SC 1.2 12V, 44 kW (60 PS)

Barzahlungspreis:	10.990,00 €	Laufzeit:	60 Monate
Gesamtbetrag:	10.219,51 €	Järl. Fahrleistung:	10.000 km
Nettodarlehensbetrag:	10.219,51 €	Effektiver Jahreszins:	0,00 %
SEAT Aktionsprämie ³ :	770,49 €	Sollzinssatz p.a. (geb.):	0,00 %
Anzahlung:	0,00 €	Bearbeitungsgebühr:	0,00 €
Monatliche Rate:	99,00 €	Schlussrate:	4.279,51 €

AUCH ÜBER: **SEAT.DE**

Kraftstoffverbrauch der beworbenen Modelle: kombiniert 6,0–3,4 l/100 km; CO₂-Emissionswerte: kombiniert 139–89 g/km.

¹Ein Finanzierungsangebot der SEAT Bank, Zweigniederlassung der Volkswagen Bank GmbH, Gifhorn Straße 57, 38112 Braunschweig, für Privatkunden und Finanzierungsverträge mit 60 Monaten Laufzeit. Gültig für SEAT Neuwagen (ausgenommen SEAT Alhambra). Bonität vorausgesetzt. Weitere Informationen erhalten Sie bei Ihrem teilnehmenden SEAT Partner. Nicht kombinierbar mit anderen Sonderaktionen. Eine gemeinsame Aktion der SEAT Deutschland GmbH und allen teilnehmenden SEAT Partnern. Abbildung zeigt Sonderausstattung. ²Unverbindliche Preisempfehlung der SEAT Deutschland GmbH. ³Aktionsprämie wird einmalig als Nachlass bei Abschluss eines Finanzierungsvertrages gewährt.



Polizeichef Wang in Chongqing im Juni 2009: „Das Gesetz regiert, unabhängig vom Status“

die KP dem Publikum nebenbei Einblicke in den privilegierten Alltag der Nomenklatura gewähren. Die Details, die bereits jetzt durchsickern und von der chinesischen Internetgemeinde begierig aufgegriffen werden, illustrieren jedoch nicht nur das Leben der Bos, sondern auch das anderer Elitkadaver.

So fragen sich viele Chinesen, wie der Sohn eines Mannes mit einem eher bescheidenen Regierungsgehalt an die Londoner Harrow-Schule kam, die von der Familie ihrer Zöglinge Gebühren von über 35 000 Euro jährlich verlangt. Stimmen die Details, die seit Tagen zu lesen sind, ist die Erklärung dafür nicht schwer.

Bos älterer Bruder, Bo Xiyong, dient unter dem Pseudonym Li Xueming seit neun Jahren als Geschäftsführer bei der staatlichen China Everbright Holdings, die eine der größten chinesischen Banken und weitere Unternehmen kontrolliert. Dort bekommt er ein Jahresgehalt von rund 1,3 Millionen Euro, zusätzlich hält er Aktienoptionen in Höhe von fast 19 Millionen Euro.

Eine Schwester von Bos Gattin Gu wiederum soll in Hongkong acht Privatunternehmen geführt haben. Gu selbst, eine charismatische Frau, habe sich während der Londoner Schulzeit ihres Sohnes oft in Großbritannien aufgehalten und gründete dort vor zwölf Jahren eine Firma. Adad Ltd. heißt das Unternehmen, über dessen Geschäftsgebaren ist allerdings kaum etwas bekannt. Registriert war die Firma in der Grafschaft Dorset an der englischen Südküste – nicht weit von jenem Ort entfernt, in dem die Familie Heywood lebte.

Wang Lijun, der ehemalige Polizeichef von Chongqing, hatte offenbar Belastun-

des herausgefunden: Gu habe, so heißt es, Gelder in Höhe von umgerechnet mehreren hundert Millionen Dollar ins Ausland transferiert. Sie muss also auch in China selbst nicht schlecht verdient haben. Möglicherweise stammen diese Summen aus jener Zeit, als Bos Gattin in der Hafenstadt Dalian eine Anwaltskanzlei betrieb und Unternehmern beim Kauf von Immobilien half. Ihr Gatte war zwischen 1993 und 2000 Bürgermeister von Dalian.

Die Bo-Familie muss damit gerechnet haben, dass ihre Geschäfte irgendwann ans Tageslicht kommen. Steckt dahinter die Erklärung, warum der Brite Heywood tot in seinem Hotel aufgefunden wurde und Bos oberster Polizist später zu den Amerikanern flüchtete?

Eine Schlüsselrolle in der Bo-Affäre soll die Firma Dalian Shide spielen, die im Ölgeschäft groß geworden ist. Bo soll deren Boss Xu Ming gefördert haben. Im Gegenzug, so heißt es, finanziere Xu nun das Studium von Bos Sohn Guagua in den USA – und möglicherweise auch dessen aufwendigen Lebensstil: Wenn Guagua sich in Peking aufhält, wird er oft in einem roten Ferrari gesichtet.

Bo Xilai und Gu Kailai arbeiteten Hand in Hand, sagen Kenner der Familie, sie waren ein schillerndes Paar. Die „chinesischen Kennedys“ wurden sie genannt.

Dass ein Leben wie das von Bo und seiner Gattin Gu in ihrem Lande möglich ist, wird viele Chinesen nicht überraschen. Aber der hohe moralische Ton, mit dem die Führung jetzt über ihren Ex-Funktionär Bo herfällt, dürfte selbst bei den über 80 Millionen KP-Mitgliedern Spott hervorrufen. China sei „ein sozia-

listisches Land, in dem das Gesetz regiert“, tönen die offiziellen Medien in diesen Tagen – und niemand werde verschont, „unabhängig von seinem Status“.

In der Causa Bo geht es aber auch um die Frage, wohin die KP die aufstrebende Supermacht lenken will. Denn in Partei und Staat steht ein Führungswechsel bevor: Im Herbst soll Vizepräsident Xi Jinping Parteichef Hu Jintao beerben und ihm im März 2013 dann auch als Präsident nachfolgen.

Der Populist Bo hatte sich mit seinem staatskapitalistischen „Chongqing-Modell“ für einen Spitzenposten im Ständigen Ausschuss des Politbüros in Stellung gebracht – Chinas wichtigstem Entscheidungsorgan.

Auch in Peking und in anderen Provinzen hofften linke Genossen, mit Bos Hilfe die Marktwirtschaft wieder einschränken zu können: „Der wahre Sozialismus mit chinesischen Merkma-

len muss von staatlichem Eigentum und der Staatswirtschaft beherrscht werden“, forderte der marxistische Vordenker Cheng Enfu in einer Lobeshymne auf Chongqing.

Die Politbüro-Prominenz war ebenfalls eifrig nach Chongqing gepilgert. Zwei Spitzengenossen allerdings blieben demonstrativ fern: Parteichef Hu und Premier Wen. Sie reisten stattdessen wiederholt in die südchinesische Exportprovinz Guangdong.

Dort experimentiert der reformfreudige Parteiboss Wang Yang, aber auf ganz andere Weise: mit noch mehr Marktwirtschaft und mit Basisdemokratie. Im Dorf Wukan verzichtete er unlängst darauf, einen Aufstand gegen illegale Landnahme von der Polizei niederschlagen zu lassen. Dafür ließ er eine demokratische Wahl abhalten, mit spektakulärem Resultat: Einer der Protestierer stieg zum Dorfoberhaupt auf.

„Wir müssen wirtschaftliche und strukturelle Reformen vorantreiben, vor allem die Reform des Führungssystems in Partei und Staat“, forderte Premier Wen einen Tag vor Bos Absetzung im März. „Andernfalls würde China seine Probleme nicht grundsätzlich lösen, und es könnte sich wieder so eine Tragödie ereignen wie die Kulturrevolution.“

Mit Bos Sturz haben die Reformer um Wen die Richtungsdebatte vorerst für sich entschieden. Aber sie scheuen die offene ideologische Abrechnung mit dem früheren Spitzenmann – weil der in der Partei viele Anhänger besitzt.

Und so werden Bo und seine Frau wohl ein Fall für die Kriminalpolizei sein.

WIELAND WAGNER



Überaus plastisch

GLOBAL VILLAGE: Wie zwei Deutsche in den Vereinigten Arabischen Emiraten die Wegwerftüten abschaffen möchten

Der „LuLu Hypermarket“ an der al-Batin-Straße von Abu Dhabi ist der Beweis dafür, dass alles gut wird in der Welt. LuLu ist ein Ort des grenzenlosen, friedlichen Konsums, wo Menschen sanft miteinander shoppen, die anderswo Angst voreinander haben. An der Käsetheke etwa steht ein Herr in der Schlange, bärtig, düster und mit einem mächtigen Turban. Aber er reckt nur seine Wartemarke: 150 Gramm Gewürzquark möchte er, kein Kalifat.

LuLu ist ein Abbild der Golfemirate, ein durchs Geld zusammengehaltener Mix aus Fremdheiten. Am Keksregal spricht eine bis zum Sehschlitz schwarz Verhüllte in ihr Mobiltelefon und bedeutet ihrer Bediensteten stumm, mit manikürten Fingern, welche Ware sie aus dem Regal zu nehmen habe. Kurzbehoste „Expatriates“ aus der EU, die steuerbefreit ihre Einkaufswagen füllen, Libyer, Jemeniten, Iraner, Syrer, im Akt des Kaufens sind die Grenzen zwischen den Stämmen und Sekten aufgelöst, der Dirham-Geldschein macht alle gleich, Herren und Knechte, Alawiten, Sunniten und Schiiten.

Es gibt Milch aus Saudi-Arabien und Kartoffeln aus der Bekaa-Hochebene des Libanon, Kokos aus dem Oman, Rindsfilet aus Australien und Brasilien, und an den Kassen stehen Philippinerinnen und Bangladescher, die alles hilfsbereit in Tüten füllen.

In Plastiktüten. Gratis und in jeder Menge. Ballenweise werden die Tüten frühmorgens zu den Kassen geschleppt. Die Plastiktüte ist sauber, hygienisch, praktisch und glatt anzufassen. Sie ist das Gegenteil von Bangladesch und Pescharwar. Sie ist das Signum des Luxus, sie ist „komplett überflüssig und schädlich“.

Das sagt Theresa Wernery, eine junge, sehr blonde Deutsche, die in Abu Dhabi aufgewachsen ist. Sie steht etwa 40 Kilometer von der nächsten Hypermarket-Kasse entfernt hinter einer Sanddüne, abseits einer Piste Richtung Norden. Theresa und ihr Mann David haben in London und Bonn Jura studiert. Sie hatten gute

Jobs in Dubai. Die haben sie aufgegeben. „Wir haben das hier gesehen“, sagt Theresa. „Da musste man etwas tun.“

Vor ihr liegt das ausgebleichte Gerippe eines Kamels im Sand. Fell, Muskeln, Gewebe sind verdorrt. Geblieben sind die Knochen und der Inhalt des Magens: ein basketballgroßes Knäuel Plastikfetzen, erstaunlich gut erhalten. Die Wernerys nennen diesen Teil der Wüste das „Tal des Todes“. Hirten führen ihre Tiere hierher, wenn die auf Behandlungen nicht mehr reagieren. Wenn ihre Eingeweide vollgestopft sind mit Plastiktüten und -flaschen, die nicht ausgeschieden werden können und im Magen hart zu Ballen verklumpen.

Die Wernerys haben eine Stiftung gegründet, „PlasticNotSoFantastic“. Sie organisieren Müllsammlungen, touren mit Fotos vom „Tal des Todes“ durch Schulen. Reden von Papiertüten, Mehrfachverwendung, vom Verzicht auf Valentinstagsballone. Nicht ohne Erfolg. „Das Problem sind die Eltern“, sagt Theresa Wernery. „Die packen ihren Kindern weiterhin alles doppelt und dreifach ein.“ Vielleicht weil die eigenen Eltern oft noch Nomaden waren, mit Leder als einziger Verpackung.

Sie erzählt von Ruanda, wo einem Plastiktüten schon am Flughafen abgenommen werden wie Schmuggelgut. In den Emiraten sei man davon noch weit entfernt. In Deutschland auch.

Die Bilder der jämmerlich verreckten Kamele sind nicht ohne Wirkung geblieben. Kamele sind für die Emirater, was Eichen für die Deutschen sind. Seit Januar sind abbaubare Plastiktüten vorgeschrieben, und in den Supermärkten sind die Tüten jetzt mit grünen Bäumen bedruckt und dem Appell, den Planeten zu retten.

„Das macht ein gutes Gewissen“, sagt Theresa Wernery. „Aber es ist genauso schlimm.“ Denn auch die neuen Tüten zersetzen sich sehr langsam, über Monate hinweg, und nur unter Einfluss von UV-Licht und Sauerstoff.

„Beides gibt es weder in den Mägen der Kamele noch in den Deponien, wenn dort der Müll zugeschüttet wird.“

Spezielle Recycling-Anlagen wären notwendig. Doch auch das glitzernde Dubai hat davon keine einzige. Außerdem sind die Emirater stolz auf ihre petrochemische Industrie. Öl, Strom, Arbeit sind billig und Plastiktüten eines der wenigen im Land selbst hergestellten Güter.

Es ist schwer, Verzicht zu predigen in einem Land, das allgemein als Hypermarkt verstanden wird, praktisch, glatt und auf schnellen Verbrauch gegründet. Jetzt gehen die beiden Deutschen erst einmal auf Weltreise mit ihrer Plastik-Botschaft.

ALEXANDER SMOLTCHYK



Ehepaar Wernery, verendetes Kamel: Tödliche Kost

Der Müll der Emirate wird zu Freiluftdeponien in der Wüste gekarrt. Der Wind trägt die Plastikfetzen weiter, und Kamele fressen alles, was im Sand einigermaßen bunt aussieht. „Es sind sehr neugierige Tiere“, sagt David Wernery.

Er ist ungefähr zwei Meter groß, hager und Sohn eines Tierarztes. Inzwischen, sagt er, fänden sich die Plastikknäuel bei fast allen Obduktionen tot aufgefundener Tiere in der Veterinärpraxis seines Vaters, bei Rindern, Gazellen, Kamelen. Ein Ballen wog 58 Kilo. Tödliche Tütenkost.

Die Umweltbehörde schätzt, dass sich bei jedem zweiten vorzeitig verendeten Großtier in der Wüste Plastikreste im Magen feststellen lassen. Ähnlich ist es bei Delphinen und Wasserschildkröten.



Rosmarinweig

D. HARMS / PICTURE ALLIANCE / WILDLIFE

PHARMAKOLOGIE

Duft-Doping fürs Hirn

Dass Rosmarinduft Geist und Sinne schärft, wird von Esoterikjüngern von jeher verbreitet. Nun hat ein seriöser Wissenschaftler nachgewiesen, dass an dieser Legende wirklich etwas dran ist. Der britische Neurologe Mark Moss setzte Freiwillige unterschiedlich lange den Aromastoffen der Heilpflanze des Jahres 2011 aus. Das Ergebnis: Je mehr ätherisches Öl Cineol im Blut gemessen wurde, desto besser schnitten die Testpersonen bei Denksportaufgaben ab. Schon frühere Untersuchungen hatten gezeigt, dass Cineol über die Nasen- oder Lungenschleimhaut ins Blut gelangt. Zum Doping fürs Hirn wird der Rosmarin-Duftstoff offenbar, indem er den Abbau des wichtigen Botenstoffs Acetylcholin verhindert.

PLANETENFORSCHUNG

Keine Palmen auf dem Mars

War der Mars immer schon eine Wüstenwelt? Bislang gingen die Astronomen davon aus, dass der Nachbarplanet der Erde zumindest früher einmal von Seen oder gar Ozeanen bedeckt war. Darauf deuten beispielsweise die riesigen Kanäle auf seiner Oberfläche

hin. Neue Klimamodelle zeigen nun jedoch, dass es auf dem Mars immer schon zu kalt war, als dass sich große Wassermassen auf seiner Oberfläche hätten halten können. Bei den wohl seit Jahrmilliarden vorherrschenden Minusgraden dürfte es Wasser allen-

falls in Form von Eis gegeben haben. Auch für die flussbettartigen Kanalsysteme gibt es eine neue Erklärung: Sie könnten entstanden sein, als Vulkanausbrüche die Marsatmosphäre zumindest vorübergehend so weit erwärmten, dass die Eispanzer in den bergigen Regionen schmolzen und sich Sturzbäche in die Ebenen ergossen – aber das war nie von Dauer. „Die Hoffnung, dass es auf dem Mars jemals Ozeane und Palmenstrände gegeben haben könnte, ist zerstoßen“, urteilt der US-Weltraumforscher Stephen Clifford.



Mars

SAUER / BILDAGENTUR ONLINE

MEDIZIN

Herzschäden durch Chemotherapie

Krebsmedikamente können dem Herz schwere Schäden zufügen, doch selbst in angesehenen Medizinzeitschriften wird darüber kaum berichtet. Zu dieser Erkenntnis kommen Forscher von der Stanford University School of Me-

dicine, die Zulassungsstudien für ein Mittel gegen Nierenkrebs ausgewertet haben. Während in den vom Hersteller finanzierten Untersuchungen schädliche Nebenwirkungen gar nicht auftauchten, sprachen die Gutachter der US-Zulassungsbehörde FDA aufgrund derselben Studiendaten Warnungen aus: „Die amtlichen Prüfer berichteten von häufig auftretenden Herzproblemen bei den klinischen Tests, die in den Zulassungsstudien nicht einmal erwähnt wurden“, kritisiert Stanford-Kardiologe Ronald Witteles im „Journal of Clinical Oncology“. Trotz der fehlenden Hinweise waren die Studien in Fachblättern erschienen.



RONALD FROMMANN / LAIF

Krebspatienten bei der Chemotherapie

FRÜHERKENNUNG

Autismus bei Babys

Viele autistische Störungen werden bislang erst sichtbar, wenn Kinder in ihrem Sozialverhalten oder beim Erlernen der Sprache auffällig werden. Kanadischen und amerikanischen Forschern ist es jetzt gelungen, bereits bei Säuglingen im sechsten Monat festzustellen, ob sie ein sehr hohes Autismusrisiko besitzen. Ärzte der „Infant Brain Imaging Study Network“ untersuchten dafür im Kernspintomografen 92 Babys, deren Geschwister bereits unter autistischen Störungen leiden. Jene Kinder, bei denen später eine autistische Störung diagnostiziert wurde, hatten demnach schon als Säuglinge dickere und dichtere Nervenfasern entwickelt. Mit der Frühdiagnose, hoffen die Wissenschaftler, ließen sich schwere Formen der Störung womöglich abmildern – etwa durch rechtzeitige Sprach- und Verhaltenstherapien.

ECO SUPARMAN / CATERPILLAR



Bike aus Blättern

Die Gottesanbeterin sieht so aus, als säße sie auf einem Fahrrad – tatsächlich hockt das Insekt auf Pflanzenblättern, die dabei sind, sich zu entfalten.

ANTHROPOLOGIE

Walfangboot des Alaska-Kriegers

Forscher sind auf das weltweit einzige bekannte Kajak eines Alutiiq-Kriegers aus Alaska gestoßen. Der Fund wird derzeit im Peabody Museum an der Harvard University untersucht. Um das Jahr 1860 baute der unbekannte Mann das Boot, indem er die Häute von fünf weiblichen Seelöwen über ein ausgeklügeltes Holzskelett spannte. Mit dem Kajak ging er dann vermutlich in den Gewässern um Kodiak Island auf Walfang. Die außergewöhnliche Konstruktion mit einem gebogenen Bug ermöglichte es ihm, besonders kräftesparend übers Wasser zu



Untersuchung des Alutiiq-Kajaks

PEABODY MUSEUM / HARVARD COLLEGE

gleiten. Die heute noch in Südalaska lebenden rund 4000 Angehörigen der Volksgruppe wissen über die seetüchtigen Boote ihrer Vorfahren nur noch wenig. „Über 7000 Jahre Erfahrungen stecken in der Konstruktion dieses Kajaks“, sagt der Anthropologe Sven Haakanson, selbst ein Alutiiq. Bei den Analysen wollen die Wissenschaftler herausfinden, womit der Konstrukteur die Seelöwenhaut imprägnierte und von welchen Tieren die Sehnen stammen, mit denen die Häute zusammengenäht wurden. Auch für einige Strähnen Menschenhaar nahe dem Bug interessiert sich Haakanson: „Vielleicht verkörpern sie den Geist einer mächtigen Persönlichkeit, die dem Eigentümer im Krieg oder beim Walfang half.“ Die heute lebenden Alutiiq benutzen moderne Boote.

Therapie auf der Todesinsel

Die Überlebenden des Massakers von Utøya kämpfen gegen ihr Trauma, indem sie an den Ort des Massenmords zurückkehren. Einige werden im Prozess gegen den Attentäter aussagen. Sie treibt die Frage um: Warum hat er sie verschont?



ILJA C. HENDEL / DER SPIEGEL

Fähre mit Utøya-Opfern, Überlebende Fevang Smith, Pracon: Während der Überfahrt lachen viele noch – auf dem Rückweg herrscht tiefes

Er ist wieder unterwegs zu seiner Erschießung, zum dritten Mal schon. Diesmal will Adrian Pracon, 22, seiner Schwester Katharina jenen Ort zeigen, wo er hätte sterben sollen.

Eigentlich wollte der Mann, von dem Adrian kurz vor dem Schuss nur die schwarzen Stiefel sehen konnte, auch ihn ermorden. „Es ist ganz sonderbar, wie ich mich an die Situation erinnere“, sagt Adrian zu seiner Schwester, die neben ihm in seinem silbernen Alfa Romeo sitzt. „Alles spielte sich ab wie in Zeitlupe.“

Oben auf den Bergen liegt an diesem Frühlingmorgen noch Schnee, unten sind die Wiesen braun. Die beiden sind spät dran; das Boot zum Ort seiner gescheiterten Hinrichtung läuft gleich aus. Adrian drückt auf das Gaspedal, und sein Wagen rast los – wie auf einer Zeitreise neun Monate zurück in die Vergangenheit.

Unter der Regenjacke, die seinen Kopf halb bedeckte, sah er am 22. Juli 2011 dabei zu, wie die anderen getroffen wurden, umfielen, ganz langsam. Dann sah er die Schuhe von Anders Behring Breivik näher kommen: „Ich spürte die Wärme des heißen Gewehrlaufs.“

Seine Schwester Katharina schaut Adrian ungläubig von der Seite an. Die 28-Jährige hat diese Geschichte zuvor noch nie in all diesen Details gehört. Doch jetzt kann ihr Bruder ausführlich erzählen, einfach so, während der Autofahrt. Und gleich wird er ihr die Stelle zeigen, wo sich das zugetragen hat. Er will, dass sie sich ein realistisches Bild von den Szenen machen kann, die ihn bis heute verfolgen.

Adrian, Sohn polnischer Einwanderer, wuschelige braune Haare, erzählt ihr von dem Moment kurz vor dem Schuss, als das Zittern seines Körpers einfach aufhörte, als sein Atem stoppte, als er nur noch spürte, dass sein Herz gegen den Stein schlug, auf dem er lag.

Hinter der nächsten Biegung kommt die Insel in Sicht, auf der es passierte. Am Anleger wartet schon die kleine Fähre mit dem weißen Kapitänshäuschen. Drei Dutzend junge Leute mit signalroten Schwimmwesten sind bereits an Bord der MS „Thorbjørn“.

Auch Adrian streift sich eine über. „Schwimmwesten!“, sagt er und lacht zynisch auf. „Damals bin ich geschwommen

und wäre fast erstickt.“ Dann legt das Schiff ab und nimmt Kurs auf Utøya.

An diesem Dienstag Ende März hat die Jugendorganisation AUF der norwegischen Arbeiterpartei einen Besuch der Überlebenden und deren Angehöriger auf der Insel organisiert, wo der Rechtsradikale Breivik vergangenen Sommer ein Massaker mit 69 Toten angerichtet hat. Es wirkt wie ein gut organisierter Schulausflug: Ehrenamtliche der AUF verkaufen Karten für die Überfahrt. Aufgeregt rennen die jungen Leute durcheinander, unterhalten sich lautstark und knipsen sich mit ihren Handys.

Während der Überfahrt nach Utøya lachen viele noch – auf dem Rückweg herrscht tiefes Schweigen.

Die Fahrt zurück an den dunkelsten Punkt ihres noch jungen Lebens ist ein Kampf mit den Bildern, die nicht aus ihrem Kopf verschwinden wollen, ein Kampf gegen die Panik, die immer wieder in ihnen aufflackert. Die jungen Opfer kämpfen zudem mit Schuldgefühlen: Warum sind die anderen gestorben, warum nicht ich?



Schweigen



ILJA C. HENDEL / DER SPIEGEL



ILJA C. HENDEL / DER SPIEGEL

Der Ausflug ist Teil einer weltweit einzigartigen Therapie, die dazu dienen soll, das Geschehene in die eigene Biografie einzubauen. Renate Grønvold Bugge, eine 71-jährige Psychologin mit deutschen Wurzeln, gilt als Initiatorin dieser Fahrten.

Das vom norwegischen Staat finanzierte Programm umfasst etwa regelmäßige Besuche der Hinterbliebenen und Überlebenden an den Schauplätzen des Terrors, Treffen auf nationaler und regionaler Ebene, damit sie Gemeinsamkeiten im Umgang mit dem Schmerz entdecken. Jeder Überlebende hat in seiner Gemeinde einen Ansprechpartner, der helfen soll, wenn sich der Zustand verschlechtert.

Ein Forschungsprojekt dokumentiert die Qualität der Traumatherapie – und soll für kommende Fälle Rezepte liefern, wie mit den seelischen Wunden am besten umzugehen ist. „Für die Wissenschaft ergibt sich aus der Tragödie eine einzigartige Chance“, sagt Bugge mit sanfter Stimme.

Rund 700 Hinterbliebene gilt es in ihrer Trauer zu begleiten. Hinzu kommen 650 Überlebende, 66 davon verletzt, und de-

ren 4500 Angehörige; dazu noch Ärzte, Sanitäter, Polizisten und unzählige freiwillige Retter. Sie verteilen sich über das ganze Land, 165 Gemeinden sind mit der Betreuung von Breiviks Opfern betraut.

Die besondere therapeutische Herausforderung liegt neben dem Ausmaß darin, dass es vor allem Teenager getroffen hat. „Das wohl heikelste Alter“, sagt Bugge, „um ein solches Trauma zu erleben: Die Psyche ist noch suchend, kaum gefestigt.“

Jeder von ihnen hat eine eigene Strategie entwickelt, mit dem erlebten Terror umzugehen. Simen Brænden Mortensen etwa, 23 Jahre alt, fährt im Boot gleich nach Adrian: Er war Wachmann und ließ den als Polizisten verkleideten Mörder auf die Fähre nach Utøya.

„Vom Kopf her weiß ich, dass jeder ihn durchgelassen hätte, weil er verdammt noch mal aussah wie ein Polizist“, sagt der junge Sozialarbeiter. „Trotzdem habe ich mich wochenlang schuldig gefühlt.“ Jeden Freitag sitzt er bei einer Psychologin, bis vor drei Wochen arbeitete er nur halbtags.

Oder Caroline Winge aus Trondheim. Die 19-Jährige wollte am liebsten auf den

Schießstand der Polizei, um sich an das Geräusch von Kugeln und den Anblick von Polizisten zu gewöhnen.

Khalid Taleb Ahmed, 32, schluckt Tabletten, um das Bild seines toten Bruders Ismail aus dem Kopf zu vertreiben. Wie Ismail dalag, am Fuße des Felsens, die blondgefärbten Haare blutrot. Bei seinem Psychologen lernt Khalid, das Trauma als ein Tor zu betrachten, durch das er gehen kann. Er lernt, dass der Film in seinem Kopf läuft, er aber die Fernbedienung in der Hand hält und ihn stoppen kann.

Manchen geht es wieder besser, vielen nach wie vor sehr schlecht. Auf dem Mittagsboot setzt Marte Fevang Smith, 18, aus Tønsberg zusammen mit ihrer Mutter Monica über. Sie ist ein strahlendes Geschöpf mit ihren dichten blonden Haaren und den hellblauen Augen. Ihre Mutter sagt, dass die Tochter im vergangenen Sommer gerade ihr großes „Aufblühen“ erlebt habe – bis auf Utøya eine Kugel ihren Kopf traf. Sie überlebte nur, weil das Projektil das Gehirn um zwei Millimeter verfehlte.

Marte hat den Ausflug mit den anderen Überlebenden nach Utøya nicht gut

verkräftet. Auf der Rückfahrt von der Insel schwieg sie lange. Nur zu Hause fühlt sie sich noch sicher. Ihr Kinderzimmer ist übersät mit Kleidern, DVDs und Schminksachen.

In fremden Räumen sucht sie sofort nach einem Fluchtweg. Einen vollen Bus zu betreten wäre für sie unvorstellbar. „Die Situation ist absolut nicht zu kontrollieren“, sagt sie. Seit Utøya ist sie nicht mehr tanzen gegangen. Sie müsste dann immer an Maria denken. Am Abend vor dem Massaker hatte sie noch mit ihrer Freundin vor der Bühne von Utøya getanzt. „Datarock traten auf“, sagt Marte. „Wenn ich die jetzt im Radio höre, schalt ich sofort ab.“ Breivik hat auch Maria erschossen.

Am Unterricht kann Marte noch nicht wieder teilnehmen. „Das geht leider gar nicht“, sagt die Teenagerin. Sie hat es versucht, gleich im August zu Beginn des neuen Schuljahres. Renate Bugge hatte

auf diesen Moment mit Hoffen und Bangen gewartet: „Schule bietet Alltag, bietet eine Struktur, die Halt gibt“, und das sei wichtiger als jedes Therapeutengespräch. „Das zeigen alle aktuellen Forschungsarbeiten.“

Doch schon ein paar Tage nach Schulbeginn zerplatzte der Luftballon an einem Geburtstagskuchen, den Schüler gebacken hatten. „Ich bin rausgerannt“, sagt Marte, die in diesem Moment den Lehrer noch sagen hörte: „Gut, dass wir hier keinen Schüler haben, der auf Utøya war.“

Niemand hatte ihm davon erzählt, dass Marte auf der Insel war, auf dem Liebesfelsen. So heißt die Anhöhe im Süden der Insel, wo sie ansehen musste, wie Breivik zehn Menschen erschoss.

Wenige Tage später saß die Schülerin im Psychologieunterricht, als sie sich einbildete, wie der Lehrerin plötzlich Blut über das Gesicht strömte. Ihre Mitschüler

fanden Marte auf der Toilette wieder, nahmen sie in die Arme, damit der Körper endlich aufhörte zu zucken. „Meine Freundinnen haben zum Glück immer extra Make-up-Entferner dabei, damit sie meinen verlaufenen Lidschatten wegwischen können“, sagt Marte.

Sie konnte sich im Unterricht nicht mehr konzentrieren, die Buchstaben drehten sich nur noch im Kopf herum. Schließlich gab sie auf und arbeitet jetzt zwei Tage in der Woche in einem Kindergarten nicht weit von ihrer Wohnung.

Psychologen kennen diese Phänomene bei Traumatisierten; es sind klassische Symptome der posttraumatischen Belastungsstörung. Die Flashbacks können durch alltägliche Geräusche wie das laute Zuschlagen einer Tür ausgelöst werden. Sie starten im Gehirn genau jene emotionale Kaskade wie bei dem ursprünglichen traumatischen Erlebnis.

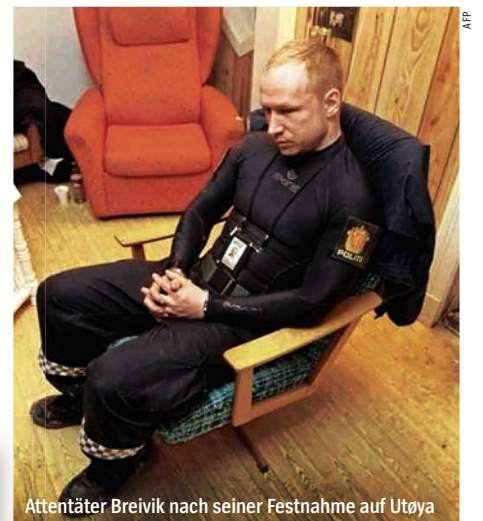
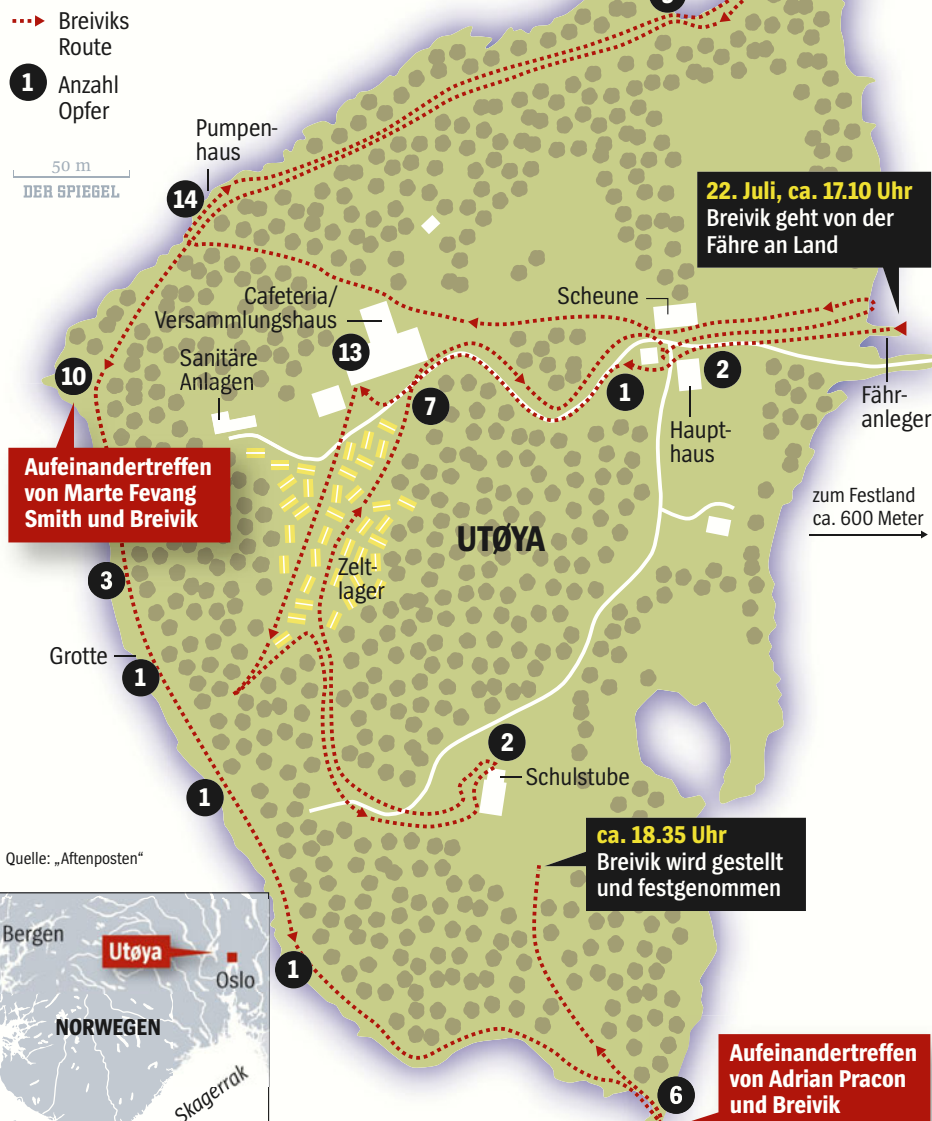
Dabei umgeht der Geist den Verstand, dem der Trugschluss auffallen würde. Stattdessen springt der für Emotionen zuständige Teil des Hirns an und schaltet schlagartig auf Panik – der Blutdruck steigt, das Herz rast, Schweiß bricht aus.

Typisch für die akute posttraumatische Phase, so beschreibt es Psychologin Bugge, ist die noch bruchstückhafte, ungeordnete Erinnerung an das Geschehen. „Das Gehirn hat es noch nicht geschafft, die Dinge in eine zeitliche Abfolge zu bringen und eine Distanz aufzubauen zwischen dem schockierenden Erlebnis damals und dem, was heute passiert.“

So vermischt sich in Martes Gedächtnis alles zu einem alptraumhaften Strudel: die vielen winzigen Frösche, die am Morgen vor dem Massaker über den Zeltplatz hüpfen, die Schüsse und Schreie, der zufällige Blick auf den Fernseher im Kiosk des Krankenhauses, auf dem sie Tage später die Zahl der Toten las. In einem solchen Zustand bewältigt das Gehirn keine großen Leistungen. „Bei Schulaufsätzen,

Todespfad

Anders Breiviks Weg über die Insel Utøya



wo verschiedene Gedanken im Gedächtnis verknüpft werden müssen, versagt die Konzentration“, sagt Bugge.

Den Schülern kommt deshalb eine große Verantwortung bei der Beobachtung der Überlebenden zu. Die Lehrer müssen jeden Utøya-Heimkehrer ansprechen, ihm zu psychologischer Hilfe raten, wenn seine Leistung abfällt. Niemand soll durch das nationale Hilfsraster fallen.

Marte wollte es zunächst auf eigene Faust versuchen. Mit dem Schreiben eines Blogs versuchte sie den Schrecken loszuwerden. Im Winter gab sie ihren Widerstand gegen psychologische Hilfe auf.

Der Therapeut, zu dem sie nun geht, hat bei ihr eine zunächst esoterisch anmutende Behandlung begonnen, die sich „Eye Movement Desensitization and Reprocessing“ nennt. Der Patient wird dabei aufgefordert, die belastenden Szenen wieder aufzurufen. Zugleich bewegt der Psychologe einen Gegenstand vor dem Gesicht des Patienten und lässt ihn diesen mit den Augen verfolgen.

Diese Augenbewegung lässt die überbordenden Gefühle im Moment des Erinnerns langsam abflachen. Die Funktionsweise der Methode ist ungeklärt, ihre Wirksamkeit jedoch in vielen Studien nachgewiesen. Auch deutsche Soldaten, die traumatisiert aus dem Afghanistan-Einsatz heimkehren, werden so behandelt. Doch Marte ist skeptisch: „Ich glaube da ja nicht wirklich dran“, sagt sie. Andererseits hofft sie natürlich, dass die Therapie anschlägt.

Im Februar schaute sie Breivik das erste Mal wieder in die Augen. Als der Attentäter zum Haftprüfungstermin in den Gerichtssaal geführt wurde, sah er zu ihr und den anderen Überlebenden auf der Besucherbank. Unreif habe er da auf sie gewirkt, und dann erst seine Stimme: „wie die eines Schlumpfes“.

Noch vor Ende des Gerichtstermins kollabierte sie. Dabei hatte Marte gehofft, der Anblick des Täters in Handschellen könnte ihr Sicherheit geben. „Wenn ich in den Zeugenstand gehe, werde ich ihm sicher nicht ein zweites Mal gegenübertreten“, sagt Marte. „Meine Anwältin hat beantragt, dass er vorher aus dem Saal geführt wird“, sagt sie und dreht selbstversunken an der Kordel ihrer Kapuze.

Der Prozess gegen Breivik, der diese Woche beginnt, hat die norwegischen Krisenpsychologen in Alarmbereitschaft versetzt. In Gerichtssälen vom Nordkap bis zum Skagerrak wird die Verhandlung übertragen – die Liveschaltung dient auch als Test, wie weit die Opfer ihr Trauma bereits verarbeitet haben.

Nach Schätzungen des Zentrums für Krisenpsychologie an der Universität Bergen hat die Hälfte der Überlebenden psychologische Hilfe in Anspruch genommen. „Das deckt sich recht genau mit den



Überlebender Mortensen

„Ich habe mich schuldig gefühlt“

Erfahrungen, wie sie weltweit bei Großtragödien gemacht wurden“, sagt Institutsdirektor Atle Dyregrov. Er geht davon aus, dass mindestens 30 Prozent von ihnen länger in Behandlung bleiben werden. „Je nachdem, wie gut die Arbeit ist, die wir in den nächsten Wochen leisten“, sagt Dyregrov.

Die Wissenschaft kennt auch den Fall, dass Menschen gestärkt aus einer traumatischen Erfahrung hervorgehen. Warum das so ist, darüber gibt es Theorien. Männer schaffen es häufiger als Frauen. Es hilft, schon einmal eine Lebenskrise gemeistert zu haben. Auch Adrian Pracon hat gute Chancen, dass es ihm gelingt.

Mit gerötetem Gesicht verlässt er die Fähre von Utøya. Auf seinen weißen Leinenschuhen federt er vom Anleger hoch, im Arm seine Schwester Katharina. „Der Stein, auf dem ich lag, stand diesmal nicht unter Wasser“, sagt er. Er konnte ihn endlich seiner Schwester zeigen. „Ich glaube, dass ich mich distanzierter fühle.“

In Norwegen hat es der junge Mann mittlerweile zu einiger Berühmtheit gebracht. Gerade erscheint sein Buch „Herz gegen den Stein“, das der Autor Erik Møller Solheim nach langen Gesprächen mit ihm aufgeschrieben hat. Die ersten Monate danach waren hart, ihn quälten Depressionen. „Während der langen Gespräche mit Erik haben aber die wirren Episoden in meinem Kopf begonnen sich zusammenzufügen.“

Adrian Pracon glaubt, das Geschehen tatsächlich in seine Biografie eingebaut zu haben. Er kellnert in einer Bar, bezieht von der AUF ein Gehalt und will jetzt seinen Schulabschluss machen. Später will er in die Politik gehen. „Ich glaube, ich kann das Buch mit diesem Kapitel meines Lebens bald ins Regal

stellen“, hofft er und schaut auf die Rosen, die auf einem improvisierten Gedenkstein an der Landstraße vor Utøya welken.

Resilienz, so nennen Wissenschaftler die seelische Widerstandskraft einiger Menschen. Adrian sagt es mit seinen Worten: „Wenn du an dem Punkt bist, wo du dir nicht mehr vorstellen kannst, dass die Sonne wieder aufgeht, gibt es doch nichts Schöneres, als morgens aufzuwachen und sie scheinen zu sehen.“

Doch eine Frage wird ihn wohl noch lange beschäftigen. „Manchmal habe ich tagelang an nichts anderes denken können als daran“, sagt Adrian: „Warum hat er mich nicht erschossen?“

Denn Breivik legte gleich zweimal auf ihn an. Das erste Mal begegnete Adrian ihm zu Beginn des Massakers, am Strand. Plötzlich stand der Attentäter vor ihm am Ufer und legte mit mechanischer Präzision einen Jugendlichen nach dem anderen um.

Als Adrian an der Reihe war und der Attentäter auf ihn zielte, rief Adrian: „Nicht schießen!“ Daraufhin ließ Breivik den Lauf seines Gewehrs sinken, machte kehrt, einfach so. Wie angewurzelt blieb Adrian in dem Wasser stehen, das sich vom Blut seiner Kameraden rot färbte.

Bei der zweiten Begegnung verschonte der Attentäter ihn nicht. Da lag Adrian auf dem Stein, unter der Regenjacke, und stellte sich tot. Aber diesmal drückte Breivik ab. „Der Krach der Kugel war gewaltig“, sagt Adrian. Doch sie verfehlte den Kopf und durchschlug nur die Schulter. „Schmerzen habe ich keine gespürt.“

Fast alle Überlebenden fühlen sich irgendwann schuldig, weil nicht auch sie umgekommen sind. Bei Adrian war es noch komplizierter. Denn der Attentäter hatte ihn bei der ersten Begegnung bewusst verschont. Weil er ihn mochte? Diese Vorstellung wäre kaum auszuhalten für Adrian.

In den Ermittlungsakten stieß Adrian auf eine Aussage Breiviks, die dessen Verhalten erklären könnte. Adrian sieht jünger aus, als er ist. Hat der Rechtsradikale ihn für zu jung gehalten? Ein 14-jähriges Mädchen auf der Insel hat er verschont, weil es noch nicht so „gehirngewaschen“ sei.

Auch Adrian muss vor Gericht aussagen. Er wagt keine Vorhersage, ob er Breivik dort die Frage stellen wird, warum dieser beim ersten Mal nicht auf ihn geschossen hat. „Ich weiß nicht, ob ich mich das trauen werde.“

GERALD TRAUFFETTER, ANTJE WINDMANN



Video: Ein Opfer kehrt zum Tatort zurück

Für Smartphone-Benutzer:
Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

AUTOMOBILE

Schwarzes Blech

Ingenieure tüfteln an ultraleichten Kunststoffautos. Setzt sich ein Konstruktionsprinzip aus der Luft- und Raumfahrt durch?

Das Schaustück sieht aus wie der Plastikrohling für einen Gartenteich. Die pechschwarze Wanne ist so lang und so breit wie ein Auto – die Maße sind kein Zufall.

Der Evonik-Konzern, ein Agglomerat altdeutscher Metall- und Chemieindustrien, präsentiert das schlichte Gefäß als eine Art Matrix für das Autochassis der Zukunft: Seine Wände sind etwa fingerdick und bestehen aus einem weißen Schaumkern, umgeben von dünnen Häuten aus mit Kohlenstofffasern verstärktem Kunststoff (CFK).

Das Konstruktionsprinzip nennt sich Sandwich; es ist steif und crashfest, hat sich in der Luft- und Raumfahrt sowie im Yacht- und Sportartikelbau bewährt und soll vermehrt Einzug ins Automobil halten. „Der Leichtbau-Gedanke muss

wegführen von konventionellen Blechstrukturen“, sagt Stefan Plass, bei Evonik verantwortlich für die Entwicklung von Polymerschäumen.

Die Forscher des Chemiekonzerns sehen sogar schon ein neues Zeitalter des Karosseriebaus anbrechen; nicht Stahl, sondern Kunststoff soll bald das vorherrschende Material sein – ein später Triumph des planwirtschaftlichen Automobilbaus der DDR, deren Standardmobil Trabant einst in volkseigene Plaste gekleidet war?

Die Kunststoffkarosse ist jedenfalls der einzig erkennbare Weg, ein gravierendes Problem des Fahrzeugbaus zu lösen: Mit den wachsenden Anforderungen an Sicherheit und Komfort sind die Autos kontinuierlich schwerer geworden.

Als VW in den Siebzigern den ersten Golf erschuf, wog dieser 750 Kilogramm. Das heutige Modell ist fast eine halbe Tonne schwerer. Dass ein moderner Golf trotzdem weniger verbraucht als sein Urahn, ist im Wesentlichen den Fortschritten der Motorentechnik zu verdanken.

Der Leichtbau als Entwicklungsziel rückt nun in den Vordergrund. Die Hersteller werben inzwischen offensiv mit dem Begriff, ohne jedoch viel in diesem Sinne zu leisten. In der Massenproduktion dominiert noch immer die selbsttragende Karosserie aus Stahlblech. Aluminiumkon-

struktionen sind nur um gut hundert Kilogramm leichter, bringen also keine bahnbrechende Gewichtseinsparung.

Weit größere Fortschritte – Einsparungen von 300 Kilogramm und mehr – sind mit einer Abkehr von metallischem Material möglich. CFK gilt gemeinhin als Schlüsselwerkstoff: Er ist mindestens so robust wie Stahl, dabei aber nicht einmal halb so schwer – bislang allerdings auch 50-mal teurer. Ganze Karosserien daraus wurden bisher nur für Renn- oder exotische Sportwagen produziert.

Einzig BMW versucht bislang, ein Massenprodukt aus diesem Werkstoff herzustellen. Zusammen mit dem Partner SGL Carbon errichtet der Münchner Konzern derzeit eine Fertigungskette, die diesen robusten Kunststoff aus dem Exotendasein befreien soll. Im kommenden Jahr will BMW ein Elektroauto mit einer CFK-Karosserie präsentieren, dessen Produktionsanlagen für eine größere Serienfertigung ausgelegt sind. Der Hersteller nennt bisher weder Preise noch Stückzahlen. Projektleiter Ulrich Kranz versichert lediglich: „Das wird hier kein Manufakturbetrieb.“

Der CFK-Aufbau soll auf ein Aluminium-Chassis montiert werden. BMW geht damit weg von der selbsttragenden Karosserie und zurück zum zweigeteilten Wagenbau der Auto-Urzeit. Eines der letzten Massenprodukte, die diesem Bauprinzip folgten, war der VW Käfer.

Auch die Kunststoffexperten von Evonik halten diesen Weg für den richtigen. „Einiges spricht dafür, Chassis und Karosserie wieder zu trennen“, sagt Klaus Hedrich, der dortige Leiter des Automobilteams. Mit dem Aufbau aus reinen CFK-Elementen folgen die Auto-Entwickler jedoch ihrer alten Blecharchitektur. Die Evonik-Leute nennen dieses Prinzip Black Metal; sie halten es für das falsche Rezept.

Sandwich-Strukturen, erklären sie, können die gleiche Stabilität zum weit günstigeren Preis erreichen. Der teure CFK werde sparsamer eingesetzt und könne teilweise durch billigere, glasfaserverstärkte Kunststoffe ersetzt werden.

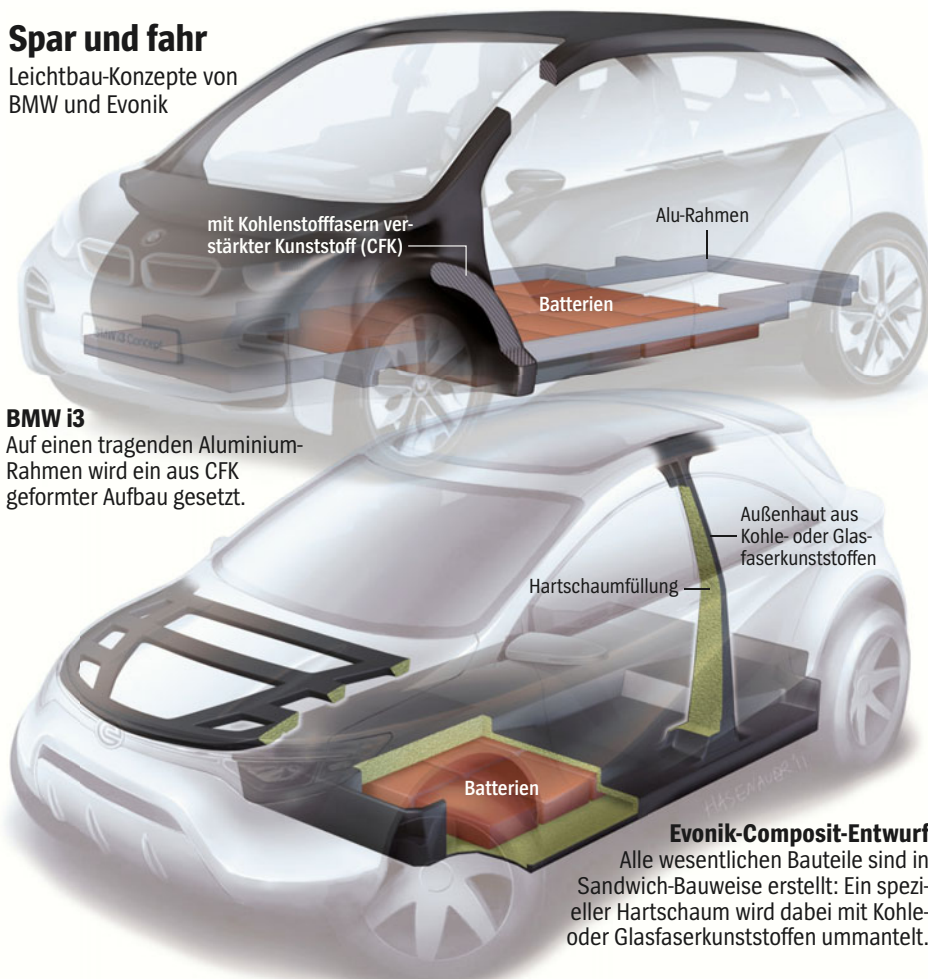
Als Vorbild, bei dem das Sandwich-Rezept bereits umgesetzt wurde, nennt Hedrich den neuesten Sportwagen der englischen Exotenmarke McLaren – und beleuchtet damit auch gleich das zentrale Problem: Der Weg von der Manufaktur in die Großserie dürfte beim Sandwich-Prinzip noch steiniger sein. Die Herstellung solcher Bauteile ist um einiges komplexer als das Pressen eines schwarzen Blechs aus CFK.

BMW-Entwickler Kranz sieht durchaus die Vorteile des Evonik-Ansatzes und hält auch eine Umsetzung für möglich: „Für solche Lösungen brauchen wir allerdings noch ein paar Jahre Vorbereitung.“

CHRISTIAN WÜST

Spar und fahr

Leichtbau-Konzepte von BMW und Evonik



INNOVATIONEN

Ideen als Waffen

Weltweit führen Konzerne einen Krieg um Software-Patente.

Eines der wichtigsten Schlachtfelder ist Deutschland – Verlierer sind oft die Kunden.

Es ist ein Kampf der Giganten, es geht um viele Milliarden Euro. Egal wie der Krieg endet, ein Verlierer steht bereits fest: Deutschland.

Darf der US-Konzern Microsoft sein aktuelles Windows-Betriebssystem und seine Spielkonsole X-Box weiterhin hierzulande verkaufen? Oder verletzt er Patente anderer Firmen? Darüber will das Landgericht Mannheim diese Woche entscheiden.

Doch egal wie das Urteil ausfällt – vorsichtshalber verlegt Microsoft die Europa-Vertriebszentrale vom nordrhein-westfälischen Düren in die Niederlande; rund hundert Mitarbeiter sind davon betroffen.

Es ist nur eine kleine Auseinandersetzung in einem weltweit geführten Patentreibkrieg. Auffällig nur: Wenn sich Hightech-Riesen wie Apple, Samsung, Motorola, HTC, Microsoft, LG oder Sony juristisch zoffen, tun sie das gern in Deutschland – was mit der hiesigen Rechtsprechung zu tun hat.

Wenn ein Erfinder hierzulande eine Firma beschuldigt, seine Innovation abgekupfert zu haben, wird oft per einstweiliger Verfügung der Verkauf der strittigen Ware untersagt. In anderen Ländern dagegen verordnen Gerichte eher eine Lizenzgebühr als einen Verkaufsstopp.

Durch diese juristische Härte ist Deutschland für Großkonzerne zum wichtigen Schlachtfeld eines weltweit ausgetragenen Krieges geworden. „Bei uns werden etwa tausend Patentverletzungen pro Jahr verhandelt“, sagt Klaus Haft, ein Patentanwalt aus Düsseldorf. „Das macht rund 60 Prozent aller Fälle innerhalb Europas aus.“

Besonders Düsseldorf profiliert sich dabei mit etwa 600 neuen Fällen pro Jahr als Hauptstadt der Patentverletzungsklagen. In Fachkreisen gelte seine Landeshauptstadt bereits als Sitz eines „Weltpatentgerichts“, frohlockte der nordrhein-westfälische Justizminister Thomas Kutschatj (SPD) Ende März – und kündigte sogleich die Einrichtung einer dritten Kammer und die Aufstockung von acht auf elf Richterstellen an.

Doch der deutsche Sonderweg könnte Erfinder verunsichern, warnen Kritiker: Oft verhängen die zuständigen Landgerichte zwar einen sofortigen Verkaufsstopp, sie klären jedoch nicht, ob das



X-Box-Spielkonsole von Microsoft: Minenfeld unsichtbarer Risiken

Patent überhaupt wirksam ist. Denn diese Prüfung liegt beim Bundespatentgericht in München – und sie kann Jahre dauern. In der schnelllebigen Hightech-Branche kann die Trägheit dieses zweigleisigen „Trennungsprinzips“ kleinen Firmen leicht das Genick brechen. Ihnen hilft auch nicht, dass zwei von drei beanstandeten Patenten erstinstanzlich abgeschwächt oder für nichtig erklärt werden.

Gegenstand der juristischen Auseinandersetzungen sind oft ohnehin keine genialen Geistesblitze. Microsoft etwa steht jetzt vor Gericht, weil der Konzern zwei alltägliche Standards verwendet, um die fast niemand herumkommt: den Datenfunk WLAN und den Videocodex H.264. Die Klägerfirma Motorola Mobility war an der Entwicklung beider Techniken beteiligt – wie viele andere Firmen auch.

„Firmen treiben ihre Patentzahlen hoch, indem sie banale Erfindungen anmelden oder einzelne Anmeldungen in viele einzelne Patente zerstückeln“, warnt Joachim Henkel, Wirtschaftsprofessor an der TU München. „Viele Firmen legen sich Patentportfolios an, um sie wie Waffen zu verwenden. Das artet teilweise in einen richtigen Rüstungswettlauf aus.“

Unter den Kollateralschäden haben auch die Nutzer zu leiden: Samsung muss die Anzeige von Bildern künstlich verschlechtern, Apple darf aufgrund eines Urteils auf deutschen iPhones keine eigenen Push-Dienste anbieten.

Henkel warnt, dass das deutsche Patentrecht in der derzeitigen Form zum Innovationshemmnis werden könnte: „Es

gibt Jahr für Jahr über 200 000 neue Patentanmeldungen am Europäischen Patentamt in München. Viele sind schwer verständlich geschrieben. Selbst große Unternehmen schaffen es nicht, alle für sie relevanten Unterlagen durchzuarbeiten, um sicherzustellen, dass man gegen kein Patent verstößt.“

So tappen Erfinder durch ein Minenfeld von unsichtbaren Risiken, die ihnen um die Ohren fliegen können. Großkonzerne können Gerichtskosten oder Umzüge ins Ausland leicht verkraften. Etliche Mittelständler dagegen fühlen sich dem rigorosen System hilflos ausgeliefert.

Das Internet-Druckunternehmen Unitedprint aus Radebeul zum Beispiel wurde durch eine Firma auf den Bermudas verklagt. Das „Weltpatentgericht“ in Düsseldorf verurteilte die sächsischen Unternehmer zu Schadensersatz und Unterlassung. Über fünf Jahre später wurde das Bermuda-Patent endgültig für nichtig erklärt. In der Internetbranche ist das eine halbe Ewigkeit.

„Der Fall zeigt, dass selbst schwache Patente scharfe Waffen sein können“, sagt Johannes Sommer vom Bundesverband Informations- und Kommunikationstechnologie und fordert Reformen. Doch das Bundesjustizministerium hält das System für „effizient und kompetent“ und sieht keinen Änderungsbedarf.

Der deutsche Sonderweg dürfte also erst enden, wenn ein einheitliches EU-Patentsystem kommt. Und das kann Jahre dauern.

HILMAR SCHMUNDT

LIFESTYLE

Krise im Kleiderschrank

Eine US-Therapeutin legt nicht ihre Patienten auf die Couch, sondern deren Garderobe. Ihr Fazit: Wer unter seinem Outfit leidet, hat meist ganz andere Sorgen.

Die Kriseninterventionen von Jennifer Baumgartner, 34, beginnen für ihre Patienten mit einer peinlichen Prozedur. Die hilfeschenden Frauen und Männer müssen zunächst den Inhalt ihres Kleiderschranks vor der amerikanischen Therapeutin ausbreiten.

Dann sichtet Baumgartner den ihr dargebotenen Klamottenberg mit unnachsichtiger Strenge. Und versetzt den an der eigenen Kluft Verzweifelnden häufig den finalen Schlag.

Kostprobe: „Sarah, dein Wunsch, nie einen Fehler zu machen, immer perfekt auszusehen, hat zu einer leblosen, blutlosen, leidenschaftslosen Garderobe geführt.“ Oder die Psychologin, die sich von ihren Klienten mit „Dr. B.“ ansprechen lässt, erklärt: „Wann hast du angefangen, dich hinter deiner Kleidung zu verstecken? Wann hast du angefangen, nur noch Schwarz zu tragen, um Makel zu überdecken?“

Aus Sicht von Baumgartner handelt niemand auf dieser Welt, der seinen nackten Körper mit irgendeiner Form von Stoff bedeckt, zufällig: „Jeder von uns versucht, etwas zu verbergen oder zu sagen mit der Art, wie er sich kleidet“, sagt sie.

Manche Menschen verirren sich auf diesem Weg derart, dass ihr Dasein in einer ausgemachten Kleiderschrankdepression mündet: Einer ihrer Patienten war ein alternder Sohn, der durch den frühen Tod des Vaters den Platz an der Seite der Mutter eingenommen hatte – noch im Rentenalter trug er seinen Velour-Overall auf, der zuletzt in den siebziger Jahren als schick gelten konnte. Oder jene Mutter Ende dreißig, die alles Weibliche aus ihrem Erscheinungsbild getilgt hatte und bevorzugt Sweatshirts mit dem Schriftzug ihres Arbeitgebers auf dem Rücken überstreifte.

Bemerkenswert auch der Fall einer 26-Jährigen, die partout nicht einsehen wollte, dass Stilettos in Kombination mit einem Minirock von der Breite eines Gürtels für Büro und Kirchgang keine gute Wahl sind.

All diesen Betroffenen eilt Baumgartner seit geraumer Zeit als welterste

Kleiderschrank-Psychologin zu Hilfe. Nun präsentiert sie eine Sammlung kurioser Fälle der im textilen Niemandsland Gestrandeten in einem Buch; auch Empfehlungen, wie sich die Krisen durch Umwälzungen in der Kleiderkammer lösen lassen, liefert sie mit*.

Ursprünglich war die Seelenkundlerin auf die Behandlung von Ess- und Angststörungen spezialisiert. Doch im Gespräch mit ihrer in Kleiderfragen verunsicherten Schwester ging ihr auf, dass da draußen eine bislang gänzlich vernachlässigte Schar Hilfebedürftiger auf Rettung hararte.

Baumgartner – langes dunkles Haar, dunkle Augen – sieht aus, als könnte sie ihren Beruf jederzeit gegen eine Karriere als attraktive Serienheldin eintauschen.

Sie lebt im Ostküsten-Bundesstaat Maryland, betreibt ein eigenes Blog und erscheint mit ihren psychologisch untermauerten Bekleidungsstipps regelmäßig im US-Fernsehen.

In zwei- bis dreiminütigen Filmen klärt sie das Publikum seither über drohende Stilbrüche auf und endet stets mit derselben Formel: „Denk daran, du kannst immer noch mehr aus dir machen!“

Zumindest teilweise hat sie selbst jene seelischen Untiefen durchlebt, in denen ihre Klienten zu versinken drohen. Früher war sie süchtig nach Markennamen wie dem Taschenfabrikanten Louis Vuitton und shoppte in Boutiquen weit über ihre finanziellen Möglichkeiten.

Auch kombinierte sie ihre Trophäen nicht immer ganz stilsicher, räumt sie selbst ein. Inzwischen hat Baumgartner sich ein tragbares Kleidungskonzept geschneidert: „Einfache Klassiker, unterstrichen durch besondere Accessoires – das bin ich.“ Hohe Absätze gehören für sie unbedingt dazu. „Machen Absätze eine Frau hilflos? Komm und versuch mich zu kriegen, dann wirst du merken, wie es sich anfühlt, einen Zehn-Zentimeter-Stiletto ins Auge gerammt zu bekommen“, droht sie.

Ihre Patienten versucht die resolute Analytikerin mit zunächst scheinbar ro-

Nachwuchssängerin
Boyle



Popsängerin
Madonna



Prominente Modesünder: „Denk daran, du kannst immer noch mehr aus dir machen!“

* Jennifer Baumgartner: „You Are What You Wear. What Clothes Reveal About You“. Da Capo Press, Boston; 252 Seiten; 12,25 Dollar.

busten Methoden zu kurieren. „Wow, du siehst wirklich entsetzlich aus in dieser Hose“, so begrüßte sie etwa eine Klientin, die mühsam an ihrem Selbstbewusstsein arbeitete.

Statt zu kollabieren, entgegnete die Gescholtene allerdings kühl: „Nun, wirklich schade, dass du das so siehst.“

Der Dialog war ein sorgsam eingeübtes Rollenspiel.

Denn vor kaum etwas haben jene von ihrer Graumäusigkeit befreiten Menschen so viel Furcht wie vor einem beleidigenden Kommentar zu ihrem Äußeren. Es sei überaus wichtig, sich für diesen Verbalangriff eine passende Antwort zu überlegen, rät Baumgartner – in der Situation selbst falle einem bestimmt nichts ein.

Ein Gutteil ihrer Kunden sind Frauen, die ihr Dasein im Schatten ihres allzu drögen Outfits fristen und deshalb von ihrer Umwelt auch als langweilig abgestempelt werden. Als Paradebeispiel dieses Typs gilt Baumgartner die Sängerin Susan Boyle. Die mit Lockenwicklern ondulierte Vorstadtpomeranze fiel als großes Gesangstalent in der britischen Casting-Show „Britain's got Talent“ auf, pflegte dabei jedoch einen Kleidungsstil, der schon vor 30 Jahren altbacken gewirkt hat.



REBECCA BIXLER PHOTOGRAPHY

Psychologin Baumgartner: Früher süchtig nach Markennamen

„Wie kann eine so unglaubliche Stimme aus dieser Verpackung kommen?“, wunderte sich Baumgartner aus der Ferne. Die Expertin diagnostizierte den klassischen Fall einer tiefliegenden Identitätsstörung. Aus lauter Angst aufzufallen dimmen solche Menschen ihr Erscheinungsbild derart herunter, dass sie paradoxerweise gerade deshalb auffallen.

Nicht minder verstörend das krasse Gegenstück dazu: Jene kecken Omis, die auch jenseits des 60. Lebensjahres ihre Liebe zu Netzstrümpfen und Miniröcken ausleben. Die Kultsängerin Debbie Harry von der Gruppe Blondie ist ihrem Stil mittlerweile über Jahrzehnte treu geblieben. Schon als 30-Jährige trug sie mit Vorliebe Kleider von der Länge eines T-Shirts und kniehohle Stiefel.

Inzwischen ist die ergraute Interpretin 66 Jahre alt, und der zur Paarung lockende Dress wird zunehmend zum Glaubwürdigkeitsproblem.

Auch in der Männerwelt ist diese Art Paradiesvogel anzutreffen. In Deutschland wird die Rolle seit Jahren zuverlässig von TV-Moderator Thomas Gottschalk ausgefüllt. Der gealterte Unterhalter verblüfft regelmäßig mit Outfits am Rande des guten Geschmacks. „Wenn das Erscheinungsbild nicht mit der Person übereinstimmt, nehmen die Leute als Erstes genau diese Unstimmigkeit wahr“, sagt Baumgartner. Auch Popsängerin Madonna macht als über 50-Jährige noch immer manisch auf Mädchen.

Dennoch entdeckt die Expertin an dem nach Alterslosigkeit strebenden Star Gutes: Madonna sei „ein wunderbares Beispiel für jemanden, der sich ständig weiterentwickelt“, lobt Baumgartner.

Im schnöden Alltag trifft die Psychologin dagegen immer wieder auf Mütter, die sich aus den Kleiderschränken ihrer pubertierenden Töchter bedienen – oder auf mittelalte Männer, die sich kampflös in das Heer beigefarbene Blousons tragender Herren einreihen.

Das schlimmste Modeverbrechen überhaupt aber werde von einer ganz anderen

Patientengruppe begangen, so die Expertin: von jenen Kaufwütigen nämlich, die in Truhen und Schränken krankhaft Kleider horten, ohne diese Stücke auch nur aus der Verpackung zu holen.

Diese Geplagten fühlen sich nach dem Shopping, als hätten sie eine Beruhigungspille eingeworfen. Baumgartner versucht ihnen behutsam zu vermitteln, dass sie einer allzu kostspieligen und auf Dauer unnützen Strategie der Problemlösung anhängen.

Andere Verirrte wiederum stopfen ihre Wohnung zum Verdruss ihrer Angehörigen mit abgetragenen Plunder voll, den sie beim besten Willen nicht mehr als tragbar in Betracht ziehen dürften. Bedenklich findet die Psychologin etwa, wenn 50-Jährige für den Fall der Fälle ihre Umstandskleidung aufbewahren.

Der eichhörnchenhafte Sammeltrieb ist vermutlich aber unter allen Menschen verbreitet. Der 80/20-Regel folgend, nutzen die meisten Erwachsenen in etwa 80 Prozent der Zeit nur rund 20 Prozent ihrer Garderobe.

Noch geringer war wohl die Quote bei jener „Fußball-Mutti“, die sich aufopferungsvoll ganz in den Dienst der Familie gestellt hatte. Dazu trug sie meist jene bequemen Pullover von den Sportvereinen, in denen ihre Kinder aktiv waren.

Als Baumgartner bei ihr nach im Verborgenen schlummernden Resten femininen Strebens zur Schönheit fahndete, sprudelte alsbald ein in Vergessenheit geratener Quell. Zur Therapie stellte die Psychologin ihrer Klientin ein modisch attraktives Anfängersortiment zusammen, das die aus der Übung Geratene beim Kombinieren nicht überforderte.

Dr. B. verrät auch ihre goldenen Regeln, um die schlimmsten Mode-Katastrophen zu vermeiden: Niemals darf sich die Unterwäsche unter Rock oder Hose abzeichnen; von allzu laut klappernden Accessoires ist abzuraten; zu keiner Zeit sollte Kleidung getragen werden, die mit beleidigenden Botschaften bedruckt ist.

FRANK THADEUSZ



Entertainer
Gottschalk

SASCHA BAUMANN / GETTY IMAGES

POP

Furiose Trauerarbeit

Ihre phänomenal düsteren, hymnischen Lieder zu Klavierbegleitung ließen die Popwelt vor drei Jahren rätseln, woher die Schwermut der noch sehr jungen österreichischen Sängerin Anja Plaschg rührt, die unter dem Namen Soap&Skin auftritt. Nun ist Plaschg 22 Jahre alt, wird von Musikkritikern in vielen europäischen Ländern als poetische Leidschmerzfrau verehrt und versucht mit ihrem zweiten Album „Narrow“, wie sie sagt, „einen Befreiungsschlag“. Sie habe eine seelische Krise überstanden und sich wegen Depressionen behandeln lassen, so Plaschg, „die Erschöpfung ist über mich hergebrochen“. Zuletzt trat die Sängerin nur selten auf, in diesen Wochen aber will sie unter anderem in Hamburg und in Leipzig mit einem großen Ensemble auf die Konzertbühne kommen. „Narrow“ verkauft sich prächtig, mit inständiger Wucht singt Plaschg dort vom Tod ihres Vaters („Wann kommst du wieder heim?“), von Fernweh und Verlorenheit, dazu gibt es eine sehr langsame Version des Achtziger-Jahre-Klassikers „Voyage, voyage“. Sie wisse nicht, wie es mit ihr weitergehen solle, sagt Plaschg. Ein Malereistudium in Wien in der Klasse von Daniel Richter hat sie aufgegeben, in dem preisgekrönten österreichischen Kinofilm „Stilleben“ ist sie erstmals als Schauspielerin zu sehen. Und auch auf der Leinwand zeigt sie jene außergewöhnliche Intensität, die ihre Musik auszeichnet.



ALEXANDRA FEKETE

Plaschg



COURTESY OF MOHAMED ALMANI

Anonyme Street-Art aus Tripolis

KUNST

„Schüsse im Hintergrund“

Martin Roth, 57, Direktor des Victoria and Albert Museum in London, über eine von seinem Haus initiierte Schau mit Werken der Street-Art in Libyen, die zunächst in Tripolis zu sehen war und nun nach Bengasi wechselt



MOMENTPHOTO.DE / BONIS

SPIEGEL: Herr Roth, wie war die Resonanz auf die Eröffnung Ihrer Schau in Tripolis? Immerhin war es die erste größere Ausstellung in Libyen seit dem Beginn der Revolution.

Roth: Zur Eröffnung war aus Sicherheitsgründen nur eine überschaubare Menge an Gästen eingeladen, Künstler, Leute, die mit Street-Art ihren Protest ausgedrückt haben, Menschen aus dem Dunstkreis der jetzt entstehenden Ministerien. Man muss vorsichtig sein. Auch wenn es sich nicht so gefährlich anfühlte – wir hörten im Hintergrund immer mal wieder Schüsse, die an die Gefahr erinnerten.

SPIEGEL: Wozu diese Ausstellung, wenn Sie wegen genau dieser Gefahren nur ein begrenztes Publikum erreichen?

Roth: Wir verstehen sie als Signal. Unter Gaddafi war freie Kunst nicht denkbar. Umso mutiger waren die Leute, die auf die Straße gingen und malten, die ihre Haltung

ausdrückten. Wir würdigen eine Kunstform, die für die Revolution in Libyen wichtig war, die für die Menschen dort eine echte Bedeutung hat. Wir haben eng mit dem British Council zusammengearbeitet, einige libysche Mitarbeiter haben mitgekämpft in dieser Revolution. Für sie, aber auch für das libysche Kulturministerium ist es wichtig, endlich etwas auf die Beine stellen zu können, wenigstens in einem kleinen Rahmen so etwas wie kulturelles Leben zu ermöglichen.

SPIEGEL: Warum fühlt sich ausgerechnet Ihr sehr britisches, sehr traditionelles Museum dazu berufen, eine solche Schau zu veranstalten?

Roth: Museen sollten ihre aristokratische Distanz abbauen. Unser Haus will sich jedenfalls in den Alltag einbringen, und das muss nicht nur der britische Alltag sein. Deshalb besitzen wir übrigens auch eine großartige Sammlung von Street-Art. Die Idee zu dieser Schau entstand, als uns der libysche Kulturminister besuchte. Dann ging alles sehr schnell. Wir sind in ein Land gereist, in dem gerade Zehntausende Menschen umgebracht worden waren, das traumatisiert ist. Es braucht Hilfe beim Wiederaufbau, beim Aufbau einer Normalität, Hilfe auch beim Überwinden der Fronten innerhalb der Gesellschaft, egal, woher.

LITERATUR

Walters letzte Fragen

Dieser Essay ist lange vor der aktuellen Debatte um das Israel-Gedicht von Günter Grass entstanden – und doch lässt sich Martin Walsers Buch „Über Rechtfertigung“ als nachdenklicher Kommentar zur Affäre lesen. Walser, 85, ist wie sein Kollege Grass, 84, mehrfach wegen politischer Regelverstöße und verbaler Grenzverletzungen in die Kritik geraten. Schon lange möchte er raus aus dem „Reizklima des Rechthabermüssens“, in dem es darum gehe, den Eindruck zu vermitteln, „man sei der bessere Mensch“. Und er behauptet, dass er sich nun „nicht mehr berühren lasse von dem, was der Welt gerade am meisten weh tut“. Auf den ersten Blick bemüht sich Walser in seinem Essay um Selbstrechtfertigung: Von einem „Schlussstrich“ unter das Holocaust-Gedenken, wie nach seiner Rede in der Paulskirche 1998 unterstellt, habe er nie gesprochen. Und er habe nie begriffen, dass man ausgerechnet ihm, der als einer der Ersten 1964 vom Frankfurter Auschwitz-Prozess

berichtete, Antisemitismus vorwerfen konnte. Aber auch von den eigenen „nach Unverwechselbarkeit trachtenden Sätzen“ ist die Rede, die ihn bisweilen selbst angeekelt hätten. So changiert sein Essay zwischen Selbstabrechnung und Selbstbehauptung. Schnell wird klar, dass es hier nicht um Rechtfertigung im banalen Sinne geht. Höheres steht an: „Rechtfertigung ohne Religion wird zur Rechthaberei“, ist Walsers neue Überzeugung. Er bezieht sich dabei seitenweise auf Philosophen, Dichter und Kirchenleute. Es ist nicht immer leicht, Walser durch diese Stoffsammlung zu begleiten oder ihm bei seinen Gedankensprüngen zu folgen. Für ihn ist die Religion „anspruchsvoller als jede andere Denk- und Ausdrucksbemühung“. Er fragt, was der Mensch gegenüber Gott ist, und antwortet mit den Worten des Theologen Karl Barth (und Kafka im Sinn): „Wie sollte er je und irgendwie etwas anderes sein als der Angeklagte?“ Da ist dann von letzten Dingen die Rede – sie haben am Ende mit der profanen politischen Sphäre nichts mehr zu tun, in der ein mit „letzter Tinte“ von Grass verfasstes Gedichtpamphlet beheimatet ist.



Martin Walser
Über Rechtfertigung, eine Versuchung
Rowohlt Verlag, Reinbek; 112 Seiten; 14,95 Euro.



KINO IN KÜRZE

„Die Königin und der Leibarzt“ ist ein Historiendrama über die dänische Königin Caroline Mathilde (Alicia Vikander) und ihre Affäre mit dem deutschen Arzt und Aufklärer Johann Friedrich Struensee (Mads Mikkelsen). Nach einem Drehbuch, an dem Lars von Trier mitschrieb, erzählt Regisseur Nikolaj Arcel von den gesellschaftlichen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts, von der teilweisen Entmachtung des Adels, von Sozialreformen und der Abschaffung der Zensur. Präzise und bewegend beschreibt der Film, wie der Wunsch, eine gerechtere Welt zu schaffen, eine große Liebe entstehen lässt. Leider findet die betuliche Inszenierung zu selten die Kraft, die erotischen und politischen Leidenschaften der Figuren in Bilder umzusetzen.

Mein Schiff
kann
mehr!

Premium
Alles
Inklusive



TUI Cruises

Schon mal alles
bestellt, außer der
Rechnung?

Mein Schiff.

Mit unserem **Premium Alles Inklusive-Konzept** sind die meisten Speisen und ein umfangreiches Getränkeangebot den ganzen Tag schon inklusive. Ihre Sicherheit ist unsere Priorität – deutschsprachig und mit höchster Qualität. Weitere Informationen erhalten Sie in Ihrem Reisebüro oder unter www.tuicruises.com

Mein Schiff 1

Mittelmeer

Mai bis September 2012

7 Nächte ab **895 €***



* Flex-Preis (limitiertes Kontingent) p.P. bei 2er-Belegung einer Innenkabine ab/bis Malta.

STREITGESPRÄCH

„Abschalten, Digger“

Der Musiker Jan Delay und der Abgeordnete der Piratenpartei Christopher Lauer ringen um den Wert der Kunst im digitalen Zeitalter und die Frage, ob Musik im Internet kostenlos zur Verfügung stehen sollte.

Jan Delay ist einer der erfolgreichsten Popmusiker in Deutschland. Wie viele seiner Kollegen fühlt er sich von der Forderung der Piratenpartei, die Musik-Tauschbörsen im Internet zu legalisieren, bedroht, weil dann kein Musiker mehr von seiner Arbeit leben könne. Am vergangenen Dienstag traf er sich im Hamburger SPIEGEL-Haus mit dem Piratenpolitiker Christopher Lauer, um eine Diskussion weiterzuführen, die der Musiker und Schriftsteller Sven Regener (Element of Crime, „Herr Lehmann“) vor vier Wochen losgetreten hatte: Die Weigerung, Musik als ein zu bezahlendes Gut anzuerkennen, sei „eine Unverschämtheit“.

Delay, 35, ist gebürtiger Hamburger, seine letzten beiden Alben (darunter „Wir Kinder vom Bahnhof Soul“) standen auf Platz eins der deutschen Charts; im Mai erscheint die Konzert-DVD „Hamburg brennt“. Lauer, 27, ist Abgeordneter der Piratenpartei im Berliner Parlament und kulturpolitischer Sprecher der Fraktion.

SPIEGEL: Herr Lauer, die Piratenpartei fordert die Legalisierung von Musik-Tauschbörsen im Internet. Das bedeutet, dass nie wieder jemand nur einen Cent für ein Lied von Jan Delay bezahlen müsste. Wie erklären Sie ihm, dass Sie seine Arbeit offenbar für wertlos halten?

Lauer: Ich sage nicht, dass seine Arbeit wertlos ist. Wir Piraten sagen, dass es keinen Sinn hat, Menschen, die sich Musik im Netz herunterladen, zu kriminalisieren. Es geht doch um den 15-Jährigen, der kaum Geld hat. Jan, du solltest schon genug Phantasie haben, dir vorzustellen, dass dieser 15-Jährige, der sich heute dein Album herunterlädt oder sich etwas von dir umsonst auf YouTube ansieht, denkt: Okay, das ist gute Musik, und später, wenn ich einmal Geld habe, kaufe ich mir eine CD oder gehe zu einem Konzert von Jan Delay.

Delay: Ach ja? Komisch. Die CD-Verkäufe haben sich in den letzten zehn Jahren fast halbiert. Und jetzt kommt einer von



Kontrahenten Lauer, Delay: „Das System funktioniert nicht mehr, das ist der Ist-Zustand, findet

Das Gespräch führten die Redakteure Thomas Huetlin und Philipp Oehmke.

der Piratenpartei und sagt, das soll Werbung für die Musiker sein? Ich verstehe jeden 15-Jährigen, der kein Geld hat. Es ist trotzdem eine komische Argumentation. Wenn der 15-Jährige sich im Supermarkt eine Flasche Wodka kauft, soll man das dann auch erlauben, weil der Junge kein Geld hat?

Lauer: Es gibt einen Markt von Konsumenten. Die bezahlen Geld für kulturelle Güter. Durch das Internet verteilt sich das Geld nur anders. Unbekanntere Künstler bekommen die Möglichkeit, eine Aufmerksamkeit zu erlangen, die sie im klassischen Plattenfirmen-System nie bekom-

men hätten. Angebot und Nachfrage – das regelt der Markt nun direkt.

SPIEGEL: Wie denn?

Lauer: Indem die Künstler direkt von den Konsumenten Geld erhalten – durch direkte Bezahlssysteme, durch Verkäufe auf Internetplattformen, durch Konzerte. Was eben nicht mehr funktioniert, ist das alte System zwischen Künstlern, Labels und Konsumenten. Ich verstehe, dass man sich darüber aufregt. Aber das ist der Ist-Zustand. Findet euch damit ab.

Delay: Ich finde mich sicherlich nicht damit ab, weil ihr unsere gesamten Urheberrechte abschaffen wollt.

Lauer: Ein Künstler soll seine Urheberrechte natürlich behalten. Der soll nicht arm werden. Wir sagen, wenn ein Urheber einen Vertrag mit einem Verwerter abschließt, dann bekommt der Verwerter die exklusiven Nutzungsrechte nur noch für maximal 25 Jahre. Das heißt, wenn du, Jan, einen Vertrag mit Universal abschließt, hat Universal die Nutzungsrechte nur noch maximal 25 Jahre – und auch nur für Vertriebswege, die zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses bekannt waren. Das stärkt dich als Künstler.

Delay: Ich glaube, ich muss euch Piraten dringend mal ein paar Dinge erklären. Vieles, was du sagst, ist hart gefährliches Halbwissen. Ihr strickt euch eure Meinungen aus irgendwelchen Blog-Posts und Wikipedia-Einträgen zusammen. Aber keiner von euch hat sich 20 Jahre lang im Musikgeschäft bewegt, weder als Schaffender noch als Verkaufender. Bei euch sind die Plattenfirmen immer die Bösen, aber das ist ein Klischee. Was ihr immer vergesst, ist die komplette Infrastruktur, die da dranhängt: Videoproduktionen, Studios, all die Zulieferbetriebe, die seit zehn Jahren nur noch sterben, sterben, sterben.

Lauer: Für 95 Prozent der Musiker lief es auch ohne das Internet, auch ohne die Piratenpartei nicht gut. Die Urheberrechtsdiskussion lenkt den Blick auf die Bedingungen, unter denen die meisten Künstler arbeiten. Die in der Künstler-sozialkasse versicherten Musiker verdienten im letzten Jahr durchschnittlich nicht einmal 12 000 Euro.

Delay: Sorry, aber ihr wollt euch jetzt nicht wirklich zum Rächer der schlechtverdienenden Künstler aufschwingen?

Lauer: Ich will nur nicht die Behauptung gelten lassen, die Piratenpartei wolle die Urheber alle arbeitslos machen. Nach unserer Vorlage bleibt das Urheberrecht beim Urheber. Wir ändern lediglich die Spielregeln zwischen Urheber und Verwerter.

Delay: Nee, Digger. Ihr ändert bitte überhaupt keine Spielregeln. Was du da gerade erzählst, verhandelt ein Künstler mit seinem Label. Wenn er einen schlechten Anwalt hat, kriegt er einen schlechten Vertrag. Wenn er schlechte Musik macht, wird er abgezockt. Wenn er gute Musik macht, hat er bessere Chancen, weil man ihn unbedingt signen will. Das hat euch überhaupt nicht zu interessieren, welche Verträge ein Künstler unterschreibt.

Lauer: Es geht doch um die Frage, wie man Künstler und Konsumenten zusammenbringt.

Delay: Nein. Kannst du gar nicht. Denn dazwischen sind immer die Verwerter, also die Plattenfirmen, über die ihr so schimpft. Und die brauchen wir auch. Denn wir machen Musik und Kunst. Wir können uns nicht darum kümmern, wie etwas verkauft wird, wie etwas abge-



CHRISTIAN O. BRUCH / LAIF / DER SPIEGEL

euch damit ab“ – „Sicherlich nicht“

rechnet wird, wie etwas geschützt wird. Dafür brauchen wir die Verwerter.

Lauer: Wir wollen nicht die Verwerter verbieten. Aber die Rolle des Verwerter verändert sich.

Delay: Ich werfe denen in der Plattenindustrie seit zehn Jahren vor, dass die nicht auf so etwas wie iTunes gekommen sind. Dass die das verpennt haben. Mag alles sein. Aber die Versäumnisse der Plattenindustrie sind kein Argument für die Legalisierung der Tauschbörsen. Allein der Begriff ist falsch. Hört sich so harmlos an. Aber da wird nichts getauscht. Da werden meine Lieder für umsonst dupliziert.

Lauer: Ja. Aber wir haben eine Bevölkerung, die benutzt Tauschbörsen. Deswegen sagen wir: Tauschbörsen ja. Nur: Wie gehen wir damit um? Kriminalisieren wir einen Großteil der jungen Bevölkerung? Etwa mit der Two-Strikes-/Three-Strikes-Regelung, die gerade im Gespräch ist und bedeutet, dass man nach zwei oder drei Vergehen den Internetanschluss verliert? Es sind Netzsperrungen im Gespräch, und es gibt Anwälte, die Abmahnungen über 1500 Euro raus schicken.

Delay: Da sind wir zum ersten Mal einer Meinung. Diese Abmahnungen sind so, als würde man mit einem Baseballschläger jedem auf die Fresse hauen, der ein Kaugummi kauft. Das schürt nur den Hass auf die Plattenindustrie. Es ist ein windiges Geschäftsmodell, das sich ein paar Anwälte ausgedacht haben, die von der Notlage der Künstler und Plattenlabel profitieren und richtig Asche machen. Die holen sich Niedriglöhner, die für fünf Euro die Stunde in Sweatshops sitzen und IP-Adressen rausfiltern.

SPIEGEL: Wird dieses eingeforderte Geld eigentlich an die Künstler ausgeschüttet?

Delay: Peinlicherweise habe ich auf meiner letzten Abrechnung auch einen solchen Posten entdeckt. Das ist eklig. Ich will dieses Geld nicht und spende es. Und ich glaube, es gibt Bands und Labels, die damit inzwischen richtig Geld machen.

Lauer: Mit der Zahlungsaufforderung kommen auch meist Unterlassungserklärungen, und die werden uns noch richtig um die Ohren fliegen. Wenn man die unterschreibt, verpflichtet man sich, beim nächsten Vergehen bis zu 250.000 Euro zu bezahlen. Wir sagen: Es gibt jenseits der Tauschbörsen genügend Möglichkeiten, wie man den Künstlern Geld zukommen lassen kann.

SPIEGEL: Welcher 15-Jährige, der kaum Geld hat, bezahlt für etwas, das er auch legal umsonst haben kann? Was Sie vorschlagen, ist eine Art Almosenwirtschaft.

Lauer: Verstehen Sie doch: Tauschbörsen kriegt man nicht weg.

Delay: Doch. Abschalten, Digger.

Lauer: Wie willst du ein Peer-to-Peer-Netzwerk, das auf tausend Rechner ver-



Musiker Delay, Politiker Lauer: „All die Betriebe, die seit zehn Jahren nur sterben, sterben, sterben“ –



teilt ist, ohne Deep Packet Inspection abschalten?

Delay: Ey, Alter, was?

Lauer: Also: Wie will man ein solches Netzwerk abschalten, ohne in die Netzwerkstruktur massiv einzugreifen? Zum Beispiel Jan Delays Lied „Klar“, das ich toll finde, obwohl ich ihn sonst eigentlich nicht höre ...

Delay: Ich hör euch auch nicht.

Lauer: Dieses Lied habe ich jetzt auf meiner Festplatte und öffne ein sogenanntes Torrent-Programm. Damit kann sich das jeder von mir runterladen. Die Rechner fangen also an, die Dateien zu kopieren. Eine Kontrollinstanz, die das verhindern wollte, müsste nun in jedes Datenpaket, das meinen Computer verlässt, hineingucken, um festzustellen, was da hin und her geschickt wird. Ein Musikstück von Jan Delay oder eine Liebes-E-Mail an meine Freundin? Tauschbörsen zu legalisieren ist gesamtgesellschaftlich einfacher als der Aufbau einer Überwachungsinfrastruktur.

Delay: Websites wie Megaupload von Kim Schmitz oder kino.to sind doch auch abgeschaltet worden.

Lauer: Das sind keine Tauschbörsen. Da werden Musik oder Filme auf eine Web-

Delay: Und das findest du in Ordnung?

Lauer: Auf Tauschbörsen wie Pirate Bay gibt es auch Angebote, die ich legal eben nicht kaufen kann. Ich gucke zum Beispiel gerade die amerikanische Zeichentrickserie „Family Guy“. Bei iTunes kann man sich die aktuellen Folgen im Original nicht herunterladen, also gehe ich zu Pirate Bay, wo ich die aus dem amerikanischen Fernsehen aufgenommenen Folgen finden kann. Tauschbörsen ermöglichen es den Menschen, Kulturgut auszutauschen. Damit helfen sie unbekannten Künstlern, ihre Kunst zu verbreiten.

Delay: Das hat Kim Schmitz mit Megaupload auch getan. So kannst du nicht argumentieren.

Lauer: Aber dort steckt ein kommerzielles Interesse dahinter.

Delay: Bei den Tauschbörsen wie Pirate Bay gibt es auch Bannerwerbung. Wieso ist das eine okay, das andere nicht?

Lauer: Pirate Bay ist eine Suchmaschine für Torrents. Megaupload oder kino.to stellen die Dateien für Geld zur Verfügung.

Delay: Nein. Dort gibt es die Sachen auch umsonst.

Lauer: Aber kino.to ist ein kommerzielles Angebot, weil sie Werbefbanner schalten.

Delay: Das tun deine Torrent-Börsen auch. Da hast du immer noch nicht drauf geantwortet.

Lauer: Gut. Jetzt hast du mich.

Delay: Um ehrlich zu sein: Bei den meisten Punkten, die du bisher hier gemacht hast, habe ich dich. Ist jetzt nicht böse gemeint, aber auch unabhängig von der Urheberfrage erscheint mir das ganze Piratenpartei-Ding, als käme da jemand um die Ecke und sagt: Ey, wir sind hier eine Partei und es gibt Schokolade für alle umsonst. Und ein paar Nichtwähler sagen: Geil, Schokolade umsonst, das ist doch mal Politik. Aber, Leute, habt ihr Lösungen? Wisst ihr überhaupt, wovon ihr redet? Ich glaube euch, dass ihr Ahnung von Computern habt, das ist dann aber auch schon alles.

Lauer: Wir machen zumindest Vorschläge.

Delay: Nee, Digger, die Vorschläge, die du bisher hier gemacht hast, kann ich alle in der Luft zerreißen. Soll ich dir mal ein paar Vorschläge machen?

„Aber, Leute, habt ihr Lösungen, wisst ihr überhaupt, wovon ihr redet?“

Jan Delay

site geladen, und Geld verdienen die durch Porno-Werbung. Das ist Mafia. Torrent-Tauschbörsen funktionieren anders: Da lade ich mir eine Torrent-Datei auf meinen Rechner. Das ist nicht das Lied oder der Film selbst, sondern nur die Information, wo es zu finden ist. Im Grunde so etwas wie die Gelben Seiten. Das Programm sucht sich von allen Rechnern und Servern, auf denen die Musikdatei liegt, die Informationen und kopiert sie auf meinem Rechner zusammen. Gleichzeitig stellt mein Rechner die Musikdatei wieder anderen Rechnern zur Verfügung.



FOTOS: CHRISTIAN O. BRUCH / LAIF / DER SPIEGEL

„Für 95 Prozent der Musiker lief es schon schlecht, auch ohne Piratenpartei“

Lauer: Bitte.

Delay: Du sagst einerseits, man soll die Kids, die sich Songs oder Filme bei Pirate Bay oder kino.to besorgen, nicht kriminalisieren. Finde ich auch, aber: Wenn du in einen Laden gehst und ein Duplo klast und erwischt wirst, bekommst du eine Strafe. So ist das nun mal. Ich fahre seit Geburt schwarz. Wenn ich erwischt werde, zahle ich 60 Euro, und das ist okay. „Superman“-Film runtergeladen, erwischt worden, 60 Euro. Dieses Geld sollte dann nicht den großen Musikern zugutekommen, sondern denen, die unter dem Runtergelade wirklich leiden. Dieter Bohlen und ich bekommen davon nichts.

SPIEGEL: Die Leute sollen ruhig versuchen, Sie zu bestehlen, Sie dürfen sich nur nicht erwischen lassen?

Delay: Ja. Ich bin doch nicht Lars Ulrich von Metallica, der ständig sagt, Klauen ist doof. Ich bin HipHopper. Wir malen nachts Züge an! Wir klauen Musik und machen daraus neue Musik! Das ist unsere Kunst.

SPIEGEL: Und trotzdem pochen Sie jetzt auf Einhaltung ganz bürgerlicher Grundprinzipien: Bitte bezahlt mich, wenn ihr etwas von mir haben wollt.

Delay: Mir ist es egal, ob die ganze schlechte Musik aus dem Netz gesaugt wird. Aber bei den guten Sachen, die mit Herzblut gemacht sind, möchte ich, dass die Leute bezahlen. Und ich finde es nicht uncool, das laut auszusprechen.

SPIEGEL: Offensichtlich befürchten Musiker genau das: als uncool zu gelten, wenn sie darauf beharren, dass illegales Kopieren verhindert werden soll.

Delay: Alter, das finde ich so schwanzlos. Die sollten sich lieber Sorgen darum machen, keine uncool Musik zu machen.

SPIEGEL: Der Berliner Musiker Sven Regener hat durch ein Radio-Interview die Diskussion um die Urheberrechte und die Pläne der Piraten neu entfacht. Er hat auch gesagt, dass sich viele Musiker nicht trauen würden, ihre Meinung zu sagen.

Delay: Ich fand die Wutrede von Sven Regener super. Aber ich verstehe nicht, warum er die Sorge äußert, dass seine Haltung uncool sein könnte.

SPIEGEL: Möglicherweise hat er ja recht? Der Gestus des Pop war immer eher ka-

pitalismuskritisch. Da ist es schwierig, zu sagen: Ich will, dass die Leute bezahlen.

Delay: Ich finde nicht, dass Pop per se anti-kapitalistisch ist. HipHop schon gar nicht.

Lauer: Als ich Regener gehört habe, dachte ich, die Forderung nach dem Verbot von Tauschbörsen klingt, als wollte man die Schwerkraft verbieten. Wir leiten viele unserer Forderungen aus den technischen Gegebenheiten des Netzes ab. Die stehen für uns wie Naturgesetze. Deswegen fällt es Ihnen und vielen anderen manchmal schwer, uns zu verstehen.

„Tauschbörsen abschaffen – das klingt, als wollte man die Schwerkraft verbieten.“

Christoph Lauer

SPIEGEL: Uns fällt es schwer, weil Sie als Piraten eine Umsonst-Kultur im Netz propagieren, für die es keine Rechtfertigung gibt: Musik, Filme, auch Journalismus, alles darf nichts kosten.

Lauer: Wir suchen doch nach Lösungen, auch zur Bezahlung von geistigem Eigentum. Wenn ein Musiker eine Idee für eine Platte hat, kann er die doch im Netz bekannt machen und fragen, wer bereit ist, dafür zahlen.

Delay: Der soll mit dem Hut rumgehen? Das funktioniert nur, wenn dieser Künstler schon einen großen Namen hast. Ein unbekannter Künstler, der Geld für eine Idee sammelt? Vergiss es.

Lauer: Entschuldigung. Wir müssen, was Bezahlmodelle im Netz angeht, schon ein bisschen experimentieren. Wenn hier jeder Vorschlag nur abgeschmettert wird, brauchen wir uns nicht zusammenzusetzen. Natürlich machen wir Fehler und kennen uns manchmal nicht aus. Aber ich hoffe, es kommt rüber, dass wir uns mit dem Urheberrecht und den Produktionsbedingungen von Kulturschaffenden auseinandersetzen. Im Übrigen geht es nicht ums Klauen. Wenn ich dir die Kappe vom Kopf klaue, Jan, dann ist die weg. Wenn ich einen Song von dir im Netz kopiere, dann ist der aber noch da.

Delay: Dieser Song ist noch da. Aber der Musiker, der ihn gemacht hat, wird keinen zweiten aufnehmen können, weil er mit dem ersten kein Geld verdient hat. Insofern nehmt ihr den Leuten durchaus etwas weg. Meine eigene Biografie als Künstler veranschaulicht das gut: Mit 15 habe ich angefangen, Musik zu machen, nur so. Ich ging noch zur Schule, dann Zivildienst, habe weitergemacht mit der Musik, weil es gut lief, dann Studium, und plötzlich hatte ich einen Hit und keine Zeit mehr fürs Studium. Das heißt, ich habe

nur weitergemacht, weil es, jetzt mal krass formuliert, damals kein Internet gab. Hätten sich alle meine Musik einfach umsonst runtergesaugt, hätte ich aufgehört. Dann hätte ich Jura studiert oder BWL oder wäre jetzt ein Junkie.

SPIEGEL: Ein junger Künstler kann heute nicht mehr von seinen Platten leben?

Delay: Jedenfalls nicht, wenn man wie ich Wert auf eine hochwertige Produktion und aufwendige Videos legt. Heutzutage verdienst du dein Geld mit Live-Shows, mit Merchandise, oder du stellst dich für Werbung zur Verfügung. Als ich von meinem letzten Album 100 000 Stück verkauft und damit Gold-Status erreicht hatte, war ich immer noch im Minus.

Lauer: Warum?

Delay: Heute reichen in einer schwachen Woche 10 000 Verkäufe, um in Deutschland auf Nummer eins zu gehen. Dafür war vor 15 Jahren ein Vielfaches nötig. Die Kosten für Marketing sind aber eher gestiegen. Es wird viel investiert von der Plattenfirma, aber das meiste wird mir gegengerechnet. Viel bleibt nicht übrig, vor allem wenn du so aufwendige Videos drehst wie zum Beispiel mein „Oh Jonny“. Da musst du schon ein Platin-Album haben, also 200 000 Einheiten verkaufen wie ich jetzt, damit man am Ende vielleicht ein bisschen verdient.

Lauer: Verkaufst du über iTunes?

Delay: Klar. Aber von den 99 Cent, die ein Song dort im Schnitt kostet, gehen gerade mal 15 Prozent an mich, davon muss ich aber noch die Produktion und die Musiker bezahlen. Das ist ein Witz.

Lauer: Siehst du.

Delay: Aber du hast dir vorhin eine Abmahnung über 1500 Euro eingehandelt.

Lauer: Was?

Delay: Du hast gestanden, dass du dir „Family Guy“ bei Pirate Bay besorgt hast. Ist schon notiert. Das kostet.

SPIEGEL: Herr Lauer, Herr Delay, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Animation: Was ein Rockstar wirklich verdient

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

Den SPIEGEL für einen Freund, eine Prämie für Sie!



ODYS ECCO 22 LED-Fernseher mit DVD-Player und DVB-T-Tuner

Full-HD-LED-Fernseher mit integriertem Slot-In-DVD-Player und DVB-T-Tuner. 21,5"-Bildschirm im Format 16:9. Mit integrierten Stereo-Lautsprechern, USB-Anschluss und HDMI-Eingang. Fernbedienung inkl. Batterie im Lieferumfang enthalten. Maße ohne Standfuß (BxHxT): ca. 52,6x39,2x16,5 cm.

Zuzahlung: nur € 85,-



Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Vollendete Formsprache, durchdachte Funktion! Dieses Meisterstück im Bauhaus-Stil wurde 1924 von Wilhelm Wagenfeld designt und überzeugt noch heute in der einzigen autorisierten Reedition. Metall vernickelt, Klarglas und Opalglas, mit Einzelnummerierung und Echtheitsiegel. Ohne Leuchtmittel. Maße: Höhe ca. 36 cm, Schirm-Ø ca. 18 cm, Fuß-Ø ca. 15 cm.

Zuzahlung: nur € 149,-



KitchenAid Classic

Hohe Vielseitigkeit, exzellente Qualität und markantes Design haben die KitchenAid Classic zu einem beliebten Küchenhelfer gemacht. Mit Kneithaken, Flachrührer, Schneebesen und 4,28-Liter-Edelstahlschüssel. Maße (BxHxT): ca. 35,2x35,7x22,1 cm.

Zuzahlung: nur € 189,-



SAMSUNG S5260 Star II – ohne Vertrag

Kompaktes Touchscreen-Phone mit 3"-Display und edel glänzender Oberfläche. Schnelles WLAN, 3,2-Mpix.-Kamera, Quicktype by t9-Trace™. Mit integrierten Social-Networking- und Instant-Messaging-Diensten. Wahlweise in den Farben Schwarz oder Weiß. Maße (BxHxT): ca. 54x108x12,4 mm.

Ohne Zuzahlung



Telefon 0180 2 775566

(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-118



Fax 040 3007-857085

Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien

Weitere Prämien im Internet



TomTom Start Classic CE TMC

Der ideale Reisebegleiter: Das handliche Navigationsgerät mit 3,5"-Touchscreen ist sofort einsatzbereit. Karten von Zentraleuropa (bis zu 19 Länder), TMC-Verkehrsinformationsempfänger, tageszeitabhängige Routenberechnung, IQ-Routes, Fahrspurassistent, gesprochene Straßennamen, MapShare, Hilfe!-Menü und praktische EasyPort-Halterung. Maße (B x H x T): ca. 94 x 81 x 20 mm.

Ohne Zuzahlung



Gigaset C300A Trio

Schnurloses, strahlungsarmes DECT-Telefon mit 3 Mobilteilen und integriertem Anrufbeantworter. Bis zu 250 Telefonbucheinträge möglich. Mit Farbdisplay, Anruferanzeige, Freisprechfunktion, Wecker, Stummschaltung u. v. m. Gesprächszeit bis zu 20 h, Stand-by-Zeit bis zu 300 h. Wandmontagefähig. Wahlweise in Schwarz/Silber oder Weiß/Silber.

Ohne Zuzahlung



Tivoli-Radio „Model One“

Mehr als 40 Jahre hat Henry Kloss in die Entwicklung des Mono-Radios gesteckt. Heute ist es Kult. Bewusst dezente Optik mit exzellenter Tonqualität. Störungsfreier AM-/FM-Empfang, hochwertige 3-Zoll-Breitbandlautsprecher für sonoren Raumklang. Unterseite mit Bassreflexöffnung. Anschlüsse für CD-Player, Tape, Kopfhörer und 12-V-Anschluss. Farbe: Kirsch/Silber. Maße (B x H x T): ca. 21,2 x 11,4 x 13,3 cm.

Zuzahlung: nur € 49,-



Geldprämie € 75,-

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 75,- direkt auf Ihr Konto!

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Wunschprämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 3,80 statt € 4,- pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Auslandsangebote auf Anfrage:

Tel. +49 40 3007-4881

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL (ggf. inklusive der digitalen Ausgabe) für mindestens ein Jahr. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und solange der Vorrat reicht.

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 49,40
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geburtsdatum 1 9

BLZ _____ Konto-Nr. _____

Geldinstitut, Ort _____

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone, Android-Smartphone/-Tablet und PC/Mac) beziehen. SD12-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe) _____



Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten _____

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

☐ Geldprämie € 75,- (1684)
Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ _____ Konto-Nr. _____

Geldinstitut, Ort _____

☐ ODYS ECCO 22 LED-Femseher mit DVD-Player und DVB-T-Tuner (4029) Zuzahlung: € 85,-

☐ TomTom Start Classic CE TMC (3920)

☐ Wagenfeld-Tischleuchte WG 24 (3739) Zuzahlung: € 149,-

☐ Tivoli-Radio „Model One“ (3785) Zuzahlung: € 49,-

☐ KitchenAid Classic (3219) Zuzahlung: € 189,-

☐ Gigaset C300A Trio

☐ SAMSUNG S5260 Star II – ohne Vertrag

☐ Schwarz/Silber (4077)

☐ Weiß/Silber (4078)

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

KINO

Hamlet in Afrika

Nach jahrzehntelanger Pause produziert der Disney-Konzern wieder aufwendige Tierdokumentationen. Als Vorbild für die neuen Dokus über Raubkatzen und Schimpansen dient der Zeichentrickfilm-Klassiker „Der König der Löwen“.

Der Regisseur Alastair Fothergill kann stundenlang über Tiere reden, über Schimpansen, Löwen, Geparden, und darüber, wie Geparden sich fortpflanzen, nämlich sehr hastig. „Wham, bang, thank you, mam“, sagt Fothergill. Doch eigentlich möchte er jetzt erst einmal etwas zeigen, „den Disney-Kill“.

Fothergill steht in einem Safarizelt in der Masai Mara, Kenia, einem Naturschutzgebiet, das die schönsten Afrika-Klischees vereint. Die Masai Mara ist die Heimat von Löwen, Elefanten, Giraffen und den Hirten vom Stamm der Masai; „Jenseits von Afrika“ mit Meryl Streep und Robert Redford wurde hier gedreht. Der Regisseur schaltet einen Flachbildschirm ein, er zeigt ein paar Szenen der neuen Kino-Dokumentation „Im Reich der Raubkatzen“, die sein Team in den vergangenen Wochen ganz in der Nähe gefilmt hat, darunter einen Disney-Kill.

Das Wichtigste bei einem Disney-Kill ist, was man nicht sieht. Was man sieht,

ist ein Gepard, der eine Gazelle hetzt. Die Gazelle ist schnell, aber der Gepard ist schneller, der Abstand zwischen den beiden Tieren wird geringer, die Gazelle schlägt Haken, vergebens. Am Ende erwischt der Gepard seine Beute am Hinterlauf, die Gazelle stürzt, sie rutscht auf dem Bauch noch ein paar Meter weiter und bleibt zufällig genau dort liegen, wo das Gras einen halben Meter hoch ist. Der Gepard springt hinterher, das Gras verdeckt, wie er sein Opfer tötet. Es ist ein bisschen wie bei Shakespeare, wenn Hamlet den hinter einem Vorhang verborgenen Polonius ersticht.

Alastair Fothergill, geboren 1960 in London, studierter Zoologe, Vater von zwei Söhnen, ist der erfolgreichste Tierfilmer der Welt. Jahrelang leitete er die „Natural History“-Abteilung der BBC, die Naturdokumentationen für Fernsehsender in aller Welt produziert. Als Regisseur verantwortete er Großprojekte wie die TV-Serien „Unser blauer Planet“ und „Planet Erde“, die das Genre mit grandiosen Bildern und zuvor unvorstellbarem Aufwand revolutionierten. Best-of-Fassungen dieser Serien liefen, in Spielfilmlänge und unter leicht veränderten

Titeln, auch im Kino: „Deep Blue“ (2003) wollten allein in Deutschland 800 000 Zuschauer sehen, „Unsere Erde“ (2007) sogar 3,8 Millionen. Weltweit spielte „Unsere Erde“ 110 Millionen Dollar ein.

Seit 2008 ist Fothergill nur noch sechs Monate pro Jahr für die BBC im Einsatz, in der übrigen Zeit arbeitet er für Hollywood, für den amerikanischen Unterhaltungskonzern Disney. Drei Filme, so der Deal, muss er Disney liefern. Der erste, „Im Reich der Raubkatzen“, läuft jetzt in den deutschen und britischen Kinos an. Im nächsten Jahr startet „Schimpansen“.

Naturdokumentationen im Kino, das ist eine Wachstumsbranche. Mehr als 50 Jahre nachdem Bernhard Grzimek für „Serengeti darf nicht sterben“ einen Oscar gewann, ist das Genre wieder populär.

Anders als früher wollen die meisten Tierfilmer die Zuschauer heute nicht mehr in erster Linie belehren, sondern unterhalten, Spektakel statt Biologie-Unterricht. Wenn Fothergill vom Hub-schrauber aus filmt, wie Löwen hinter Gazellen herhetzen, benutzt er dafür die gleichen Spezialkameras, mit denen in Hollywood Autoverfolgungsjagden gedreht werden.

* Co-Regisseur Keith Scholey, Produzentin Alix Tidmarsh, Kamerafrau Sophie Darlington in der Masai Mara, Kenia.



Regisseur Fothergill (r.), Kollegen*: Warten auf den Disney-Kill

CECILE BURBAN / DISNEY ENTERPRISES



Geparden im Film „Im Reich der Raubkatzen“: „Am wichtigsten ist das Casting“

WALT DISNEY STUDIOS / KOBAL COLLECTION

Tierfilme erzählen eine Menge über Menschen, über die, die sie machen, und über die, die sie gucken. Die Filme spiegeln unsere Ängste, unsere Wünsche. Die klaren Regeln der Wildnis, fressen und gefressen werden, faszinieren Großstädter. Das Paarungsverhalten von Karnickeln, das Imponiergehabe von Affen, es gibt offenbar vieles, in dem der Mensch sich wiedererkennen kann.

Auch der Disney-Konzern, Heimat von Donald Duck, entdeckt gerade das Star-Potential echter Tiere, wieder einmal. In den fünfziger Jahren präsentierte Walt Disney persönlich hauseigene Dokus wie „Die Wüste lebt“, doch später produzierte der Konzern über Jahrzehnte keine eigenen Tierfilme mehr.

Inzwischen wurde eine neue Abteilung für Dokumentationen gegründet, Disney-nature. Zum Einstand kaufte man die US-Rechte an „Unsere Erde“. Der Film, internationaler Titel: „Earth“, war längst fertig und bereits in vielen Ländern erfolgreich in den Kinos gelaufen. Für das amerikanische Publikum jedoch wurden wichtige Änderungen vorgenommen.

In Fothergills Original erklärt zu Beginn ein Sprecher, dass vor „Milliarden Jahren ein gewaltiger Asteroid auf die Erde gestürzt ist“. In der US-Version fehlt dieser Satz. Bibeltreue Amerikaner, die die Schöpfungsgeschichte wörtlich nehmen, sollten nicht verschreckt werden. Und für die US-Fassung von „Earth“ füg-

te Disney ein Hollywood-taugliches Happy End hinzu, Szenen mit spielenden Eisbären, badenden Elefanten und fröhlichen Pinguinen. „Manchmal ist es das Paradies“, heißt es dazu im amerikanischen Kommentar, während die letzten Einstellungen des europäischen Originals einen Eisbären zeigen, der im Meer zu ertrinken droht, sowie einen verdurstenden Elefanten. Dazu warnt der Sprecher vor den Folgen des Klimawandels.

Die treibende Kraft hinter Disney-nature ist ein Franzose, Jean-François Camilleri, im Hauptberuf Frankreich-Chef des Disney-Konzerns. Er erkannte das Potential von Tierdokus, als er 2005 „Die Reise der Pinguine“ in die französischen Kinos brachte. Das Konzept: spektakuläre Tierszenen, so geschnitten, dass sie eine richtige Handlung ergeben, wie bei einem Spielfilm. Den Vögeln legte man Dialoge in den Schnabel, ein Sprecher feierte Papa und Mama Pinguin als liebevolle Eltern, die glückliche Kleinfamilie aus der Antarktis. „Die Reise der Pinguine“ spielte weltweit 130 Millionen Dollar ein, bei nur 8 Millionen Dollar Produktionskosten, der Regisseur Luc Jacquet gewann einen Oscar.

Als Blaupause für Fothergills „Im Reich der Raubkatzen“ diente nun der Zeichentrickfilm „Der König der Löwen“ aus dem Jahr 1994, bis heute einer der größten Erfolge des Disney-Studios, im Kino, auf DVD, als Musical. „Der König der Lö-

wen“, das ist „Hamlet“ in der Savanne: Ein junger Löwe kämpft um die Macht gegen seinen hinterlistigen Onkel, der bereits den Vater des Jungen auf dem Gewissen hat.

Ein Zeichentrickfilm als Vorbild? Fothergill sagt, er wolle einen „epischen Thriller“ drehen, nur eben mit echten Raubkatzen, eine Dokumentation mit dem Plot eines Spielfilms, mit einer richtigen Handlung, zoologisch korrekt, aber mit Blockbuster-Potential. Die Story: Zwei Löwenrudel kämpfen um ein Revier, außerdem geht es um eine Gepardenmutter, die ihre Jungen durchzubringen versucht.

Fothergill und sein Co-Regisseur Keith Scholey erstellten vorab eine Art Wunschliste mit möglichen Szenen für ihr Dokudrama: Löwen jagen, Löwen kämpfen gegeneinander, Geparden verteidigen ihren Nachwuchs und so weiter. Geschickt montiert, können diese Sequenzen den Eindruck einer in sich abgeschlossenen Erzählung vermitteln. Was sich davon vor Ort tatsächlich drehen ließ, das wussten die Macher anfangs nicht. Dieses Konzept ist eine Gratwanderung für Tierfilmer, die sich der Authentizität verpflichtet fühlen und zugleich eine runde, kindgerechte Geschichte erzählen wollen.

„Am wichtigsten ist das Casting“, sagt Fothergill, die Auswahl telegener Tiere. Zwar sollten die Stars, anders als in „Die Reise der Pinguine“, nicht sprechen, aber



FOTOFINDER / WALT DISNEY STUDIOS / KOBAL COLLECTION

CINETEXT / ALLSTAR / DISNEY

Hauptdarsteller Löwe, Schimpanse in Fothergill-Filmen: Spektakel statt Biologie-Unterricht

es sollten gut wiedererkennbare Charaktere sein, an deren Schicksal das Publikum Anteil nehmen kann. Fothergills Vorschlag, auch einen Film über Elefanten zu machen, hatte Disneynature-Chef Camilleri abgelehnt, weil Elefanten „nicht genug Mimik“ zeigen, um die Zuschauer zu fesseln.

Durch Recherchen wusste Fothergills Team von zwei rivalisierenden Löwenrudeln, das versprach Action. Der Boss des einen Rudels eignete sich zudem perfekt für eine Hauptrolle, ein aggressiver alter Löwe mit einem sichtbar lädierten Fangzahn. Im Film heißt das Tier nun „Fang“, sein Widersacher „Kali“.

Eine Minute brauchbares Material pro Woche, das ist in etwa das Pensum, und so ist es kein Wunder, dass Fothergill auch viele ruhige Szenen auswählt, wunderbare Bilder: die Gepardenmama mit ihren Kindern, eine kleine Löwin namens Mara, die langsam erwachsen wird. Im Kommentar beschwört ein Sprecher die Mutterliebe, eine heile Welt mit Löwen wie du und ich.

„Man schützt, was man liebt, und man liebt, was man kennt“, sagt Disneynature-Chef Camilleri. Er meint die Tiere, aber der Satz trifft auch auf die Marke Disney zu. Disney, das ist mehr als ein Firmenname, es ist ein Versprechen, das Synonym für keimfreie Unterhaltung für die ganze Familie. Der global vermarktbare Film, das ist das Ziel, ein Produkt, das sechsjährige Japaner ebenso mögen wie Großmütter in Texas oder Teenager in Berlin.

Was also kann man zeigen in einem Disneynature-Film? Fressen, gefressen werden, Geparden-Sex?

„Wir wollen Eltern, die mit ihren Kindern einen solchen Film sehen, nicht in eine Situation bringen, in der sie Fragen beantworten müssen, die sie nicht beantworten wollen. Wir sind da sehr vorsichtig“, sagt Camilleri. Spezielle Absprachen mit Fothergill und den anderen Filme-

machern habe es nicht gegeben, die Einschränkungen seien allen Beteiligten klar.

Deshalb der Disney-Kill? Kämpfen und jagen „ist okay“, sagt Camilleri, solange nicht zu viel Blut zu sehen sei. Bei einer Szene habe man nachträglich per Computer das blutige Maul eines Löwen „ein bisschen geputzt“. „Im Reich der Raubkatzen“ zeigt eine domestizierte Wildnis, die dem Weltbild von Disney unterworfen wird. Was nicht passt, wird passend gemacht.

Schimpansen, die Stars von Fothergills nächstem Film, sind eigentlich besonders ungeeignet als Symbole einer besseren Welt. Wie Menschen neigen auch Menschenaffen zu Gewaltausbrüchen. Außerdem haben sie sehr oft Sex. Wenn man das Leben von Schimpansen realistisch darstelle, „dann wird der Film erst für 18-Jährige freigegeben“, sagt Fothergill. Sein Kameramann filmte, wie Schimpansen eine andere, kleinere Affenart jagen, die Beute in Stücke reißen und bis auf die Knochen abnagen. Definitiv kein Disney-Kill, nicht zu gebrauchen.

Ein Großteil des Schimpansenfilms entsteht in Uganda; die Fahrt geht von Entebbe am Victoria-See ins Hochland, in das Affengebiet an der Grenze zum Kongo, acht Stunden über Schlaglochpisten.

Gedreht wird im Kibale National Park, der Heimat mehrerer Schimpansenfamilien. Ursprünglich sollte der Film eine ganz normale Schimpansenkindheit dokumentieren. Ein niedlicher Hauptdarsteller war bald gefunden, ein kleiner Affe, den das Team „Oscar“ taufte. Doch dann starb dessen Mutter, was im Urwald meist auch den baldigen Tod der Nachkommen bedeutet. „Wir standen kurz davor, Disney anzurufen und ihnen zu sagen: Es gibt keinen Film“, sagt Fothergill.

Doch Affe und Affen-Regisseur hatten Glück: Ein fremdes Männchen adoptierte Oscar, „so etwas hat bisher noch niemand filmen können“, sagt Fothergill.

Die Handlung wurde entsprechend angepasst, der Schwerpunkt liegt jetzt auf der Beziehung zwischen Oscar und seinem Ziehvater.

Es ist dunkel im Dschungel, nur wenig Licht dringt durch die Baumkronen, Regen tropft durch die Blätter. „Schimpansen sind so kräftig, dass sie einem Menschen den Arm abreißen könnten“, erzählt Fothergill. „Zum Glück wissen sie das nicht.“

Nach einer halben Stunde Fußmarsch werden die Kundschafter fündig. Eine Gruppe Schimpansen, allerdings nicht Oscars Sippe, hockt in 20 Meter Höhe in einer Baumkrone, ein kräftiges Männchen, ein halbes Dutzend Weibchen, einige Jungtiere. Sie lausen sich, sehr entspannt; die Menschen scheinen sie nicht zu beachten. Irgendwann beginnt das Männchen mit einem der Weibchen zu kopulieren.

„Das dauert im Durchschnitt sieben Sekunden“, sagt Fothergill, „wenn sie Glück hat.“

Schimpansen seien wie Porno-Darsteller, sehr schnell erregt, „wir hatten eine Szene, in der sechs erigierte Penisse zu sehen waren“. Fothergill grinst. „Jean-François Camilleri war nicht begeistert.“

Der Ober-Affe pinkelt vom Baum herunter. Das Zeichen zum Aufbruch.

Die Schimpansen klettern am Stamm herunter, nur ein paar Meter von den Besuchern entfernt laufen sie vorbei, breitbeinig wie Fußballprofis. Unter einem Busch bleiben sie sitzen, einige schmatzen, es sieht beinahe aus wie eine ganz normale Großfamilie beim Picknick. Ein kleiner Schimpanse will ausbüxen, er hängt unsicher an einem Ast, ein Weibchen zieht ihn routiniert an die Brust. Ein Idyll wie in einem Disney-Film.

Fothergill hockt sich auf den Waldboden, ein paar Meter von den Affen entfernt. Er beobachtet die Tiere, er lächelt. Er hat den besten Job der Welt.

MARTIN WOLF

Bestseller

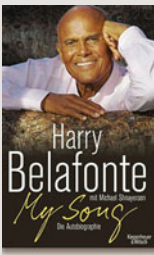
Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books; 14,99 Euro
- 2 (2) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele Oetinger; 17,90 Euro
- 3 (3) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe Oetinger; 17,95 Euro
- 4 (4) **Jussi Adler-Olsen**
Das Alfabethaus dtv; 15,90 Euro
- 5 (5) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn Oetinger; 18,95 Euro
- 6 (7) **Dora Heldt**
Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt dtv; 14,90 Euro
- 7 (10) **Arne Dahl**
Gier Piper; 16,99 Euro
- 8 (8) **Fred Vargas**
Die Nacht des Zorns Aufbau; 22,99 Euro
- 9 (9) **Susanne Fröhlich**
Lackschaden Krüger; 16,99 Euro
- 10 (12) **Moritz Netenjakob**
Der Boss Kiepenheuer & Witsch; 14,99 Euro
- 11 (15) **Jussi Adler-Olsen**
Erlösung dtv; 14,90 Euro
- 12 (6) **Tess Gerritsen**
Grabesstille Limes; 19,99 Euro
- 13 (13) **Jussi Adler-Olsen**
Schändung dtv; 14,90 Euro
- 14 (20) **Paulo Coelho**
Aleph Diogenes; 19,90 Euro
- 15 (18) **Moritz Matthies**
Ausgefressen Scherz; 13,99 Euro
- 16 (–) **Sarah Lark**
Die Tränen der Maori-Göttin Bastei Lübbe; 15,99 Euro

- Neuseeland anno 1899: Eine junge Frau emanzipiert sich und studiert Ingenieurwissenschaften
- 17 (11) **Wolfgang Herrndorf**
Sand Rowohlt Berlin; 19,95 Euro
- 18 (–) **Marc Elsberg**
Blackout – Morgen ist es zu spät Blanvalet; 19,99 Euro
- 19 (16) **Ursula Poznanski**
Fünf Wunderlich; 14,95 Euro
- 20 (–) **Jean-Luc Bannalec**
Bretonische Verhältnisse Kiepenheuer & Witsch; 14,99 Euro

Sachbücher

- 1 (3) **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde Hanser; 14,90 Euro
- 2 (2) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens Hanser; 14,90 Euro
- 3 (1) **Joachim Gauck**
Freiheit Kösel; 10 Euro
- 4 (4) **Hans-Ulrich Grimm**
Vom Verzehr wird abgeraten Droemer; 18 Euro
- 5 (14) **Harry Belafonte mit Michael Shnayerson**
My Song Kiepenheuer & Witsch; 24,99 Euro

- Frieden, Freiheit, Freundschaft: die Botschaft des großen Entertainers und Bürgerrechtlers
- 6 (6) **Norbert Robers**
Joachim Gauck – Vom Pastor zum Präsidenten – Eine Biografie Koehler & Amelang; 19,90 Euro
- 7 (7) **Cid Jonas Gutenrath**
110: Ein Bulle hört zu – Aus der Notrufzentrale der Polizei Ullstein extra; 14,99 Euro
- 8 (5) **Hans Küng**
Jesus Piper; 19,99 Euro
- 9 (9) **Wibke Bruhns**
Nachrichtenzeit Droemer; 22,99 Euro
- 10 (8) **Bill Mockridge**
Je oller, je doller Scherz; 14,99 Euro
- 11 (12) **Joe Bausch**
Knast Ullstein; 19,99 Euro
- 12 (19) **Dieter Nuhr**
Der ultimative Ratgeber für alles Bastei Lübbe; 12,99 Euro
- 13 (16) **Heiner Geißler**
Sapere aude! Warum wir eine neue Aufklärung brauchen Ullstein; 16,99 Euro
- 14 (10) **Carsten Maschmeyer**
Selfmade Ariston; 19,99 Euro
- 15 (11) **Martin Wehrle**
Ich arbeite in einem Irrenhaus Econ; 14,99 Euro
- 16 (15) **Walter Isaacson**
Steve Jobs C. Bertelsmann; 24,99 Euro
- 17 (20) **Tomáš Sedláček**
Die Ökonomie von Gut und Böse Hanser; 24,90 Euro
- 18 (–) **Rudi Assauer mit Patrick Strasser**
Wie ausgewechselt Riva; 19,99 Euro
- 19 (–) **Josef Wilfling**
Unheil Heyne; 19,99 Euro
- 20 (18) **Bud Spencer mit Lorenzo De Luca**
Bud Spencer – In achtzig Jahren um die Welt Schwarzkopf & Schwarzkopf; 19,95 Euro

Ausgabe
#140

Sucht ohne Drogen?

Held ohne Leinwand?

Leben ohne Handwerk?



Kostenloses Exemplar

bestellen unter:

SPIESSER.de/heft

SPIESSER

ESSAY

Israel und wir und der Islam

Von Michael Kleeberg

Ich würde ungern den Eindruck stehen lassen, das Gedicht von Günter Grass sei der einzige oder der typische Beitrag eines deutschen Schriftstellers zum Konflikt Israels mit Iran, und möchte daher, soweit es mir möglich ist, ein paar eigene aus Erfahrungen, Gesprächen und Lektüren hervorgegangene Gedanken zur Diskussion stellen.

ISRAEL UND DIE DERZEITIGE LAGE

Zunächst einmal in aller Deutlichkeit: Wäre ich ein Israeli, würde ich nicht tatenlos zuwarten, bis die von Iran seit langem laut ausgesprochenen Drohungen gegen Israel wahrgemacht werden können. Wäre ich ein Israeli, würde ich alles daransetzen, dass Iran die Atombombe nicht bekommt. Wäre ich ein Israeli, würde ich aus der historischen Erfahrung heraus argumentieren, dass man, droht einem ein irrer Despot schriftlich und mündlich mit Vernichtung, immer die Alternative hat: ihn ernst zu nehmen oder nicht.

Ich bin aber kein Israeli, sondern lebe in einem Land, das von keiner iranischen Atomrakete erreicht werden könnte. Und obwohl die Bürger unseres Landes zur Angst und zum Fremdängstigen neigen, kann ich daher die Problematik vielleicht mit größerer Ruhe analysieren, was natürlich aus Sicht der Betroffenen auch heißt: mit größerer Beliebigkeit.

Die bisherige Geschichte zeigt: Seit dem Doppelschlag der Amerikaner gegen Japan 1945 ist die Atombombe nicht mehr eingesetzt worden. Nicht von den USA und der UdSSR, trotz Kalten Kriegs, nicht von Frankreich, nicht von China, nicht von Indien, nicht einmal von Pakistan. Und wohlgemerkt auch nicht von Israel.

Die Bombe zu haben und die Bombe zu benutzen ist also definitiv zweierlei, und wenn ein instabiles Regime wie Pakistan bisher nicht annähernd in Versuchung gekommen ist, die Hölle loszulassen, scheint die Gefahr, Teheran werde sie gegen Israel einsetzen und damit die definitive Vernichtung des eigenen Landes provozieren, den meisten Beobachtern offenbar ein minderes Risiko.

Wer den islamischen Nahen Osten ein wenig kennt, weiß, dass seine Staaten und Völker durchweg an einem großen Minderwertigkeitskomplex gegenüber Israel leiden und mehr noch als von seinem Verschwinden davon träumen, sich endlich einmal auf Augenhöhe mit ihm zu befinden, was Macht, Effizienz und Tapferkeit betrifft. Die Hisbollah ist dafür das beste Beispiel, die sich mit großem Stolz rühmt, die einzige arabische Kampftruppe zu sein, deren Disziplin es mit der israelischen

Armee aufnehmen kann. Vielleicht ist es also so, dass Iran die Atombombe nur will, um auf Augenhöhe mit Israel auftreten zu können, wie einst die Sowjetunion gegenüber den USA, und sich selbst und der ganzen Region den Stolz zurückzugeben, der ihnen so schmerzlich fehlt. Wohlgemerkt: vielleicht. Was geschehen würde, wenn Israel und die USA demnächst versuchten, die iranischen Atomanlagen zu zerstören, darüber lässt sich nur spekulieren, denn nach dem Gesetz der Entropie sind die möglichen Folgen viel zu komplex, um in einem klaren Szenario ausgemalt werden zu können. Bleiben

wir also bei simplen Beobachtungen:

Glückte ein solcher Schlag, wäre damit nicht das Regime in Teheran beschädigt, das einfach wieder darangehen würde, das Zerstörte neu aufzubauen. Das Problem wäre nur verschoben, aber noch virulenter als zuvor.

Käme es infolge eines Bombardements zu Gegenschlägen Irans, die dann wiederum eventuell eine Bombardierung iranischer Städte zur Folge hätten, so ist die Chance sehr gering, dass dies das iranische Regime kurz- und mittelfristig schwächen würde. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil: Die Solidarität eines Volks mit seiner Regierung wächst in solchen Fällen. Um Iran langfristig am Bau einer Atombombe zu hindern, müsste das Land ebenso am Boden angegriffen und erobert werden wie der Irak. Was

sehr wahrscheinlich ähnliche Folgen hätte: Chaos, Anarchie und Bürgerkrieg.

Die amerikanische Strategie des „nation building“ durch Bombardierung und Eroberung des Feindes hat im letzten Jahrhundert nur in zwei Fällen zur sofortigen Errichtung demokratischer Staaten geführt: Deutschland und Japan, die zuvor (vor ihrem jeweiligen Fall in die Barbarei) zu den zivilisiertesten Völkern der Welt gehört hatten. Ansonsten ist die Strategie immer schiefgegangen, unter entsetzlichen menschlichen Verlusten auf allen Seiten.

Sicher ist, dass ein Schlag gegen Iran den Hass der Anrainerstaaten auf Israel noch steigern würde; dass der radikale politische Islam noch stärkeren Zulauf bekäme; dass Afghanistan sofort und Pakistan bald an die Taliban verloren wären. Ein wahrscheinliches Ergebnis wäre also, dass Iran zwar zunächst über keine Atomwaffen verfügen würde, dafür aber die Taliban in Pakistan.

Alle weiteren Konsequenzen, die auch über die Region hinausreichen würden, von Szenarien eines sprunghaften Preisanstiegs für Erdöl und nachfolgenden ökonomi-



Friedensdemonstranten in Israel

Droht einem ein irrer Despot mit Vernichtung, hat man die Alternative: ihn ernst zu nehmen oder nicht.



Kleeberg, 52, ist Schriftsteller und lebt in Berlin. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Das amerikanische Hospital“.

schen Verteilungskämpfen und sozialen Revolten auch in Europa bis zu Vorhersagen über losbrechende Domino-Kriege und eine neue Welle islamistischen Terrors, vermag ich mir weder genau auszumalen noch ihre Wahrscheinlichkeit einzuschätzen.

DER HOLOCAUST UND DIE DEUTSCHE VERANTWORTUNG

Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel hat gesagt: „Die Sicherheit Israels zu schützen ist Teil der Staatsräson Deutschlands.“ Offen gestanden bezweifle ich, dass Frau Merkel bewusst war, was sie da gesagt hat. Oder aber sie hat es nur so dahingesagt, im zynischen Bewusstsein, dass niemand kommen und dieses Versprechen einklagen wird. Am allerwenigsten wird Israel einen solchen Satz in aller Konsequenz ernst nehmen. Dort weiß man, dass die Lieferung von Waffen wie U-Booten und natürlich im Zweifelsfall von Geld und guten Worten alles ist, was man von Deutschland zu erwarten hat.

Der quer durch die deutsche Bevölkerung laufende Konsens, dass es keine causa gibt, die das Opfer eines deutschen Lebens ehren- und sinnvoll machen könnte – denn unser „Nie wieder Krieg“ heißt ja nichts anderes als „Nie wieder Krieg mit uns“ –, ist natürlich die Konsequenz des von uns angezettelten und verlorenen Zweiten Weltkriegs, in dessen Rahmen der Holocaust stattfand. Aus ebendiesem Holocaust leitet die Bundesrepublik ihre besondere Verantwortung für die Existenz Israels ab, die wiederum zu Versprechen führt, die man gar nicht einhalten will und kann, weil doch die andere Konsequenz des Zweiten Weltkriegs ist: Nie wieder Krieg.

Manche Deutsche winden sich aus dieser moralischen Zwickmühle, indem sie Israel an den Pranger stellen: Wenn dieses Land durch „Untaten“ oder „Drohungen“ sein Existenzrecht selbst verspielt, dann müssten wir auch nicht mehr an unserer Verantwortung tragen. Es reicht diesen Leuten also nicht zu wissen, dass sie das Versprechen ohnehin nicht einhalten würden, sie wären am liebsten gänzlich davon entbunden.

Man sieht: Wann immer Deutsche sich mit dem Thema beschäftigen, landen sie früher oder später wieder bei sich. Solche Verbündeten sind meist nicht die verlässlichsten – Israel weiß das vermutlich am allerbesten.

Aber die von Deutschland ins Werk gesetzte Ermordung der europäischen Juden hat ja der westlichen Welt nach 1945 erst den entscheidenden Anstoß gegeben, das zionistische Projekt in Palästina zu legalisieren, das 30 Jahre zuvor halbherzige und halb verlogene Realisierungsversprechen durch die Briten erhalten hatte und das nunmehr ungleich mehr war als nur ein zionistisches Projekt.

Ohne Holocaust kein Staat Israel und ohne Holocaust auch nicht das Selbstverständnis des israelischen Volkes, sich nicht noch einmal, durch niemanden, vernichten zu lassen. Die Erinnerung an den Holocaust verbindet also die Bundesrepublik mit Israel, wenngleich mit gänzlich unterschiedlichen Konsequenzen für beide Seiten.

Dass die Ermordung der europäischen Juden für das Volk, das sie zu verantworten hat, und für das, das sie erlitten hat, eine einzigartige Katastrophe und Untat darstellt, ist klar und wird sich so schnell nicht ändern. Für die meisten anderen bleibt festzustellen, dass der Holocaust diesen Stellenwert nicht mehr hat oder nie gehabt hat.

DAS NAHOST-PROBLEM UND DER REST DER WELT

Ob uns das gefällt oder nicht, ob uns das empört oder nicht: In weiten Teilen der Welt ist der Holocaust sehr wohl mit den anderen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verglichen worden (was ja nicht heißen muss: gleichgesetzt), die das wahn-sinnig mörderische 20. Jahrhundert erlebt hat, er ist verglichen und eingeordnet worden, auf welcher Position der Skala der Unmenschlichkeit auch immer – und ist Geschichte geworden.

Die Zeit tut ihr Werk, das sie voller Gleichmut immer tut – sie entfernt die Dinge aus dem Gesichtskreis und der Erinnerung und lässt ihre Bedeutung und die Mahnungen, die sie enthalten, verblassen und vergessen.

Ich glaube, schon heute gibt es nur noch wenige Völker auf der Erde, für die der Holocaust eine Katastrophe ist, die sie noch betrifft: die Israelis, die Juden der Diaspora (vor allem in den USA), die Deutschen, eine Handvoll westeuropäischer Staaten, die Palästinenser. Für alle übrigen haben weder der Judenmord noch der Staat Israel noch überhaupt nur der unruhige Flecken Erde im Nahen Osten eine existentielle Bedeutung.

Die Welt bewegt sich langsam von einem Zentrum zum anderen: Waren im 19. Jahrhundert Europa und im 20. Nordamerika der Mittelpunkt des Weltgeschehens und der Machtkonzentration, so deutet manches darauf hin, dass sich im 21. Jahrhundert der Fokus nach Asien verlagern wird. Aber weder für China noch für Indien oder Korea steht Israel, seine Geschichte, seine Zukunft, im Mittelpunkt des Interesses. Man sieht dort vielleicht mit Genugtuung, dass die Konflikte der Region die Kräfte der Konkurrenten binden, aber ich glaube nicht, dass viele verstehen, warum.

Das heißt aber auch: Da zahlreiche Mächte sich für die Israel-Frage nicht interessieren, besteht die Gefahr, dass das Land für die, die sich noch dafür interessieren, irgendwann zum Klotz am Bein wird. Natürlich entwickelt sich Geschichte nie linear, es gibt immer unerwartete Sprünge. Aber projiziert man die derzeitigen Entwicklungen hundert

Jahre in die Zukunft, ist die Chance, dass es noch einen Staat Israel im heutigen Sinne geben wird, nicht groß.

ISRAEL UND SEINE NACHBARN SOWIE DIE PALÄSTINENSER

Natürlich ist Israel, wie viele Araber hetzenderweise argumentieren, der Brückenkopf des Westens im islamischen Nahen Osten. Es ist die einzige Demokratie der Region, das einzige Land, in dem die Menschenrechte gelten, in dem Rechtssicherheit herrscht, die Gleichberechtigung von Mann und Frau gesichert ist und in dem es eine freie Presse und das Recht auf freie Meinungsäußerung gibt. Das einzige andere Land dort, in dem es ähnliche Freiheiten gibt, die aber in ständiger Gefahr sind, kassiert oder übergangen zu werden, ist der Libanon.

Als der libanesische Dichter Abbas Beydoun, ein Schiit, vor einigen Jahren vom französischen Fernsehen gefragt wurde, woran es liege, dass der Libanon so viel liberaler sei als seine arabischen Nachbarn, lächelte er bitter und antwortete: „Es ist vielleicht ein wenig peinlich, es zu sagen, aber das liegt daran, dass der Libanon kein islamisches Land ist.“

Es ist nämlich weniger die arabische Welt an sich, die Israels Existenz heute in Frage stellt, als der politische Islam. Sowohl der säkulare Arm der PLO unter Arafat als auch Ägypten und



Installation in der Ausstellung „Iran“ in Tel Aviv im März

Aber: Ein Schlag gegen Iran hieße auch, dass der radikale politische Islam stärkeren Zulauf bekäme.

Jordanien haben den Staat Israel schließlich anerkannt. Das Hauptgewicht antiisraelischen Hasses ist von den panarabischen Trägern auf die islamistischen übergegangen.

Andererseits kenne ich auch unter den europäisch sozialisierten, gebildeten, atheistischen Arabern, die nicht antisemitisch sind, keinen, der nicht antizionistisch wäre und der, selbst wenn er den Staat Israel als Faktum hinnimmt, dessen Politik gegenüber den Palästinensern nicht als Apartheidpolitik und dessen Außenpolitik gegenüber den Nachbarn nicht als permanente aggressive Demonstration der Überlegenheit und Verachtung brandmarken würde.

Zugleich ist für die arabischen Gesellschaften Israel nach den USA das zweite große, wenn auch verhasste Vorbild. So reich, so effizient, so frei wie ihre Feinde, von denen sie permanent lernen, möchten sie auch sein. Manchmal erscheinen mir Israelis und Palästinenser wie die zwei Königskinder, die nicht zueinander kommen können.

Dabei stimmt der Eindruck von Sprachlosigkeit und Abschottung und permanentem Antagonismus gar nicht. Israelische und palästinensische Wirtschaft und Administration sind eng verflochten, der jeweilige Lebensstil färbt ab – de facto kann der eine gar nicht ohne den anderen. Das palästinensische Volk ist hochgebildet, es besitzt den urlevantinischen Handelsgenius – eigentlich könnte so ein Staatenbund Israel-Großpalästina (mit Jordanien) die erste Boomregion des Nahen Ostens sein. Eigentlich müsste er es sein. Aber er ist es nicht.

Es muss also Gruppen geben, die von der derzeitigen Situation profitieren. Jahrzehntlang haben sich Unrechtsregime der Region mit dem Argument der Befreiung Palästinas von den Juden an der Macht gehalten, noch heute lenkt in Iran die Fokussierung auf Israel viele Menschen davon ab, das Scheitern des eigenen Regimes wahrzunehmen. Die Bosse der PLO sind fett geworden von all den internationalen Milliarden, die nie bei der Bevölkerung angekommen sind, die ausländischen Waffenexporteure verdienen an allen Beteiligten, und Israel selbst kann mit der permanenten Beschworung der Umzingelung vom Konstruktionsfehler des eigenen Staates ablenken: der Tatsache nämlich, dass das Land, solange es Gegner innerhalb des eigenen Machtbereichs hat oder fürchtet, immer mit zweierlei Maß messen wird – sobald es aber keine mehr hätte und darüber hinaus ein von friedlichen Nachbarn umgebener Staat mit offenen Grenzen wäre, womöglich aufhören würde, Israel zu sein, der Staat der Juden.

Denn genau darauf spekulieren diejenigen der feindseligen Araber, die langfristig und strategisch denken: auf die Macht der Demografie. Gelänge der Frieden und öffnete sich Israel, so wären – das ist ihr Kalkül – die Juden binnen weniger Generationen eine Minderheit in ihrem eigenen, demokratisch verfassten Lande, mit allen ganz legalen Konsequenzen, die sich aus einer arabischen Bevölkerungsmehrheit ergäben.

DER POLITISCHE ISLAM, DIE DEMOGRAFIE UND WIR

Blickt man boshaft und ohne Empathie auf die heutige islamische/arabische Welt und fragt, was sie denn Produktives zum Weltganzen beitrage, so kommt man auf zwei Dinge: Erdöl und junge Männer. Das Bevölkerungswachstum islamischer Staaten ist seit einigen Jahrzehnten enorm.

Die Anzahl junger Muslime, die in ihren Ländern gerade aufgrund ihrer Masse und der Unfähigkeit der jeweiligen Re-

gierungen von jeder Zukunftsperspektive abgeschnitten sind und sich in die Verheißungen des politischen Islam flüchten, wächst über den Maghreb bis tief nach Afrika und auch am Indischen Ozean. Ganz gleich wie viele tausend Kilometer das jeweilige Land von Israel entfernt ist, die Komponente des Antizionismus gehört immer dazu.

Der Arabische Frühling ist das Werk um ihre ökonomischen Aussichten betrogener urbaner Schichten gewesen, das islamistische Rollback seither beruht auf der Tatsache, dass große Teile der Bevölkerung in Ländern wie Ägypten, Libyen oder auch Syrien wenig Chancen auf Partizipation am Wohlstand sehen und seit langem vor allem eine organisierte Struktur kennen, die unterhalb der verkommenen Herrscherkassen praktische Hilfe leistet und zugleich (falsche) utopische Hoffnungen schürt: die Islamisten.

Da in diesen Ländern keine strukturelle und historische Grundlage für den Aufbau demokratischer Systeme herrscht, sehr wohl aber das Bedürfnis nach Veränderung der Verhältnisse, waren kürzlich auf einer Tagung in Frankfurt am Main Autoren wie der Algerier Boualem Sansal, maghrebinische, ägyptische und syrische Autoren durchweg der Überzeugung, dass alle diese Länder, die die Pest militärisch geprägter Diktaturen hinter sich haben, die Cholera eines islamischen Despotismus durchmachen werden, bevor die Chance auf eine demokratische Entwicklung besteht.

Der politische Islam ist keine intellektuelle Herausforderung an die offenen Gesellschaften, sondern eine faktische. Er trifft sie an ihren zwei schwachen Punkten mit seinen Stärken. Ihrem Glauben an Mehrheitsentscheidungen und ihrer Scheu davor, unverhandelbare Grundwerte positiv zu besetzen, begegnet er mit Bevölkerungswachstum und eschatologischen Heilsversprechen. Ich habe den fanatischen politisierten Islam in seiner schiitischen Spielart im Hauptquartier der Hisbollah in Beirut erlebt, in seiner sunnitischen in Kairo – und ob er nun Staatsdoktrin ist wie in Iran oder heimlich in Berliner Hinterhofmoscheen gepredigt wird, er ist taub für die intellektuelle Diskussion.

Ein Blick auf andere Weltregionen zeigt, dass die Bevölkerung autoritärer Systeme langsam demo-

kratische Rechte einzufordern beginnt, wenn wie in China durch ein System aus Geburtenkontrolle und wirtschaftlicher Freiheit ihre Bildung, ihre ökonomische Teilhabe und damit ihr Bedürfnis nach Rechtssicherheit und Menschenrechten wachsen. Der politische Islam jedoch ist ein Hemmschuh für derartige Entwicklungen. Niemand weiß das besser als das iranische Bildungsbürgertum, das seit gut 30 Jahren unter einer islamistischen Diktatur lebt, über einen hohen Bildungsgrad verfügt, ökonomisch und wissenschaftlich aktiv ist und für relative soziale Sicherheit den Preis permanenter Repression zahlt, die das menschenrechtsverletzende Regime ausübt.

Und so sollten auch all diejenigen, denen an der Existenz Israels nichts liegt, dessen derzeitigen Konflikt mit Iran offenen Auges betrachten: Hier geht es auch um die Konkurrenz zwischen der offenen Gesellschaft und ihren Feinden, auch um den Wettstreit der Systeme zwischen Menschenrechten und religiösem Recht.

Zwei Fragen stellen sich: Ist Israel die offene Gesellschaft, für die der Westen ein Exempel gegen den politischen Islam statuieren will? Ist Iran der Staat, an dessen Volk und Regime der Westen dieses Exempel statuieren muss? ♦



Iranische Kurzstreckenrakete Shahab-1

Vorbild Israel und USA: So reich, so effizient, so frei möchten die arabischen Gesellschaften auch sein.

HOLEN SIE SICH INTELLIGENTE ENERGIE NACH HAUSE!

Machen Sie Ihr Zuhause zum intelligenten Zuhause! Wenn Sie zum 5-teiligen Starterpaket der RWE SmartHome Haussteuerung den cleveren Stromtarif SmartLine dazu bestellen, erhalten Sie das Starterpaket für nur **279 €** statt 379 €! Selbstverständlich erhalten Sie RWE SmartHome auch unabhängig vom Stromvertrag.



✓
INTELLIGENTE STEUERUNG VON
WÄRME, LICHT UND HAUSGERÄTEN!

✓
EINFACHE INSTALLATION
PER PLUG 'N' PLAY!

✓
KOMFORTABLE BEDIENUNG
VON ÜBERALL AUS!



✓
SIE ZAHLEN KEINEN
GRUNDPREIS!*

✓
SIE ZAHLEN NUR, WAS SIE
TATSÄCHLICH VERBRAUCHEN!

✓
MÖGLICHKEIT ZUR
JÄHRLICHEN KÜNDIGUNG!

*Bei einem Jahresverbrauch bis 1.000 kWh zahlen Sie einen Mindestpreis.

MACHEN SIE SICH SCHLAU
IM ENERGIEKAUFHAUS



> www.vorweggehen.de



> www.facebook.com/vorweggehen



> www.twitter.com/vorweg_gehen



VORWEG GEHEN MIT
INTELLIGENTER ENERGIE

Weitere intelligente Angebote und Ideen
finden Sie auch ganz in Ihrer Nähe:

RWE
www.rwe.de

envia
www.enviam.de

KEVAG
www.kevag.de

LEW
www.lew.de

Süwag
www.suewag.de

energis
www.energis.de

DENKMALSCHUTZ

Tempel zu vermieten

In der Staatskrise übernehmen Konzerne die Pflege der Kulturstätten Italiens.

Marco Zambuto kann sich vieles vorstellen, er muss es wohl auch in diesen Tagen. Die antiken Säulen aus dem Tal der Tempel beispielsweise, Jahrtausende alt, eine hellenische Hinterlassenschaft auf Sizilien, als Logo auf T-Shirts. Ein Symbolbild der griechischen Antike, der Wiege Europas. Heute Trost und Kaufanreiz in Zeiten der Finanzkrise in Athen und Rom.

Zwei Milliarden Euro, das sei der Wert dieser Ausgrabungsstätte, sagt Zambuto, der Bürgermeister von Agrigento auf Sizilien. Er will dieses Erbe vermarkten. Zambuto, 39, steht auf einer kleinen Bühne, im Mai sind Kommunalwahlen, er ist auf Stimmenfang und träumt öffentlich von einer Versteigerung der Nutzungsrechte, von Großinvestoren aus aller Welt. Nur der Beste bekäme den Zuschlag, ruft er. Einer, der als Gegenleistung in die Instandhaltung der Tempel investiert, denn die sei dringend notwendig.

„Italien hat das weltweit größte Erbe an Kulturschätzen“, ruft Zambuto, „aber wir tun nichts für ihren Erhalt. Dafür ist der Staat zuständig, klar, aber wenn der pleite ist – dann kann Versace durchaus eine Lösung sein.“ Zur Not auch Louis Vuitton. Hauptsache, kein russischer Oligarch wie Michail Prochorow, Herausforderer von Wladimir Putin bei den Präsidentschaftswahlen im März, der schon Interesse bekundet haben soll am Kauf des Zeus-Tempels, zu welchem Zweck, wisse niemand. Das, sagt Zambuto, ginge dann doch zu weit. Kaufen sei undenkbar, mieten aber möglich, für Modenschauen oder Partys. „Ich kann mir vieles vorstellen“, sagt der grinsende Zambuto, „solange die Kasse klingelt.“

Seit die Regierung in Rom den Kulturetat radikal zusammengestrichen und die Haushaltssanierung zur Regionalsache gemacht hat, stopfen Provinzen und Städte ihre Löcher dadurch, dass sie Staatsgüter verschern, Klöster, Kasernen, etruskische Villen, und die Nutzungsrechte an Privatinvestoren vergeben. Sie nennen das Kultursponsoring, darin war Italien lange Zeit Schlusslicht in Europa.

Kultur ist der Rohstoff Italiens, beinahe so wie das Öl im Orient. 44 Denkmäler des Weltkulturerbes sind zu besichtigen, knapp 5000 Museen und 60 000 archäologische Stätten, so viele wie nirgendwo sonst auf der Welt. Aber die Schätze werden nicht gepflegt, sondern sich selbst überlassen: Unter Silvio Berlusconi schrumpfte der Kulturetat in drei Jahren um rund ein Drittel. Sein Finanzminister verteidigte die Kürzungen mit den Worten: „Ich weiß gar nicht, was ihr habt: Kultur kann man schließlich nicht essen.“

Heute werden nur noch 1,4 Milliarden Euro des nationalen Haushalts in die Kultur investiert, das sind nicht mal 0,2 Pro-



Roms Bürgermeister Alemanno, Sponsor Della Valle: Bröckelnde Insel

zent. „Anorexie der Kultur“ nennt das der Schriftsteller Umberto Eco.

Die zur Neige gehenden staatlichen Subventionen, vor denen sich die deutsche Kulturhauptstadt Berlin zurzeit so fürchtet – all das, was gerade in der deutschen Kulturdebatte die Gemüter erhitzt, ist in Italien seit Jahren bittere Realität. Unter der neuen Regierung von Mario Monti geht es um Schadensminimierung.

In Rom galt Diego Della Valle, 58, als Sponsoring-Pionier, jetzt aber droht seine Privatinitiative an der Bürokratie und der Staatshoheit in Sachen Denkmalpflege zu scheitern. Der Inhaber der Schuhfirma Tod's setzte sich im vergangenen Jahr gegen weitere Interessenten durch, darunter die Billigfluglinie Ryanair und Immobilienfirmen, und erhielt die Exklusivrechte für die visuelle Nutzung des Kolosseums in Rom. Als Gegenleistung versprach er

die Totalrenovierung des 2000 Jahre alten Bauwerks, für 25 Millionen, samt Errichtung eines Besucherzentrums. Roms Bürgermeister Giovanni Alemanno war begeistert. Aber dann klagte die Gewerkschaft der Kulturbeschäftigten, weil sie das Verfahren für gesetzeswidrig hält. Die Renovierungsarbeiten hätten im März beginnen sollen, nichts passierte, und jetzt, als Papst Benedikt XVI. die Karfreitagsprozession wie jedes Jahr vor dem Kolosseum abhielt, wurde er wieder sichtbar, der Zerfall des Bauwerks: abbröckelnder Mörtel und eine rußgeschwärzte Fassade, auf einer verkehrsumtosten Insel mitten in Rom.

Vorreiter im Kultursponsoring ist Venedig. Auch hier erhoffen sich Firmen aus der Luxusbranche einen Imagegewinn. Die Modemarke Diesel soll die Sanierung der Rialto-Brücke finanzieren; der Dogenpalast sowie die Seufzerbrücke sind ganzjährig von gigantischen Tafeln zugehängt, auf denen Banken und Modefirmen wie Bulgari und Guess für sich werben. Die Stadt freute sich, dass der französische Luxusunternehmer und Kunstsammler François Pinault im Palazzo Grassi ein ei-

genes Museum errichten ließ und dass Miuccia Prada ihre Sammlung in ihrem Palast am Canal Grande zeigt. Venedig ist mit 400 Millionen Euro heillos verschuldet, die Subventionen aus Rom stecken vor allem in dem mindestens fünf Milliarden teuren Staudammprojekt Mose, das die Stadt vor den Meeresfluten schützen soll.

Seit jedoch die Benetton-Gruppe nach dem Erwerb eines Eisenbahngebäudes auch den Zuschlag bekam für den Fondaco dei Tedeschi, die alte Handelsvertretung deutscher Kaufleute wie der Fugger, protestieren die Venezianer. Auch hier soll ein gigantisches Einkaufszentrum entstehen, Architekt wird Rem Koolhaas sein. Nun gibt es Bürgerinitiativen, die die Kommerzialisierung des öffentlichen Kulturguts kritisieren und nicht zulassen wollen, dass die Stadt als Marke nur noch zum Abziehbild ihrer selbst wird.

Ausverkauf der Kultur und gleichzeitig der Versuch, die Denkmäler dieses Landes zu erhalten, das sind die beiden Pole der Diskussion, und nirgendwo wird der Konflikt so deutlich wie beim Umgang mit Pompeji und Herculaneum, den beiden antiken Städten, die bei einem Ausbruch des Vesuv am 24. August 79 nach Christus zerstört und erst im 18. Jahrhundert wieder freigegeben wurden.

Pompeji ist seit den Einstürzen in den vergangenen zwei Jahren zum Symbolbild eines verfallenden Landes geworden, kulturell bankrott, lahmgelegt durch die Polit-



Seufzerbrücke in Venedig mit Werbeplakaten 2009: Die Stadt als Abziehbild ihrer selbst

Gladiatoren, deren Dienstlousinen angeblich das Doppelte des Kulturetats verschlingen. Jährlich kommen knapp drei Millionen Touristen, sie zahlen elf Euro Eintritt, hinzu kommen Subventionen aus Rom, aber die ständig wechselnden Superintendenden verschwendeten das Geld für pompöse Shows oder steckten es in die sechs Millionen Euro teure Betonrestaurierung des Großen Theaters.

Immer noch liegt in Pompeji auf dem Weg zur Villa von Marcus Lucretius, dem mächtigsten Geldverleiher der Stadt, ein vor sich hin rottender roter Teppich, den man für einen Besuch Berlusconi ausge rollt hatte. Er hatte vor ein paar Jahren Pompeji zum Notstandsgebiet erklärt, weil die Stadt von streunenden Hunden und mafiösen Touristenführer-Banden beherrscht wurde und nur noch ein Bruchteil der Häuser zu besichtigen war. Aber Berlusconi ließ sich nie blicken, auch nicht, als Ende 2010 die berühmte Gladiatorenschule einstürzte und Staatspräsident Giorgio Napolitano von einer „Schande für die Nation“ sprach.

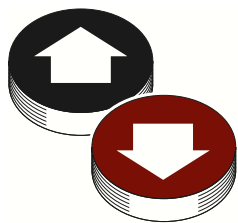
In Herculaneum aber, der Schwesterstadt Pompejis, sorgt der Amerikaner David Woodley Packard, Sohn des Hewlett-Packard-Gründers, dafür, dass 30 Restauratoren am Erhalt der antiken Stadt arbeiten, es gibt Geld für Forschung und neue Ausgrabungen: Das Herculaneum Conservation Project investierte zusammen mit der British School at Rome bereits 15 Millionen Euro, nirgendwo hängen Werbetafeln.

Rund 20 000 solcher Privatinitiativen soll es schon in Italien geben, Bürger gründen Heimatmuseen, finanzieren den Denkmalschutz, und in Rom besetzten sie sogar das Teatro Valle, das sie nun in eigener Regie führen. Sie alle profitieren davon, dass der Staat so schwach ist.

Salvatore Settis war früher einmal Italiens oberster Denkmalpfleger, bis er aus Protest gegen die Politik Berlusconi zurücktrat. Auch er weiß, dass es ohne Mäzene nicht mehr gehen wird. Die Zeiten, sagt er, dass Italien aus Nationalstolz einer japanischen Firma untersagte, zwölf Millionen Euro zur Stabilisierung des Schiefen Turms von Pisa beizusteuern, seien lange vorbei. „Heute gehen wir mit dem Hut herum und betteln um Almosen. Und dabei haben wir es mit Bürgermeister zu tun, die nichts von der Antike verstehen, sondern sie wie Oldtimer betrachten oder wie schicke Immobilien in bester Lage, die sich meistbietend verschern lassen.“

Nun muss das Land vor dem Bankrott gerettet werden. Die Kultur spielt dabei keine Rolle. Immerhin: Die Europäische Kommission hat jetzt beschlossen, den Erhalt von Pompeji mit 42 Millionen Euro zu bezuschussen. Ein Rettungsschirm, schon wieder.

FIONA EHLERS



Im siebten Blondinenhimmel

FILMKRITIK: „My Week with Marilyn“ ist ein wahres Märchen über die Begegnung zwischen der Diva und einem jungen Kinofan.

Wahrscheinlich gibt es Projekte, die das Weltkino im Jahr 2012 dringender braucht als einen Spielfilm über die am gründlichsten beschriebene, aufs Finsterste missverstandene, am meisten vergötterte aller Hollywood-Schauspielerinnen. In diesem Bewusstsein hat der Regisseur Simon Curtis einen Film über Marilyn Monroe (1926 bis 1962) gedreht. „My Week with Marilyn“ ist voller satter Farben, leicht und amüsant, aber auch ein wenig altmodisch. Der Charme dieses Films entsteht dadurch, dass er sich, seine Geschichte und seine Hauptfigur keinen Moment lang wichtiger oder tragischer nimmt als nötig.

„My Week with Marilyn“ erzählt davon, wie ein junger britischer Grünschnabel namens Colin (Eddie Redmayne), der die Monroe gerade noch im Dunkel eines Kinosaals angehimmelt hat, plötzlich als dritter Regieassistent auf einem Filmset vor den Toren Londons landet. Wie ein Alien, der mitten in den fünfziger Jahren auf der Erde eingetrudelt ist, tapst er stauend herum zwischen Kameras, Schminkspiegeln und hypernervösen Künstlern.

Der junge Held in „My Week with Marilyn“ ist engagiert für die Dreharbeiten zu einem Film, der heute Kinogeschichte ist. Das Werk heißt „Der Prinz und die Tänzerin“ und kam 1957 heraus, die Monroe und der berühmte Theaterschauspieler Sir Laurence Olivier spielten darin die Hauptrollen, der Regisseur war Olivier selbst – und zwischen ihm und der amerikanischen Diva soll es zu vielen, bald legendären Krächen gekommen sein. Wie turbulent es dabei im Einzelnen zugeht, davon erzählt Simon Curtis' Film.

Kenneth Branagh spielt den brillanten, eiteln Theaterhaudegen Olivier. Vor Wut schnaubend, vor Entsetzen stierend, trifft er auf eine Schauspielerin, die offenbar aus einer anderen Galaxie stammt. Ein Meistermime, der glaubt, in seinem Metier wirklich alles erlebt zu haben, begegnet einem Star, wie ihn die Welt bis dahin nicht gesehen hat. Die Monroe erscheint am Set wie ein Gespenst. Besorgnisere-

gend bleich, den Blick meist flirrend ins Nirgendwo gerichtet, auf Schritt und Tritt von ihrer Schauspiellehrerin begleitet, immer Stunden zu spät. Und ist sie endlich da, dann macht sie oft auf dem Stöckelabsatz kehrt, weil ihr ein Gesicht, ein Geräusch oder sonst irgendwas nicht passt.

Welch Wunder aber, wenn die Diva doch mal in Stimmung ist: Dann wird aus dem verschreckten Geisterwesen eine Erscheinung, eine absurd schöne, strahlen-

vom Blondinenhimmel hinabgestiegen in das frühlingsfrische britische Inselreich.

Von der erhabenen Leidensfigur, die Hardcore-Verehrer in Marilyn sehen, bleibt in diesem oft komischen Film wenig übrig, zum Glück. Viel wurde über ihre Verletzlichkeit, ihre Tablettensucht und ihre Elendskindheit geschrieben. Ihre Erotik und ihre Komik sind in Filmen und in Fotobänden prachtvoll konserviert. Und doch würde es genügen, Michelle Williams zuzusehen, um den Befund des Dramatikers Arthur Miller nach seiner Ehe mit Marilyn zu begreifen. „In ihrer Nähe treten bei den meisten Männern jene Charakterzüge noch stärker hervor, die sie sowieso haben“, schrieb Miller. „Ein Heuchler wird noch heuchlerischer, ein Wirrkopf noch verwirrter, ein Zurückhaltender hält sich noch mehr zurück.“

Der Regisseur-Laufbursche Colin in „My Week with Marilyn“ jedenfalls ist ein naiv Begeisterter, der sich in einen rettungslosen Liebenden verwandelt: Nachdem Miller, der hier als ulkige Nebenfigur auftritt, sich entnervt vom Filmset verkrümelt hat, wählt sich die Schauspielerin den Kindskopf Colin als Vertrauten und Spielgefährten. Er darf ihr Beschützer sein, wenn sie sich von Rauschmitteln zugehörnt in ihrem Zimmer verbarrikadiert, er darf ihr während einer Landpartie beim Nacktbaden zusehen, und er darf ein paar Nächte und Tage lang in ihren Armen liegen.

Der Film basiert auf dem Buch des britischen Autors Colin Clark über seine Erlebnisse am Set von „Der Prinz und die Tänzerin“. Doch den Regisseur Curtis interessiert nicht, was wirklich passierte zwischen dem Unschuldsknaben und der Kinogöttin. Stattdessen beschwört er in „My Week with Marilyn“ den Zauber des Kinos. Der sorgt dafür, dass manche im realen Leben nicht spektakulär begabte Menschen auf der Leinwand wie Sterne funkeln. Zugleich treibt dieser Zauber viele Zuschauer – ähnlich wie den Filmhelden Colin – in den süßen Wahn, die Figuren auf der Leinwand seien einem so vertraut, dass man mit ihnen tatsächlich sein Glück finden könnte. Und sei es nur für sieben Tage.

WOLFGANG HÖBEL



Monroe-Darstellerin Williams

de, Männer und Frauen gleichermaßen verückende Frau.

Die Schauspielerin Michelle Williams sah in ihren bisherigen Filmen, zu denen „Brokeback Mountain“ oder „Blue Valentine“ gehören, der Monroe nicht besonders ähnlich. Trotzdem ist sie hier von der ersten Sekunde an eine plausible, umwerfende Besetzung. Gerade weil sie nicht auf Nachahmung setzt, sondern ihre Filmfigur neu erfindet. Williams mag nicht die Oberweite, das Kinn und das breite Lächeln der Monroe haben. Deren Launen, deren Reiz und deren einzigartigen Flirt mit der Kamera aber beschwört sie so lässig, als wäre ihre Heldin tatsächlich noch einmal



FOTOS: DAVID GRAY / REUTERS



Beachvolleyball-Arena, Kajak-Strecke, Olympiastadion in Peking

OLYMPISCHE SPIELE

Unkraut auf der Tribüne

Das Olympiastadion in Peking ist 333 Meter lang und 294 Meter breit, mit 69 Metern ist es so hoch wie die Türme von Notre-Dame in Paris, vor vier Jahren wurde die „Vogelnest“ genannte Arena als eine architektonische Ikone des frühen 21. Jahrhunderts gefeiert. Heute wird in dem Stadion sporadisch Fußball gespielt, manchmal finden Konzerte statt, es war auch schon Platz für einen Winter-Wunderland-Themenpark. 30 Jahre werde es dauern, sagt das Stadion-Management, um die 350 Millionen Euro zu refinanzieren, die der Bau gekostet hat. Viele der anderen olympischen Spielstätten Pekings sind seit 2008 unbenutzt und verkommen. Die Beachvolleyball-Arena ist eine Ruine, der Kajak-Parcours ein ausgetrockneter Kanal, die BMX-Stre-

cke ein mit Unkraut überwuchertes Feld samt verwitterter Tribüne. Den Organisatoren der Spiele in London ist Peking ein mahnendes Beispiel. Das East End galt lange als ein Schmutzviertel mit alten Fabriken und Hafendocks, die Olympischen Spiele sollen die Gegend nachhaltig aufwerten: Das Athletendorf wird zu einem Wohnkomplex umfunktioniert werden und das Pressezentrum zum Bürogebäude, die Basketball-Halle soll wieder komplett verschwinden, die Schwimmhalle kann von 17 500 Plätzen auf 2500 zurückgebaut werden. Auch das Olympiastadion soll nach den Spielen schrumpfen und nicht mehr 80 000, sondern nur noch 60 000 Menschen fassen. Der Fußballclub West Ham United möchte die Arena zu seiner neuen Heimat machen.

ZEITGESCHICHTE

Pionier des Dopings

Der junge Mediziner Martin Brustmann, der die deutschen Athleten bei den Olympischen Spielen 1912 betreute, genoss unter Sportlern schnell einen guten Ruf. Warum, das wurde bald nach den Spielen von Stockholm klar. Da veröffentlichte Brustmann, später einer der führenden deutschen Sportärzte, sein „Olympisches Trainierbuch“ – eine der ersten Anleitungen zum Leistungsbetrug. Einen Abschnitt widmete er der Frage: „Wie soll man dopen?“ Der Begriff stammt aus einer Bantu-Sprache und war zur Jahrhundertwende in Deutschland aufgetaucht. Ein „Reizmittel“, dozierte der Medicus, müsse „sowohl dem sportlichen Erfordernis wie der Person sorgfältig angepasst sein“. Er selbst habe in Stockholm, „wenn eine Notwendigkeit dazu vorlag, die vorsichtige Anwendung solcher Mittel nicht verschmäht“. Welche Präparate Brustmann verabreichte, gab er in dem Buch nicht preis – vage erwähnte er „Kola-Tabletten“ und „Alkohol, am besten Champagner“. Jahre zuvor hatte Brustmann Radfahrer bei Sechstagerennen untersucht, die Kokain nahmen. Erst 1952 stolperte der Mediziner, der im „Dritten Reich“ einer der Leibärzte Reinhard Heydrichs, des Chefs des Reichssicherheitshauptamts, geworden war, über seine Dopingpraktiken: Nachdem er bei den deutschen Meisterschaften zwei Ruder-Achtern vor dem Rennen ein Testosteronpräparat und das Amphetamin Pervitin verabreicht hatte, wurde Brustmann suspendiert. Die Folge des Skandals: ein generelles Dopingverbot durch den Deutschen Sportbund.



ZITAT

„Alte Herren können meinen Hintern küssen.“

Bubba Watson, 33, Golfprofi und vorvergangenen Sonntag Überraschungssieger beim Masters in Augusta, USA, bei einem Turnier 2008 zu seinem Gegner Steve Elkington, damals 45

FUSSBALL

Die Festung

Der Trainer José Mourinho hat beim ehrenwerten Verein Real Madrid alles unter seine Kontrolle gebracht. Er hat die Macht und bestimmt, was die Öffentlichkeit erfahren soll. Vieles missfällt den Fans, manches den Spielern.



Madrid-Stars Özil, Benzema, Ronaldo

DANIEL OCHOA DE OLZA / AP / DAPD

Vor der Schranke zur Einfahrt ins Trainingszentrum von Valdebebas stehen die Touristen mit ihren Kameras, geduldig wie die Menschen am Vorabend in der Madrider Innenstadt südlich der Puerta del Sol. Dort warteten sie auf die Karfreitagsprozession.

Hier wird nun keine trauernde Jungfrau Maria durch die Gassen getragen, hier steuert gleich Cristiano Ronaldo seinen Dienst-Audi aufs Gelände, gefolgt von anderen Halbgöttern Real Madrids: Karim Benzema, Mesut Özil, Torwart Iker Casillas, den sie den „heiligen Iker“ nennen. Viele der Autos sind weiß wie die Trikots des Clubs, des weltberühmtesten und umsatzstärksten Fußballvereins.

Die Fans und Touristen können die durchrauschenden Wagen knippen, weiter sehen sie nichts. Das Gelände ist abgeriegelt, Zaungäste duldet der Cheftrainer José Mourinho nicht. Angemeldete Journalisten dürfen an Tagen wie diesem herein, für exakt 13 Minuten öffnet sich die Tür zur Terrasse des Presseraums. Von dort sind die Stars zu erkennen, wie sie sich im Nieselregen aufwärmen; diesmal spielen sie eine Art Basketball auf Fußballtore. Die teuerste Mannschaft der Erde, 475 Millionen Euro an Ablösegeld, stellt gute Laune zur Schau.

Dann schließt die Tür, zehn Kamerteams werden vom Sicherheitspersonal hineingebeten, die Cracks verschwinden hinter herabgelassenen Rollläden. Zwei Stunden später erscheint der Co-Trainer, um genau vier Fragen zu beantworten.

Mourinho hat Real Madrid zur Festung umgebaut. Die Spieler dürfen keine Interviews geben, er selbst mag nichts sagen. Bei den wenigen Äußerungen nach den Partien geht es immer um dasselbe: Es sind wirre Andeutungen über eine angebliche Verschwörung finsterner Mächte, zum Beispiel des europäischen Verbands Uefa und der Schiedsrichter, die angeblich den Real-Rivalen FC Barcelona gewinnen lassen und Madrid das Leben schwermachen in der Champions League und nun auch in der nationalen Liga. Kaum jemand nimmt das mehr ernst.

Auf der Zielgeraden der Saison, kurz vor dem europäischen Halbfinale gegen Bayern München, ist der Real Madrid Club de Fútbol in eine Identitätskrise gerutscht. Früher war es so, dass die Trainer hier mit Autoritätsproblemen zu kämpfen hatten, Spielbälle der mächtigen Präsidenten waren und die teuersten Stars hegen mussten wie Könige.

Jetzt hat der portugiesische Coach die ganze Macht und kontrolliert alles, er misstraut jedem und macht sich einen Spaß daraus, dass er so unberechenbar

und allen unheimlich ist. Der Club ist nicht wiederzuerkennen.

Mourinho ließ den Koch austauschen, er hat seinen eigenen Presseattaché. Verletzte Spieler schickt der Trainer zu portugiesischen Ärzten statt zu den Medizinern der privaten Krankenkasse, die vertragsgemäß mit dem Club zusammenarbeitet. Er glaubt, dass die acht Spanier seines Profikaders von der spanischen Presse über Gebühr protegert würden, und er hasst es, wenn seine spanischen Spieler mit Kollegen des FC Barcelona, mit denen sie gemeinsam Weltmeister wurden und befreundet sind, auch nur telefonieren. Denn sei-



Real-Trainer Mourinho: „Gemeinsam weinen oder lachen“

ner Vorstellung nach befindet sich Real Madrid mit Barça in einem Kriegszustand.

Der Präsident wirkt in Mourinhos Gegenwart nur noch willenlos. Bei seiner Rückkehr an die Macht hatte der schwerkranke Unternehmer Florentino Pérez vor knapp drei Jahren noch von der Würde des Clubs schwadroniert, von der „señorío“, der quasi in der Satzung verankerten Vornehmheit. „Damit erobern wir die Herzen der Kinder.“

Jetzt verteidigt er den kapriziösen Coach sogar, wenn der einem Betreuer Barcelonas hinterhältig einen Finger ins Auge bohrt. „Die Vornehmheit von Real Madrid ist, Real Madrid zu verteidigen“, sagt Pérez inzwischen. So sehen es wohl auch die Radikalsten der Fans, die im Stadion Santiago Bernabéu hinter dem Tor stehen, wenn die Hymne vom „Ehrenkavalier“ erklingt, der „im ehrlichen Kampf“ siegen soll. Aber die Unterstützung für Mourinhos Bunkerphilosophie schwindet.

Alfonso Arinaldo, 42, betreibt mit seinem Bruder das Restaurant Oviedo, das von Real Madrids Fanclubs frequentiert wird, er ist selbst seit 25 Jahren Vereinsmitglied und gehört zu den „Cinco Estrelas“, den fünf Sternen. Das ist eine der

bedeutendsten der rund 2000 „Peñas“ weltweit, so werden die Fan-Organisationen genannt. „Real Madrid hatte einen tollen Ruf in der Welt“, sagt Arinaldo, „bis Mourinho kam.“ Wenn dies der Preis sei, um Titel zu gewinnen, nämlich „dass wir unsere Seele dem Teufel verkaufen, diesem egoistischen, selbstverliebten Typen“, dann sei dieser Preis zu hoch.

Eine Stunde vor der Partie gegen Valencia am vorvergangenen Sonntag steht José Emilio Martín, 47, an der Nordseite des Stadions Bernabéu vor einem anderen Restaurant. Er ist der Präsident der Cinco Estrellas, dies ist der Treffpunkt der gehobenen Fan-Gemeinschaft, ein Hamburger vom Kobe-Kalb kostet 21 Euro. Martín trägt rote Schuhe zur roten Hose, so erkennt man ihn schnell. Er verteilt die Karten, auch die Flugtickets für München. Früher hielt er Kontakt zu den Spielern. Die Ikone Raúl, jetzt bei Schalke 04, würde ihn noch erkennen, sagt er.

Jetzt verbietet Mourinho den Fans diese Nähe, selbst Martín darf nicht mal zum Trainingsplatz. Dieser Coach habe die Fan-Gemeinde gespalten, meint er. Vor allem die hasenfüßigen Auftritte in den „Clásicos“ genannten Duellen mit Barcelona haben Teile der stolzen Anhänger als eine Erniedrigung empfunden. Denn die Defensivtaktik wurde allseits verspottet.

Was, wenn Mourinhos Team den Vorsprung gegenüber Barça, der mal zehn Punkte betrug, noch verspielt? Und wenn es auch dem FC

Bayern unterliegt im „Clásico de Europa“, wie die Zeitungen das Prestigeduell nennen? Müsste „The Special One“, wie Mourinho sich selbst rühmte, dann gehen?

Präsident Pérez würde nie gegen die Mehrheit im Bernabéu entscheiden, heißt es. Aber kann man sicher sein, dass die Mehrheit die albernen Scharmützel Mourinhos wirklich noch unterstützt?

Das Spiel gegen Valencia beginnt, das Stadion wummert. „Nessun dorma“ wird abgespielt, die Arie aus Puccinis „Turan-dot“, gesungen von Luciano Pavarotti – „diese Nacht soll niemand schlafen!“ Real Madrid spiele nicht, sagen die Spieler, die jetzt auf der Leinwand auftauchen, Real Madrid rühre, gehe zu Herzen.

Unten auf dem Rasen greift sich Cristiano Ronaldo noch schnell eine Plastikflasche und träufelt sich Wasser auf die Frisur. Es folgt ein wilder Ansturm, offensiv, Chancen hüben wie drüben, Pfostenschüsse. Doch kein Tor. Null zu null. Dann kommt Mourinhos Assistent Aitor Karanka zur Pressekonferenz und sagt, das mit dem Schiedsrichter habe ja wohl jeder gesehen, „die ganze Welt“.

Niemand weiß, was er genau meinen könnte. Die Frage ist, ob die paranoide

Rhetorik wenigstens nach innen wirkt. Ob Mourinhos Festungspolitik eine stabile Wagenburg hinterlässt, ob sich die Spieler mit ihm gegen all die vermeintlich feindlichen Mächte verbünden.

Alle sind ja gegen sie, zum Beispiel die Presse. Was die wieder alles geschrieben habe, wettete Mourinho in künstlicher Aufregung kurz vor Ostern, als er noch öffentlich sprach. Als habe er auf solch vermeintliche Fehlspekulationen nur gewartet, zählte er auf: Ihn hätten sie mit Manchester City in Verbindung gebracht, Casillas mit Schalke 04, Angel Di Maria mit wer weiß wem – alles unwahr, da sehe man mal. „Aber“, schloss Mourinho, „die Gruppe ist stark, wir gehen zusammen bis zum letzten Tag, dann werden wir gemeinsam weinen oder lachen.“

Immerhin hat die Mannschaft schon mehr als hundert Tore in der Liga erzielt, geschlossen und systematisch geht sie vor, wenn sie den Ball erobert. Der Gegner, schreiben die Kommentatoren, werde entwaftet wie von einem Heer. Und wenn der Tabellenführer mal auf Einzelaktionen seines fulminanten Torschützen Ronaldo angewiesen ist wie vorigen Mittwoch beim 4:1 im Lokalderby bei Atlético Madrid, vergisst der Held anschließend nicht zu erwähnen, dass auch dies ein Gemeinschaftswerk gewesen sei.

„Wir haben an uns geglaubt, als wir für tot erklärt wurden“, sagte des Trainers Sprachrohr Karanka schön pathetisch – da war wieder die Kernaussage: Allen, die gegen uns sind, zeigen wir es.

Im nördlichen Stadtteil Hortaleza hat „Marca“, das führende Sportblatt Spaniens mit täglich 270 000 verkauften Exemplaren, seinen Sitz; es ist die Zeitung für die „Madridistas“, die Fans von Real. Oscar Campillo ist der Direktor seit einem Jahr, er trägt eine fröhliche Krawatte mit Karos in Weiß und Pink. An Mourinho droht er zu verzweifeln. Früher hat Campillo im politischen Journalismus gearbeitet, nirgends seien die politischen Verzweigungen jedoch so weitreichend wie bei Real Madrid, sagt er und atmet schwer.

Wenn beispielsweise die Vereinslegende Alfredo Di Stéfano, heute Ehrenpräsident und „Marca“-Kolumnist, sich kritisch äußere, müsse man befürchten, dass Mourinho die Subventionen für die Veteranenmannschaft streichen lasse. Einmal hat sich Di Stéfano, einst Anführer des „Weißen Balletts“, das fünf Europapokalsiege in Serie einfuhr, abschätzig über die Taktik des Portugiesen geäußert: Die Mannschaft, ängstlich „wie eine Maus“, habe keine Persönlichkeit. Das war vor

einem Jahr. Danach tadelte er Mourinho nie wieder.

Direktor Campillo wird energisch. „Mourinho ist eingestellt worden, um die Hegemonie Barcelonas zu brechen“, sagt er. „Wenn er nun keine Titel holt, hat es keinen Sinn, all die Spannungen, die er erzeugt hat, weiter zu ertragen und sein unsportliches Auftreten zu dulden.“

Im Januar gab das Blatt einen Disput vom Trainingsplatz wieder, den Wortlaut bestätigt oder dementiert der Club nicht. Demnach habe der Trainer mit Abwehrspieler Sergio Ramos über ein taktisches Stellungsspiel gegen Barcelona bei einem



Zeitungschef Campillo: „Unsportliches Auftreten“

Eckball gestritten. Ramos soll Mourinho vorgehalten haben, selber nie ein Spieler gewesen zu sein. Und als der Coach gegenüber Ramos gerade etwas über „den Torwart“ habe sagen wollen, rief Iker Casillas laut „Marca“ aus einiger Entfernung: „Eh, Mister, hier bei uns ist es üblich, dass man sich die Sachen ins Gesicht sagt!“

Der Vorgang könnte etwas über das Klima hinter den Mauern von Valdebebas verraten. Sami Khedira, der deutsche Nationalspieler, widerspricht am Telefon: Wenn die Mannschaft in Auswärtsspielen wie gegen Osasuna fünf Tore schieße, könne die Stimmung so schlecht ja nicht sein. Mehr will er nicht sagen – das Interviewverbot.

Über Khedira sagen sie in Madrid, Mourinho habe ihn zu einem Fußballsoldaten geformt, wenig kreativ, aber gehorsam. Neulich vor dem Champions-League-Spiel im zyprischen Nikosia saß

der Deutschtunesier vor der Presse, neben ihm Mourinho. Als eine kritische Frage zur Öffentlichkeitsarbeit gestellt wurde, bedeutete der Trainer dem Spieler, er solle die Veranstaltung verlassen. Khedira stand auf und ging.

Sicherlich, die Profis sind stolz, für den Club zu spielen, der allein in Europa 31 Millionen Fans haben soll. Der Brasilianer Marcelo hat sich die 12, seine Rückennummer, auf den linken Unterarm tätowieren lassen. Und Mourinho scheint recht zu behalten mit seiner These: In seinem zweiten Jahr spielen seine Mannschaften stets besser als zuvor. Seine Akratie, mit der er die Seinen auf den Gegner vorbereitet, wird oft gelobt.

Jetzt hieß es allerdings, Mourinho sei sogar imstande, sein Team zu verraten. Einmal, beim 2:2 Ende Januar im Pokalrückspiel gegen den FC Barcelona, hatte er seine Angsthasentaktik überraschend aufgegeben. Aus perfidem Grund, behaupten Reporter: um das eigene Team in den Untergang zu jagen – damit alle Welt sehe, dass er zuvor doch richtig gelegen habe mit der ultradefensiven Ausrichtung in all den „Clásicos“ zuvor. Ein krauser Vorwurf vielleicht, nur ein Gerücht. Aber es kam aus der Mannschaft.

Alfredo Relaño traut diesem Trainer alles zu. Der Chef des „Marca“-Konkurrenten „As“ traf sich früher regelmäßig mit Real-Präsident Pérez. Der redet nun nicht mehr mit ihm, seit die beiden sich über Mourinho stritten. Relaño beschrieb den Coach in seinen Kolumnen als manisch und rüpelhaft. Den Presseboykott hält er für eine tyrannische Entscheidung, denn „Tyranen lassen gern ihre Macht spielen“, sagt er am Vorabend des Derbys gegen Atlético.

Eine demütigende Niederlage, das 0:5 in Barcelona vor eineinhalb Jahren, glaubt Relaño, habe Mourinho traumatisiert, ihn „erblinden“ lassen in seiner Raserei. Fachlich halten viele den Coach für genial. Aber er macht alle verrückt.

Vor dem Duell mit den Bayern ist auch noch Di Stéfano krank. Seit zwei Wochen ging er nicht in sein Büro in der Arena, er liege im Bett seiner Wohnung in Stadionnähe, sagt der gebürtige Argentinier, Held der fünfziger Jahre, am Telefon.

Di Stéfano, 85, spricht nicht, er röhr. Dies sei „die beste Mannschaft, die Madrid je hatte“. Der FC Bayern? „Ein mittelmäßiges Team.“ Aber was ist mit seiner Kritik an Mourinho, mit der ängstlichen Maus? „Ich habe nie etwas über Mourinho gesagt und werde nie etwas über ihn sagen“, ruft der heisere Ehrenpräsident. Alle seien glücklich.

JÖRG KRAMER

Zicke!

Alle Euphorie über die Liaison von Superstar Valentino Rossi mit Ducati ist verflogen: Der Italiener fährt auf seiner Rennmaschine lustlos hinterher.

Eine Rennmaschine habe eine Seele, sagte Valentino Rossi einmal, er hege „menschliche Gefühle“ für sie. „Ich frage sie, ob sie etwas für mich machen kann. Und wenn es eine Beziehung gibt, dann macht sie das für mich. Deswegen sehe ich das Motorrad nicht nur als ein Stück Eisen.“

verkündete, in Zukunft für Ducati zu starten, schien sich eine Traumehe anzubahnen. Der erfolgreichste und aufregendste Rennfahrer der Gegenwart hatte jahrelang im Dienste der japanischen Massenhersteller Honda und Yamaha triumphiert. Nun, so der Plan, würde er seine Laufbahn krönen, bei einer legendären Marke, die Sportmotorräder baut und weit über Italien hinaus einen Klang wie Ferrari hat.

Was folgte, war die düsterste Saison in Rossis Karriere. Obwohl er seine vertraute Crew aus einem Dutzend Technikern mitgebracht hatte, gewann er keinen einzigen Grand Prix. Er stürzte öfters. Im Oktober wurde er in einen tragischen Unfall verwickelt. In Malaysia rutschte der italienische Ex-Weltmeister Marco Simoncelli ausgang einer Kurve aus dem Sattel, zwei dichtauf folgende Fahrer konnten nicht ausweichen, überrollten und ver-

Technisch ausgedrückt: Sie hat ein Konstruktionsproblem.

Auf einem Rennmotorrad ist es für den Fahrer wichtig zu spüren, wann das Vorderrad in den Kurven zu rutschen beginnt. Geht die Haftung verloren, lässt sich ein Sturz kaum noch vermeiden. Diese Grenze ist schmal, sollte aber wenigstens so breit sein, dass dem Piloten Zeit bleibt zu reagieren. Bei der Ducati gibt es solch einen Moment offenbar nicht. Sie schmiert vorn ohne Warnsignal weg, als ob der Asphalt plötzlich aus Seife wäre.

Er bekomme kein Gefühl für das Vorderrad, klagt Rossi immer wieder, ihm fehle das Vertrauen in das Motorrad. Die Folge ist, dass er vorsichtig fährt. Dass er zu langsam wird. Sein Selbstvertrauen verliert. Noch langsamer wird. Den Anschluss an die Spitzenreiter verpasst. Noch vorsichtiger fährt. Ein Rossi hat kei-



Ducati-Fahrer Rossi in Doha, Pilot Rossi: „Ich kann dieses Motorrad nicht fahren“

Esoterisch geworden? Benzindämpfe eingeatmet?

Rossi, 33, steht nicht im Verdacht, ein Wirrkopf zu sein. Auf zwei Rädern hat er neun Weltmeistertitel und 105 Grands Prix gewonnen, sein Jahrestarif liegt bei etwa 15 Millionen Euro – das alles hat er seiner Cleverness zu verdanken. Nachvollziehbar ist trotzdem, was er sagt. Denn jedes Mal, wenn er aufsteigt, vertraut sich Rossi einer Rakete mit einer Schubkraft von 230 PS an, die ihn, wenn es unglücklich lief, schnurstracks vom Leben zum Tode befördern könnte. Oder zumindest ins Krankenhaus.

So klang es denn auch wie das Ende einer Liebe, als Rossi am vorvergangenen Sonntag nach dem ersten Saisonrennen in Katar sagte: „Ich kann dieses Motorrad nicht fahren.“ Nur Platz zehn im Ziel, ein Konkurrent hatte Rossi respektlos mit einem Rempler überholt. Kurz dachte Rossi daran, die Boxengasse anzusteuern und aufzugeben.

Katar ist der Tiefpunkt einer Liaison, die vor eineinhalb Jahren verheißungsvoll begonnen hatte. Als Rossi im Sommer 2010

letzten ihn tödlich. Einer der beiden war ein Freund Simoncellis: Rossi.

Er habe diesen Schicksalsschlag verkraftet, sagen Beobachter, Rossi wisse um das Berufsrisiko. Zwar sei er ernster als früher, aber das liege daran, dass er mittlerweile zu den Ältesten im Starterfeld gehöre. Scherze sind ihm angesichts seiner Probleme vergangen. Anders als früher geschehen, dreht er nicht mehr mit einer Sexpuppe als Sozia die Auslauf-runde. Wer will schon einen Clown sehen, der das Rennen lang unauffällig bleibt, aber hinterher seine Show abzieht?

In dieser Saison, dem zweiten und vorerst letzten Vertragsjahr bei Ducati, soll es endlich vorangehen. Nach den ersten Testfahrten war von Optimismus die Rede, doch der hielt sich nur kurz. „Ducati hat nicht das Motorrad gebaut, das ich verlangt habe“, meckert Rossi jetzt. Von außen betrachtet mag seine Rennmaschine einer Schönheit gleichen, elegant ist ihre Form und glatt ihre Oberfläche, ihr Name – Ducati Desmosedici – hört sich rassig an. Aber erwiesen hat sie sich als Zicke.

ne Lust mehr, für einen Rang im Mittelfeld seine Knochen zu riskieren.

Das Konstruktionsbüro von Ducati hat auf Drängen von Rossi und seiner Crew bereits begonnen, sich von technischen Irrtümern zu verabschieden. Das Chassis wird nicht mehr aus Kohlefaser gefertigt, sondern aus Aluminium, weil es weicher ist und so dem Fahrer ein besseres Gefühl für den heiklen Vorderreifen vermittelt. Trotzdem wird die Manufaktur Ducati in absehbarer Zeit kaum eine Chance haben gegen die Giganten aus Japan und deren Heerscharen von Ingenieuren.

Rossi sagt, er könne sich vorstellen, noch zwei Jahre weiterzufahren, bevor er seine Karriere beende. Drei Arbeitgeber stünden zur Auswahl. Theoretisch. Denn bei Honda und Yamaha war Rossi bereits, und dort hält sich das Verlangen nach einer Rückkehr des eigenwilligen, hochbezahlten Superstars in Grenzen.

Bleibe einzig und allein Ducati. Die Zeit der großen Gefühle ist vorbei, es geht darum, eine Zweckgemeinschaft zu retten.

DETLEF HACKE

40
Jahre
essen &
trinken

Diesmal: zu Gast bei Andrea Sawatzki & Christian Berkel, *Schauspieler, Berlin*

Küche aus der gemeinsamen Möbellinie, erhältlich ab 2013. Honorar gespendet an die Stiftung „Ein Platz für Kinder“



In Deutschlands
Küchen zuhause.

**essen &
trinken**

DEUTSCHLANDS
GRÖSSTES FOOD-MAGAZIN

SPRINGER-URTEIL

Aufseher wehren sich

Das Urteil des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs im Februar war ein Triumph für das Haus Axel Springer. Die Richter hatten erklärt, dass die Medienaufsicht, darunter die KEK, die einst geplante Übernahme des Fernsehkonzerns ProSiebenSat.1 durch Springer zu Unrecht untersagt hatten. Eine Revision ließ das Gericht nicht zu. Nun wehrt sich die Kontrollkommission KEK gegen das Urteil. An diesem Montag, dem letzten Tag der Frist, werde man Nichtzulassungsbeschwerde zum Bundesverwaltungsgericht einreichen, erklärte die KEK-Vorsitzende Insa Sjurts. „Wir erhoffen uns eine abschließende Klärung und ein deutliches Signal zugunsten einer effektiven Konzentrationskontrolle“, so Sjurts. Die Fusion des Verlags mit dem TV-Konzern hatte 2006 auch das Kartellamt untersagt.



ProSiebenSat.1-Sendezentrale



„Gottschalk live“-Talkshow

MICHAEL GOTTSCHALK / DAPD

TV-QUOTEN

Gottschalk zieht ARD nach unten

Die schlechten Zuschauerzahlen von „Gottschalk live“ haben das erste Programm in der Publikumsgunst auf den vierten Rang abrutschen lassen. Zu diesem Ergebnis jedenfalls kommt die Analyse eines internen ARD-Papiers zur aktuellen Wettbewerbssituation. Im ersten Quartal 2012 habe das Erste trotz Wintersportübertragungen keine zufriedenstellenden Einschaltzahlen gehabt. Mit einem Marktanteil von 12,3 Prozent der Zuschauer ab drei Jahren lag es hinter RTL (13,5 Prozent) und dem ZDF (12,6 Prozent) sowie den eigenen dritten Programmen (12,5 Prozent). Als wesentlichen Grund nennt das Papier das seit Januar veränderte Vorabendprogramm. Die Zuschauerresonanz liege deutlich hinter der der bisher auf diesem Sendeplatz gezeigten Sendungen. Fatal seien nicht nur die schlechten Quoten der neuen Gottschalk-Show, sondern auch die Verschiebungen auf den anderen Vorabendplätzen, die die ARD für Gottschalk bewerkstelligen musste. Der Verlust summierte sich zwischen 18 und 20 Uhr auf 600 000 Zuschauer. Wenn sich daran nichts ändere, werde es schwer, das Jahr 2012 erfolgreich abzuschließen, heißt es warnend in dem Papier.

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

Denk|ver|bot

das: Tabu-Attrappe zur Aufmerksamkeitssteigerung

Wenn immer mehr Menschen Dinge sagen, die man nicht sagen darf, weil man sie nicht sagen darf – müsste man sich dann nicht irgendwann von dem Gedanken verabschieden, dass man sie nicht sagen darf?

Verwirrenderweise scheint es heute mehr Tabu-Brecher als Tabus zu geben. Die Medien sind voll von Leuten, die sich einer angeblich herrschenden „Political Correctness“ widersetzen. Entweder haben die Strafen, die die vermeintliche Denk- und Sprechpolizei aussprechen kann, jede abschreckende Wirkung verloren. Oder die Tabus sind ohnehin nur imaginiert, um in die attraktive und aufmerksamkeitstarke Pose des Widerstandskämpfers schlüpfen zu können wie zuletzt Günter Grass.

Das Beste an dieser Rolle ist, dass in ihr jede Reaktion zur Bestätigung der eigenen Position wird. Je größer die Zustimmung, desto stärker der Eindruck, dass endlich jemand gesagt hat, was gesagt werden musste. Je heftiger die Ablehnung, desto offenkundiger, dass man, wie gesagt, eigentlich nicht sagen durfte, was man gesagt hat. Die Schweizer Zeitung „Weltwoche“ hat unter ihrem Besitzer und Chefredakteur Roger Köppel (Bild) in den vergangenen Jahren fast ihr ganzes publizistisches Image auf dem Gedanken aufgebaut, dass die Welt (und insbesondere die Schweiz) voller Denkverbote ist, und dass das, was zu denken verboten ist, vermutlich deshalb verboten ist, weil es wahr ist. Aktuell tut sie so, als dürfe man nicht über kriminelle Banden von osteuropäischen Roma-Familien berichten. „Es muss doch möglich sein, ernsthaft und offen über solche Probleme zu reden“, klagt der stellvertre-

tende Chefredakteur Philipp Gut, der als Autor einen Artikel zu diesem Thema mitverfasst hat. Nun gibt es zahlreiche Beweise dafür, dass es tatsächlich möglich ist, ernsthaft und offen über solche Probleme zu reden. In die attraktive Rolle des Tabu-Brechers kam die „Weltwoche“ nur dadurch, dass sie einen Roma-Jungen auf dem Cover zeigte, der mit einer Waffe auf den Betrachter zielt, und dazu titelte: „Die Roma kommen – Raubzüge in die Schweiz“ – als bestehe ein ganzes Volk aus Verbrechern.

Es ist leider überhaupt nicht möglich, mit Gut oder Köppel auch nur darüber zu streiten, weil sie jede Kritik an ihrer demagogischen Darstellung als Kritik an den Tatsachen oder ihrer Veröffentlichung behandeln. Man sollte annehmen, dass sie zwischen beidem unterscheiden können müssten. Aber es sieht tatsächlich so aus, als hätten sich die beiden da ein Denkverbot auferlegt.





Erbe Axel Sven Springer, Großvater Axel Springer um 1955: „Er hat sich große, große Mühe mit mir gegeben“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Leider hatte ich Vertrauen“

Axel Sven Springer, Enkel des verstorbenen Verlegers Axel Cäsar Springer, über den Jubiläumstaumel des Konzerns, seine Entführung als Jugendlicher und den dauernden Erbstreit mit Friede Springer

Er hat eines der größten Medienimperien Europas geschaffen und die umstrittenste und einflussreichste Zeitung Deutschlands erfunden, die „Bild“-Zeitung. Axel Cäsar Springer, der 1985 starb, hat die Bundesrepublik geprägt und polarisiert wie kein anderer Verleger, er war das Feindbild der revoltierenden Studenten von 1968. Am 2. Mai würde er 100 Jahre alt. Der von ihm gegründete Axel-Springer-Verlag wird dieses Jubiläum groß feiern.

Am Donnerstag dieser Woche kommt ein Buch heraus, das die Jubiläumsseligkeit im Verlag trüben könnte. Axel Sven Springer, 46, der Enkel des Verlegers, beschreibt in „Das neue Testament“, dass er sich um große Teile des Erbes betrogen fühlt und warum er jahrelang Prozesse führte gegen die Haupterin und Witwe seines Großvaters, Friede Springer*.

* Axel Sven Springer: „Das neue Testament“. Verlag Haffmans & Tolkemitt, Berlin; 288 Seiten; 19,95 Euro.

Axel Sven Springer wurde Kaufmann, lernte in der verlagseigenen Journalistenschule und ging zur „Bild“-Gruppe. Wegen des Rechtsstreits zog er sich 2002 zurück und widmete sich sechs Jahre lang den Prozessen.

Verbittert wie ein Rechthaber wirkt Axel Sven Springer nicht. Er spricht gelassen über die vielen Katastrophen seines Lebens, wie jemand, der daran gewöhnt ist, dass es normal ist, wenn gar nichts normal ist.



SPIEGEL: Herr Springer, Sie haben in Ihrem Leben noch nie ein Interview gegeben. Warum geben Sie uns nun eines?

Springer: Ich gehe nicht gern in die Öffentlichkeit. Das ist jetzt eine Ausnahme. Aber dann wird wieder Ruhe sein.

SPIEGEL: In diesen Tagen veröffentlichen Sie ein Buch. Darin schreiben Sie, Sie seien um den Großteil Ihres Erbes gebracht worden. Mit diesem Vorwurf sind Sie schon 2008 bei Gericht gescheitert. Warum dieses Buch und warum jetzt?

Springer: Ich dachte, es sei Zeit, einer breiten Öffentlichkeit zu erklären, warum ich sieben Jahre lang wegen des Erbes prozessiert habe. Der 100. Geburtstag meines Großvaters am 2. Mai ist der richtige Anlass, um mein Verhältnis zu ihm und die Machenschaften hinter seinem Erbe aus meiner Sicht darzulegen. Das habe ich ja noch nie getan, außer vor Gericht.

SPIEGEL: Der Axel-Springer-Verlag wird den 100. Geburtstag groß feiern. Ihr Buch wird für einige sehr unangenehm sein. Wollen Sie die Feierlichkeiten torpedieren?

Springer: Nein. Das wäre destruktiv. Ich bin mit meinem Großvater im Reinen. Hätte ich das Gefühl gehabt, es würde

die Feier stören, dann hätte ich gewartet – bis zum 101. Geburtstag. Dass sich nicht jeder über jede Zeile freuen wird, ist klar. Aber wenn das Buch für manche störend wirkt, dann sollten die sich mal fragen, ob sie die Störung nicht selbst zu verantworten haben.

SPIEGEL: Sie meinen Friede Springer, Ihre Stiefgroßmutter?

Springer: Das klingt ja schlimm, fast böse. Nennen wir sie Friede Springer. Ein paar ehemalige leitende Angestellte des Verlags und sicherlich auch Friede sollten sich fragen, warum sie da sind, wo sie sind, und warum sie gesellschaftlich ein solches Ansehen genießen.

SPIEGEL: Der Verlag erinnert sich oft und gern an seinen Gründer. Das Jubiläum der deutschen Einheit wurde zelebriert, als wäre sie Ihrem Großvater persönlich zu verdanken. Reicht Ihnen das nicht?

Springer: Ich habe das Gefühl, dass jenseits der großen Jubiläen nicht mehr so gern an den Verleger gedacht wird, einige sonnen sich lieber im eigenen Glanz. Etwas mehr Dankbarkeit fände ich angemessen.

SPIEGEL: Es hat doch Gründe, dass sich der Verlag abnabelt. Axel Springer war für eine ganze Generation eine Hassfigur,

gerade ist ein Buch erschienen mit dem Untertitel „Ein deutsches Feindbild“.

Springer: Vieles, was in den Biografien über meinen Großvater steht, ist Quatsch, teilweise böse. Ich bin sehr stolz auf ihn, obwohl er für mich kein Übermensch war. Als Verleger eine Sensation, fast genial, aber als Familienmensch absolut untauglich.

SPIEGEL: Ihr Vater, der als Fotograf unter dem Namen Sven Simon arbeitete, brachte sich 1980 um, Sie waren 13 Jahre alt. Um seinen Sohn hat sich Axel Springer nie gekümmert, um Sie dafür rührend.

Springer: Ja, er hat sich große, große Mühe gegeben. Aber erst nach dem Tod meines Vaters. Er hat wohl einiges gutmachen wollen, was er bei ihm versäumt hatte.

SPIEGEL: Was denn?

Springer: Jeder durchschnittlich begabte Vater, der merkt, dass sein Kind gern ins Unternehmen möchte, setzt doch alles daran, ihm den Weg zu ebnen. Und zwar instinktiv und selbstverständlich. Mein Großvater hat es schlichtweg verpasst, seinen Sohn als Nachfolger sukzessive aufzubauen, er hat ihn wohl alleingelassen.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich das?

Springer: Die Springers waren keine normale Familie. Mein Großvater war passiv, was Familie betraf, desinteressiert. Und er hatte kein Regulativ.

SPIEGEL: Friede Springer war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens seine engste Vertraute. War sie kein Regulativ?

Springer: Die Friede Springer von damals hat mit der Friede Springer von heute wenig zu tun. Damals war sie nicht sehr selbstbewusst.

SPIEGEL: Es war kein Verhältnis auf Augenhöhe?

Springer: Niemand hatte zu meinem Großvater ein Verhältnis auf Augenhöhe. Friede war für meinen Großvater da. Das hat sie auch wirklich sehr liebevoll gemacht.

SPIEGEL: Aber sie tat nur, was er wollte?

Springer: Egal, was passierte, egal, wonach er fragte – mein Großvater bekam fast immer von allen nur die Antwort: „Bereits veranlasst, Herr Springer“. Das ist ein geflügeltes Wort in der Familie.

SPIEGEL: Wie nahe kamen Sie ihm?

Springer: Nach dem Tod meines Vaters schrieben wir uns wöchentlich Briefe und sahen uns oft. Mich interessierten Zeitungen wahnsinnig, und ich habe mit ihm viel übers Zeitungsmachen und über Politik gesprochen. Er hat mir erklärt, warum er DDR in Anführungszeichen setzen ließ – er fand alle drei Buchstaben verlogen, so wie Willy Brandt sagte: weder deutsch noch demokratisch, noch Republik.

SPIEGEL: Haben Sie mit ihm darüber geredet, welch schwierige Rolle der Verlag bei den Studentenprotesten gespielt hat?

Springer: Auch wenn Sie das nicht gern hören werden, ich habe immer vollstes Verständnis dafür gehabt, für welche Wer-



[1] Axel Sven Springer mit Großvater Axel und dessen späterer Frau Friede auf Sylt 1976

[2] Axel Springer junior alias Sven Simon 1968

[3] Berichterstattung über Entführungsopfer Axel Sven Springer, Februar 1985

[4] Axel Sven Springers Mutter Rosemarie und Schwester Ariane auf der Beerdigung Axel Springers am 27. September 1985

[5] Springer-Führungstrio Servatius, Friede Springer, Döpfner 2001

te sich mein Großvater stark gemacht hat und dass er, unabhängig von momentanen Stimmungen, daran festhielt. Er war Verleger, kein Politiker.

SPIEGEL: Wie sind Sie als Kind mit dem Tod Ihres Vaters zurechtgekommen?

Springer: Mit 13 hat man wohl noch eine Art Schutzfilm, aber mit 17 oder 18 gibt es Fragen, die kann man nur dem Vater stellen. Da ist es besonders schlimm, wenn er fehlt. Auch heute noch.

SPIEGEL: Sie kamen nach dem Tod Ihres Vaters aufs Internat. Nach Zuoz in die Schweiz, dasselbe Internat, auf dem schon Ihr Vater als Kind unglücklich war. Das muss doch furchtbar gewesen sein.

Springer: Es stimmt, dass mein Vater nicht glücklich war dort. Einen Neunjährigen schickt man nicht aufs Internat. Ich selbst war aber schon 15. Im ersten Jahr hatte ich Heimweh, dann fand ich es toll. Im Internat hat man alle Freunde versammelt. Mir hat das gutgetan.

SPIEGEL: Gutgetan?

Springer: Wenn sich der eigene Vater so aus dem Leben verabschiedet, wie es mein Vater getan hat, dann kriegt man es mit der Angst zu tun. Das ist wirklich furchterregend. Ich brauchte Abstand.

SPIEGEL: Sie wurden 1985 aus dem Internat entführt, Sie waren damals 19 Jahre alt. Welche Erinnerungen haben Sie daran?

Springer: Erinnerungen habe ich an jede Minute der 68 Stunden. Das brennt sich ein, das ist immer da. Man wird vorsichtig, vor allem mit Menschen.

SPIEGEL: Ist Ihnen bei der Entführung zum ersten Mal bewusst geworden, was es heißt, den Namen Springer zu tragen?

Springer: Wenn man im Kofferraum eines Autos eingesperrt ist, macht man sich über die Bedeutung des Namens Springer

keinen einzigen Gedanken, das können Sie mir glauben. Hinterher habe ich mich natürlich gefragt: Warum ich? Ich bin ja auch so unhandlich mit meinen fast zwei Metern. Als die Entführer sagten, ich solle mich in den Kofferraum eines Golfs legen, habe ich so getan, als würde ich da nicht reinpassen. Sie haben mir aber schnell klargemacht, dass das doch geht. Ich hatte die Bilder des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer im Kopf, der tot im Kofferraum lag. Unter mir hatten die Entführer eine Folie ausgelegt. Vor Gericht sagten sie, sie hätten das getan, damit ich es wärmer habe. Ich dachte, die liegt da, um mein Blut aufzufangen.

SPIEGEL: Die vier Entführer, darunter zwei ehemalige Schüler des Internats, verlangten 15 Millionen Mark Lösegeld. Haben Sie sich Sorgen gemacht, ob Ihr Großvater so viel bezahlen kann?

Springer: Die Entführer sagten mir: „Egal, ob gezahlt wird oder nicht, wir bringen dich sowieso um.“ Ich habe nie verstanden, warum man so brutal sein musste. Um das Geld habe ich mir keine Sorgen gemacht, ich war sicher, dass er mir hilft.

SPIEGEL: Nach Ihrer Freilassung glaubten die Polizei und auch die Presse Ihnen zunächst nicht, dass Sie wirklich entführt worden waren. In den Blättern – leider auch im SPIEGEL – wurde suggeriert, Sie hätten das nur inszeniert. Vom großen Bluff des Springer-Enkels war die Rede, dessen Großvater mit „Bild“ Millionen verdiente. Hatten Sie das Gefühl, noch einmal Opfer zu werden, diesmal das Opfer einer Anti-Springer-Stimmung?

Springer: Das war schlimm. Da wurde auf den Enkel eingepöbelt, obwohl der Großvater gemeint war. Dass sogar der ehrwürdige SPIEGEL so danebengriff, habe ich nicht verstanden. Das kam wohl alles daher, dass die Entführer plötzlich die Nerven verloren und mich am Zürcher Flughafen freigelassen hatten, ohne Lösegeld. Sie sagten mir, ich solle der Polizei erzählen, ich sei in einem Mercedes entführt worden, was ich zuerst auch tat. Zehn Minuten später korrigierte ich meine Aussage, und schon wurde mir unterstellt: alles Lüge.

SPIEGEL: Sie schreiben, Ihre Anwältin habe später im Springer-Archiv eine vorbereitete Pressemitteilung gefunden. Ihre Mut-

ter entschuldigte sich darin für den Dumme-Jungen-Streich ihres Sohns. Hat das Ihren Blick auf diesen Verlag und auf Ihren Großvater verändert?

Springer: Ich habe erst vor kurzem davon erfahren. Ich bin mir noch nicht mal sicher, ob mein Großvater und meine Mutter das überhaupt wussten. Das werden irgendwelche Leute bei Springer aufgesetzt haben.

SPIEGEL: Der Selbstmord Ihres Vaters, dann die Entführung – warum haben Sie sich nie psychologische Hilfe geholt?

Springer: Eine großartige Erfindung des lieben Gottes ist ja die der Mutter. Ich hatte eine tolle Mutter und habe eine tolle Schwester, wir haben nach der Entführung das Normalste getan, was man tun kann: uns hingesetzt und geredet.

SPIEGEL: Wie war das Verhältnis zu Ihrem Großvater nach der Entführung?

Springer: Ich hatte während der Entführung so ein Bild vor Augen, dass, wenn ich befreit werde, die ganze Familie da steht und mich in den Arm nimmt. Meine Mutter und meine Schwester waren da, und das war wunderbar. Aber mehr war eben nicht. Mein Großvater muss gesundheitlich schon sehr angeschlagen gewesen sein. Er wäre sonst gekommen.

SPIEGEL: Er starb im September desselben Jahres, 1985. Hatten Sie darüber nachgedacht, was er Ihnen vererben würde?

Springer: Ich hatte überhaupt nicht damit gerechnet, dass er bald sterben würde, das zog mir den Boden unter den Füßen weg. Und gerade in dieser Zeit hatte ich andere Dinge im Kopf als das Erbe. Der Prozess gegen die Entführer lief, ich musste um mein Abitur kämpfen.

SPIEGEL: Kurz nach dem Tod Ihres Großvaters bekamen Sie eine Einladung nach Berlin. Hatten Sie eine Ahnung, was dort ablaufen würde?

Springer: Ich wurde abgeholt, mit einer Limousine. Das hatte es vorher nie gegeben. Der Chauffeur fuhr mich zum Zürcher Flughafen, mit der PanAm flog ich nach Berlin, wurde wieder abgeholt, der Fahrer fuhr mich nach Schwanenwerder.

SPIEGEL: Zum Anwesen Ihres verstorbenen Großvaters in Berlin.

Springer: Ich kam da nicht an mit dem Gedanken: Jetzt geht es ums Erbe, mal sehen, wie viel ich bekomme. Man hatte mir vor-

SVEN SIMON / VERLAGE HAFMANS & TOLKEMITT (2); SCHWEIZER ILLUSTRIERTE/VERLAGE HAFMANS & TOLKEMITT; RONDHOLZ / ULLSTEIN BILD; REETZ / ADOLPH PRESS (V.L.N.R.)



her nicht gesagt, worum es bei dem Treffen gehen sollte, mir weder eine Tagesordnung noch ein Testament zur Durchsicht geschickt, wie es üblich ist.

SPIEGEL: Warum nahmen Sie keinen Anwalt mit? War das nicht naiv? Sie waren doch alt genug, um zu verstehen, dass es nun um eines der größten Vermögen Deutschlands gehen würde.

Springer: Wenn überhaupt, dachte ich mir, dass die mir hier schon erzählen werden, wie mein Großvater das alles haben wollte. Und es war meine Familie, die da zusammenkam: Friede, Großvaters Kinder Nicolaus und Barbara, meine Schwester Ariane und eben ich. Das waren alles Leute, die ich gut kannte und die ich mochte. Der Testamentsvollstrecker Bernhard Servatius war damals beinahe ein Freund der Familie, wir duzten uns, er war Aufsichtsratsvorsitzender bei Springer und derjenige, der mit meinen Entführern verhandelt hatte. Das war unser Anwalt, der Anwalt der Familie. Zu all diesen Leuten hatte ich volles Vertrauen.

SPIEGEL: Was hat Ihnen Servatius gesagt?

Springer: Es war frühmorgens, in dem unglaublich schönen Haus, in dem unglaublich schönen Raum, alles außerordentlich stilvoll. Granddaddy, wie ich meinen Großvater nannte, fehlte mir, aber um den ging es nun. Servatius eröffnete uns, dass es ein Testament von 1983 gebe, in dem vorgesehen sei, dass Friede 50 Prozent des Erbes bekommen solle und Granddaddys Tochter Barbara und ich 25. Mein Großvater aber habe vor seinem Tod das Testament ändern wollen, damit Friede 70 Prozent bekomme und auch andere Familienmitglieder berücksichtigt würden. Nach der neuen Regelung blieben mir 5 Prozent.

SPIEGEL: Warum haben Sie denn damals einfach akzeptiert und unterzeichnet?

Springer: Ich bekam den Eindruck, mein Großvater sei so krank gewesen, dass er es nicht mehr geschafft hatte, dieses Testament zu unterschreiben. Und es gab keinen Grund anzunehmen, dass das, was Servatius uns erzählte, nicht der Wahrheit entsprach.

SPIEGEL: Servatius hat immer bestritten, dass er damals gesagt habe, Ihr Großvater sei todkrank gewesen.

Springer: Er hat aber definitiv einige wichtige Details weggelassen. Ich wusste damals nicht, was ich heute weiß.

SPIEGEL: 2002 kam es zur Klage, weil Sie sich plötzlich um große Teile Ihres Erbes betrogen fühlten. Warum kamen Ihnen die Bedenken denn erst 17 Jahre nach Ihrer Unterschrift?

Springer: Ein Freund und Anwalt, dem ich die Geschichte anvertraute, hatte Zweifel und recherchierte. Dabei kam heraus, dass Servatius schon am 2. September mit meinem Großvater über ein neues Testament gesprochen hatte. Aber erst drei Wochen später ist mein Großvater gestorben. Da lag also ein neues Testament drei Wochen lang auf seinem Nachttisch, und er hat es nicht unterschrieben. Warum denn nicht? Er war durchaus noch in der Lage zu schreiben, er hat noch kurz vor seinem Tod eine Postkarte an seinen Freund Max Schmeling geschrieben. Er hat in den drei Wochen noch an einer Aufsichtsratssitzung im Verlag teilgenommen und auch noch seinen Ehevertrag notariell verändert, wie ich heute weiß. Es war also ein Notar im Haus, er hätte ihm das Testament nur übergeben müssen. Friedes Anwälte meinten, er habe das Honorar sparen wollen. Das ist lächerlich.

SPIEGEL: Aber Servatius wird kaum frei erfunden haben, wie Ihr Großvater sein Testament gern geändert hätte.

Springer: Ich unterstelle ihm nicht, dass er gelogen hat, aber da schwingt sich jemand auf und erzählt, der Großvater wollte es anders haben? Es kann ja sogar sein, dass mein Großvater es zwischen durch anders haben wollte. Aber er wollte es dann offenbar doch nicht so anders, dass er es auch wirklich geändert hätte.

SPIEGEL: Aber es ist doch nicht ausgeschlossen, dass Ihr Großvater dachte, er überstehe diese Krankheit noch. Die Unterschrift habe Zeit.

Springer: Das hört sich vielleicht despektierlich an, aber mein Großvater war kein ausgeflippter Hippie, der in anderen Sphären schwebte. Er war ein ernsthafter Mann. Wenn so jemand sein Erbe anders regeln will, dann regelt er das auch.

SPIEGEL: Das Oberlandesgericht Hamburg konnte Ihnen nicht folgen. In seinem Urteil stellte das Gericht 2008 fest, dass das neue Testament zwar ursprünglich nicht

gültig war, aber weil Sie die Erbregelung 1985 unterschrieben und so lange nichts einzuwenden hatten, habe es damit Gültigkeit. Haben die Anwälte Sie nicht gewarnt, dass Sie vor Gericht wenig Aussicht auf Erfolg haben dürften?

Springer: Wir waren uns sicher, dass wir gewinnen.

SPIEGEL: Welches Interesse hätte Servatius daran haben sollen, dass Friede Springer 70 statt 50 Prozent bekommt?

Springer: Das kann ich nicht wissen, und ich will auch nichts unterstellen. Aber sie war eine junge Witwe, extrem unerfahren. Je mehr sie bekam, desto mächtiger war auch Servatius als ihr wichtigster Berater. Ich glaube nicht, dass Friede die treibende Kraft war. Aber sie hat hingenommen, dass mir Unrecht angetan worden ist.

SPIEGEL: Was treibt Sie an? Das Geld?

Springer: Es geht einfach darum, dass der letzte Wille meines Großvaters nicht so umgesetzt wurde, wie er hätte umgesetzt werden müssen. Darauf hat er aber ein verdammtes Recht.

SPIEGEL: Wir sollen Ihnen abnehmen, dass es um Ihre eigenen Interessen, um verlorene Millionen in dem Streit nicht ging?

Springer: Hätte ich den Prozess gewonnen, hätte sich das auch finanziell gelohnt, mit Sicherheit. Ich habe den Prozess aber geführt, weil ich überzeugt war, dass man mich damals falsch behandelt hat.

SPIEGEL: Als es 2002 zur Klage kam, hatten Sie sich zuvor schon mit Friede Springer ums Mitspracherecht im Konzern gestritten. Spielte das eine Rolle für Ihre Entscheidung, die Erbregelung anzufechten?

Springer: Es geht nicht um Animositäten, sondern darum, eine grobe große Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen. Und wenn man ungerecht behandelt wird, dann kämpft man. Ich jedenfalls.

SPIEGEL: Der Konzern wurde, so schreiben Sie es, unter der Herrschaft von Friede Springer und Servatius jahrelang abenteuerlich geführt.

Springer: Wir Erben mussten ständig von Millionenabfindungen für immer neue Manager lesen. Wir hatten das Gefühl, das Erbe wird einfach verspielt.

SPIEGEL: Als Ihre Anwälte die Erbaufteilung anfochten, schrieben sie, Friede Springer sei „erbunwürdig“. Dass Sie da-

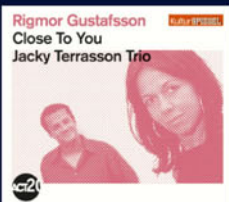
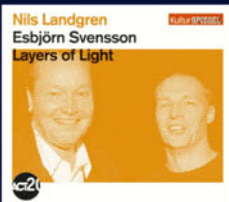
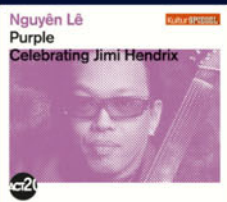
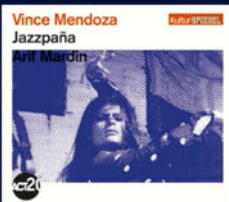
KulturSPIEGEL präsentiert das Beste aus 20 Jahren ACT

€ 9,99
PRO CD

Youn Sun Nah Voyage



act20



Weitere Titel:
Old Friends
Scattering Poems
Sentimental Journey
Funky ABBA
Mare Nostrum

If (Blue) Then (Blue)
Round Silence
Remember Chet
[em] Live
Shining On You
e.s.t. Live

Jetzt im Handel und im

SPIEGEL SHOP

www.spiegel.de/shop

www.actmusic.com



Medien

nach nicht mehr auf eine gütliche Lösung hoffen konnten, war doch klar.

Springer: Ja, das hat Friede sehr verletzt. Sie hat wohl nicht abstrahiert, dass es sich nur um einen juristischen Begriff handelte. Ich stelle nicht in Frage, dass Friede zu Recht Erbin geworden ist. Ich stelle nur in Frage, wie Servatius und dann auch Friede mit mir umgegangen sind.

SPIEGEL: Haben Sie Friede Springer unterschätzt?

Springer: Ich habe sie nicht unterschätzt, weil ich gar nichts eingeschätzt habe. In der Biografie, die 2005 über sie erschienen ist und an der sie ja offensichtlich mitgearbeitet hat, klingt oft an, wir – also die Familie – hätten sie nicht ernst genommen, weil sie nur das Kindermädchen gewesen sei. Das ist Blödsinn, solche Gedanken hat in meiner Anwesenheit niemand aus der Familie ihr gegenüber je geäußert. Ich bin so nicht erzogen worden. Im Gegenteil.

SPIEGEL: Ihnen gehören jetzt 2,6 Prozent des Konzerns. Damit haben Sie viel Einfluss. Sie können über ein Veto in der Familienholding wichtige Entscheidungen wie Kapitalerhöhungen blockieren.

Springer: 2,6 Prozent – da haben Sie jetzt aber den Taschenrechner benutzt. Sie machen so etwas. Ich nicht.

SPIEGEL: Sie wissen nicht, wie viel Ihnen gehört?

Springer: Nein, ich weiß das nicht.

SPIEGEL: Ihre 2,6 Prozent sind gerade knapp 100 Millionen Euro wert. Wäre das Testament nicht geändert worden, wären es fast 500 Millionen.

Springer: Ob 100 oder 500 Millionen, beides ist so viel Geld, da bekomme ich wie Sie einen Schreck. Aber erstens hängt die Summe am Aktienkurs, und zweitens habe ich das Geld nicht, es steckt in den Aktien. Ich kann nicht an der Elbe entlanglaufen und sagen, ach, da steht ein Haus für zehn Millionen Euro, das kaufe ich mir. Geht nicht.

SPIEGEL: Haben Sie nie darüber nachgedacht, Ihren Anteil einfach zu verkaufen und das leidige Kapitel zu beenden?

Springer: Nein. Ich habe es auch nicht vor.

SPIEGEL: Wollen Sie sich mit Friede Springer bis ans Lebensende streiten? Was erwarten Sie denn von ihr?

Springer: Wie wär's mit reden? Wir haben mal geredet, aber das war nicht so ergiebig. Ich hoffe aber, dass sich in ruhigen Momenten auch Friede mal überlegen wird, dass das nicht so toll gelaufen ist.

SPIEGEL: Wie Friede Springer ihr Erbe geregelt hat, ist bisher nicht bekannt. Sie werden wohl leer ausgehen.

Springer: Sieht so aus.

SPIEGEL: Friede Springer gilt als fromme Frau. Der Titel Ihres Buchs „Das neue Testament“ ist wirklich böse. Ein frommer Mensch muss das als Blasphemie empfinden.

Springer: Der ist doch nicht böse, vielleicht doppeldeutig. Das war meine Idee, ich fand es gut, originell. Und so fromm ist Friede auch wieder nicht.

SPIEGEL: Sie sagen, Friede Springer sei heute viel selbstbewusster als früher. Welchen Anteil trägt Springer-Chef Mathias Döpfner an dieser Wandlung?

Springer: Döpfner kam, und Friede steht seitdem viel mehr im Mittelpunkt als zu Servatius' Zeiten. Sie verstehen sich gut.

SPIEGEL: Sogar so gut, dass sie ihm zu günstigen Konditionen vor Jahren ein Aktienpaket überlassen hat. Schmerzt Sie das?

Springer: Nein. Döpfner ist Döpfner, weder die Reinkarnation von Axel Springer noch der von Friede angeblich vermiste Sohn.

SPIEGEL: Was halten Sie von „Bild“? Sie haben nach Ihrer Entführung selbst erfahren, wie es sich anfühlt, zum Opfer einer Kampagne zu werden. Wie ertragen Sie diesen Kampagnenjournalismus?

Springer: Ich habe fünf Jahre lang bei „Bild“ als Polizeireporter gearbeitet, hatte

Springer beim SPIEGEL-Gespräch* „Eine große Ungerechtigkeit“

tolle, ehrliche Kollegen, da wurde nicht gelogen. Ich nehme nicht an, dass sich das geändert hat, als ich draußen war.

SPIEGEL: Es geht nicht um den Vorwurf der Lüge, sondern um den des Kampagnenjournalismus.

Springer: „Bild“ und Kampagnenjournalismus, das ist Unsinn.

SPIEGEL: Würden Sie gern wieder im Verlag arbeiten?

Springer: Die Frage stellt sich zurzeit nicht. Wenn man mit Friede Springer nicht harmoniert, wird es schwierig beim Axel Springer-Verlag. Ob es einen Wiedereinstieg gibt, wird die Zeit zeigen.

SPIEGEL: Sie könnten doch woanders hin.

Springer: Ich bin ein Springer, und dann arbeite ich auch bei Springer.

SPIEGEL: Welche Reaktionen auf das Buch erwarten Sie – ein Versöhnungsangebot oder eine Klage?

Springer: Ersteres wäre mir lieber. Aber ich habe noch leere Ordner im Keller.

SPIEGEL: Werden Sie bei den Feierlichkeiten für Ihren Großvater dabei sein?

Springer: Ich bin eingeladen und habe zugesagt. Bisher bin ich auch noch nicht eingeladen worden.

SPIEGEL: Herr Springer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteurinnen Isabell Hülsen und Susanne Beyer.



KREATIVE ALS VORBOTEN EINER NEUEN ÖKONOMIE
DAS FESTIVAL DES ART DIRECTORS CLUB DEUTSCHLAND
FRANKFURT AM MAIN, 11. – 13. MAI 2012, MESSEHALLE 5

ADC KONGRESS MIT PROF. HARTMUT ESSLINGER,
PROF. MICHAEL BRAUNGART UND DR. DAVID BOSSHART.
ADC AUSSTELLUNG MIT ÜBER 9.000 ARBEITEN AUS
WERBUNG, DESIGN, EDITORIAL, FOTOGRAFIE UND
DIGITALEN MEDIEN. MEHR INFOS UND TICKETS UNTER
WWW.ADC.DE

STADT  FRANKFURT AM MAIN


FRANKFURT
WIRTSCHAFTS- UND VERKEHRSSCHWENKEL
DES RHEINLANDES UND DER NÄHE


Tourismus-Congress GmbH
Frankfurt am Main


FrankfurtRheinMain GmbH
International Marketing of the Region


FrankfurtRheinMain
Veren zur Förderung der Standortentwicklung e.V.

 **EUROPÄISCHE UNION:**
Investition in ihre Zukunft
– Europäischer Fonds
für regionale Entwicklung.

HESSEN
Hessisches Ministerium für
Wirtschaft, Verkehr und
Landesentwicklung
Hessisches Ministerium für
Wissenschaft und Kunst

 **messe frankfurt**

 **FOCUS**

 **CITROËN**

JÜRGEN KLOPP, TRAINER





Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dahinter steckt
immer ein kluger Kopf.

www.faz.net



MICHEL EULER / AP

THEMA DER WOCHE

Kampf um den Elysée



ROBERT PRATTA / REUTERS

Wer wird Frankreich künftig regieren? Zehn Kandidaten treten im ersten Wahlgang für die Präsidentschaft an. Der Sozialist Hollande liegt in den Umfragen vorn, aber Amtsinhaber Sarkozy holt auf.

- Wie Sarkozy das Blatt wenden will
- Wer als Favorit für die Stichwahl gilt

WIRTSCHAFT | Die Gnaden-Praxis

Zu Uwe Denker kommen die Verlierer des deutschen Gesundheitssystems – Ex-Besserverdiener und Selbständige. Der Arzt behandelt Patienten, die nicht krankenversichert sind. Besuch bei einem Mediziner, der lieber arbeitslos wäre.

PANORAMA | Massenmörder vor Gericht

Er tötete in Norwegen an einem Tag 77 Menschen. Ein erstes Gutachten erklärte Anders Breivik für unzurechnungsfähig, ein zweites für schuldfähig. Nun beginnt der Prozess gegen den Attentäter.

SPORT | „Schwarze Bestie“ gegen „Königliche“

Mission München: Für den Traum vom Champions-League-Finale im eigenen Stadion muss der FC Bayern im Halbfinale Real Madrid bezwingen. Die Spanier haben großen Respekt vor dem Angstgegner. SPIEGEL ONLINE berichtet live.

einstages.de | Die Babyjäger



DAPD

Seine Geburt galt als medizinische Sensation – und war ethisch umstritten: Vor 30 Jahren erblickte Deutschlands erstes Retortenbaby Oliver das Licht der Welt. Schon Tage zuvor hatten Reporter die Geburtsklinik belagert, es wurde um Fotorechte ge-
feilscht, Journalisten boten angeblich 300 000 Mark für den Namen des Kindes. einstages.de über den Medienhype um einen Star wider Willen.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

MONTAG, 16. 4., 23.00 – 23.30 UHR | SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

Ruhelos – Mieter stören Mieter

Wenn Bewohner einer Kölner Siedlung vom Kinderlärm bei ihren Mitmiethern genervt sind und ihrerseits mit lauter Musik reagieren, schlägt die Stunde von Hausverwalter Uwe Arentz. Um den häuslichen Frieden zu retten und der Wahrheit näherzukommen, hilft nur der „Hörtest“ am Ort des Geschehens. Markus Grün hat den Lauscheinsatz des Hausmeisters dokumentiert.

SONNTAG, 22. 4., 22.35 – 23.20 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Mit vorgehaltener Zapfpistole – der Preiskrieg an deutschen Tankstellen; **Angies Herdprämie** – Staatsknete für gute Mütter?; **Das gequälte Kind** – Mütter mit Münchhausen-by-proxy-Syndrom.

SAMSTAG, 21. 4., 20.15 – 0.15 UHR | VOX

DIE GROSSE SAMSTAGSDOKUMENTATION

Die Macht des Bösen – Von menschlichen Abgründen

Das Böse ist Teil der menschlichen Seele. Dennoch reagieren wir schockiert, wenn die dunkle Seite des Menschen hervorkommt. Wo manifestiert sich das Böse, wie findet es seinen Ausdruck? In der großen Samstagsdokumentation berichtet SPIEGEL TV von Serienmorden, Entführungen und anderen Verbrechen.

MONTAG, 16. 4., 20.15 – 21.15 UHR | 3SAT

WISSENSCHAFTSSHOW

Die 20 größten Fortschritt-Flops

Fortschritt im 21. Jahrhundert sollte nachhaltig und verantwortungsvoll sein. Unkritische Technikbegeisterung erzeugt allzu oft nur Flops. Was nützt



der Fortschritt von heute, wenn er morgen zur Belastung unserer Gesellschaft wird? SPIEGEL-TV-Autor Christopher Gerisch stellt in der 3sat-Wissenschaftsshow die Rangliste der 20 größten Fortschritt-Flops vor: von Asbest über Biosprit und Mülltrennung bis hin zur Atomkraft.



Foto © Maurice Weiss/Östkreuz

Der ganz alltägliche Öko-Wahnsinn



Gebunden | 272 Seiten mit Abb. | € 19,99 | ISBN 978-3-421-04549-2
Auch als eBook erhältlich.

Müll sortieren, Biosprit tanken oder gleich Vegetarier werden – retten wir damit wirklich die Umwelt? Alexander Neubacher, selbst Biokisten-Käufer, hinterfragt den Ökofimmel in unserem Leben und in der Politik und zeigt, womit wir der Umwelt wirklich helfen können.

Erhältlich im
Buchhandel und bei
www.spiegel.de/shop

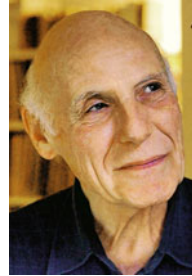
SPIEGEL
BUCHVERLAG

DVA
www.dva.de

Register

GESTORBEN

Ivan Nagel, 80. Als staatenloser Jude aus Budapest, dessen Familie die Nazis überlebt hatte, kam er in die junge Bundesrepublik, um zu studieren. Seine Vielsprachigkeit und die Spannweite seiner Interessen in Musik, Literatur und bildender Kunst hätten ihm akademische Wege geöffnet. Doch statt bei Adorno zu promovieren, folgte Nagel seiner Leidenschaft fürs Theater. 1962 wurde er Chefdramaturg an den Münchner Kammerspielen, 1972 Intendant des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg. Längst hat die Erinnerung die glorreichen sieben Hamburger Nagel-Jahre zu einer „Ära“ voller Überraschungslust und künstlerischem Reichtum verklärt. Nagel selbst nannte im Rückblick die Regisseure Peter Zadek, Luc Bondy und Jérôme Savary seine wichtigsten Arbeitspartner. Von 1989 an ermöglichte ihm in Berlin eine Professur für Geschichte und Ästhetik der Darstellenden Künste sein bis dahin unausgeschöpftes Potential als Kunst-Denker, Lehrer und Autor zu entfalten. Ivan Nagel starb am Ostermontag in Berlin.



WITTER PICTURES / INTERFOTO

Ferdinand Alexander Porsche, 76. Es gibt wenige Menschen, die von einem Produkt überlebt werden, das sie geschaffen haben. Der Designer Ferdinand Alexander Porsche, Enkel des Käfer-Entwicklers Ferdinand Porsche, zählt dazu. Dem Porsche 911, den er entwarf, scheint ein ewiges Leben als Sportwagen-Ikone garantiert. Ferdinand Alexander galt deshalb Anfang der siebziger Jahre als Kandidat für die Führung des Unternehmens, zusammen mit seinem Cousin Ferdinand Piëch. Doch die Familien zerstritten sich und entschieden, dass alle Mitglieder aus dem Management ausscheiden mussten. Ferdinand Alexander Porsche machte nur



AP

noch das, was er so gut beherrschte: Er versah alltägliche Gegenstände mit besonderem Design – Uhren, Brillen, Taschen. Ferdinand Alexander Porsche starb am 5. April in Salzburg.

Jack Tramiel, 83. Seinen Spitznamen „The Survivor“ hat er sich erkämpft: Als Idek Tramielski im polnischen Łódź geboren, überlebte der spätere Computerpionier Auschwitz und Arbeitslager. Nach Kriegsende wanderte er in die USA aus, änderte seinen Namen und gründete die Firma Commodore International. Er wollte Computer für die Massen produzieren und entwickelte den C64, der als erfolgreichster Computer aller Zeiten gilt. Doch während das Geschäft florierte, kam es intern zu Streitigkeiten. Tramiel musste gehen. Dem Motto „Geschäft ist Krieg“ folgend, stieg er beim Konkurrenten Atari ein, der es unter seiner Führung noch einmal zu Erfolg brachte. Jack Tramiel starb am 8. April in Monte Sereno, Kalifornien.

Ludwig Werner Munzinger, 91. Mit über 10.000 Einträgen bereicherte der Jurist aus Oberschwaben das 1913 von seinem Vater gegründete „Archiv für publizistische Arbeit“. Jeder Journalist kennt „den Munzinger“ als Quelle verlässlicher Informationen über Personen des öffentlichen Lebens, aber auch über politische Ereignisse, über Sport und Kultur. Ludwig Munzinger hatte nach Kriegsgefangenschaft und Promotion das Ravensburger Archiv 1957 übernommen und leitete es 43 Jahre lang, bis zur Weitergabe an Sohn Ernst im Jahr 2000. Dabei bewies er unternehmerische Weitsicht, indem er seinen Dienst in den sechziger Jahren für Biblio-



PICTURE ALLIANCE / DPA

theken und Ämter zugänglich machte und später auch die digitale Revolution nicht verschlief. Seit 1997 gibt es den Munzinger Online. Ludwig Werner Munzinger starb am 7. April in Ravensburg.

Heinz Kahlau, 81. Er war einer der erfolgreichsten Schriftsteller der DDR. Die Auflagen seiner Lyrikbände gehen in die Hunderttausende, an der Spitze sein Buch „Du“ (1971) über „Irrtümer, Mühsal, Freuden und Siege“ der Liebe. Diesem Thema blieb er treu, so auch in dem Band „Zweismal“ (1999). Kahlau, als ältestes von vier Kindern einer Arbeiterfamilie in Drewitz bei Potsdam geboren, war mit 14 bei Hitlerjugend und Volkssturm dabei und mit 17 als FDJ-Funktionär ein „Aktivist der ersten Stunde“. Später wurde er Traktorfahrer und schließlich, von Bertolt Brecht gefördert, zum populären Dichter, ebenso erfolgreich bei Theater, Film und Fernsehen wie als Übersetzer und Kinderbuchautor. Heinz Kahlau starb am 6. April in Greifswald.

Exklusiv für Studenten:

12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!


NEU


Lieferung ohne iPad

Komplett
für nur
€ 19,90
Über 58 %
gespart!



Retro-Telefonhörer Native Union POP Phone

Stylisher Retro-Hörer für höchsten Komfort beim Telefonieren und Voipen (z. B. Skype). Senkt die Strahlenbelastung bis zu 95 %. Integriertes 80 cm langes 3,5-mm-Klinkenkabel für den direkten Anschluss von iOS-Geräten (iPhone, iPad und iPod touch) sowie den meisten Smartphones, Mobiltelefonen und Computern. Optional erhältlicher Adapter für Handys und USB. Mit Anrufannahme am Hörer.

Sinus-SoundTube

Klangwunder mit Steckplatz für Ihren iPod nano/shuffle! Mit Auto-scan-Radio, Aluminiumkorpus, Anschlusskabel für alle anderen iPods, MP3- und CD-Player. Maße (B x H x T): ca. 18,5 x 4,8 x 4,8 cm.



Lieferung ohne iPod

Halfar-Cross-Bag

Trendige Umhängetasche aus stabiler Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug, großes Reißverschluss-Innenfach, Organizer-Elemente, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlag mit Steckverschlüssen. Maße (B x H x T): ca. 38 x 33 x 9 cm.



Inklusive 12 x den
digitalen SPIEGEL,
sonntags ab 8 Uhr
auf Ihrem Smartphone,
Tablet und PC/Mac.



UniSPIEGEL
und
KulturSPIEGEL
gratis!



Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!



Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg



Telefon 0180 2 775566
(6 Ct./Anruf*) Aktionsnummer SP12-077



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Auslandsangebote auf Anfrage: +49 40 3007-4881

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 48,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang und nur, solange der Vorrat reicht. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,- pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Mein Wunschgeschenk:

- ☐ Retro-Telefonhörer Native Union POP Phone (4135) ☐ Sinus-SoundTube (2622) ☐ Halfar-Cross-Bag (3677)

Code scannen,
Wunschgeschenk
wählen!



Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Sminna“

☐ Frau ☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum 1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift

SP12-077



ONKEL SAFT / YOUTUBE

Künstlergruppe „Onkel Saft“ auf der Alten Stadtbrücke von Trondheim

Christian Fossen, 52, Informationschef der Universität im norwegischen Trondheim, ärgert sich über eine ungewöhnliche Liebeserklärung an seine Hochschule. Auf YouTube ist ein Filmbeitrag zu sehen, der zunächst harmlos wie ein Werbespot für die Uni daherkommt. Doch plötzlich springen acht junge, unbekleidete Männer ins Bild und machen zu harten Technobeats vor dem Eingangsportal der Hochschule eindeutige Bewegungen: Stehend, kniend und liegend zeigen die Jungs ihren Hintern und zucken rhythmisch mit den Hüften. Uni-Pressechef Fossen distanzierte sich heftig von der freizügigen Performance: „Wir sind nicht gefragt worden und hätten auch niemals die Erlaubnis dazu gegeben. Das ist niederer Humor und schlechte Kunst.“ In anderen Beiträgen der Künstlergruppe, die sich „Onkel Saft“ nennt, widmen sich die Aktivisten Sehenswürdigkeiten wie der Alten Stadtbrücke. Dem Osloer „Dagbladet“ erklärte ein anonym Sprechender von „Onkel Saft“: „Wir wollen einfach ein bisschen auf Trondheim aufmerksam machen; denn wir lieben unsere Stadt, wie man auf den Videos unschwer erkennen kann.“

Jens Böhrnsen, 62, Bremer Bürgermeister, muss auf dem Weg zur Arbeit stets an einem Antisemiten vorbei: Neben der Tür zu Böhrnsens Amtszimmer steht einer seiner Vorgänger, Johann Smidt (1773 bis 1857), als überlebensgroße Marmorstatue. Der Gründer Bremerhavens gilt als bedeutendster Politiker der Hansestadt im 19. Jahrhundert. Aber er wollte auch die Juden vertreiben und bekämpfte Bremens demokratische Verfassung von 1848. Dennoch wurde er im Zwei-Städte-Staat bisher überwiegend verehrt. Erst kritische Medienberichte über die Statue lösten zuletzt eine breitere Smidt-Debatte aus. Resultat: Die Skulptur wurde nicht in den Keller verbannt, sondern am vergangenen Dienstag durch eine unscheinbare Wandtafel ergänzt. Neun Zeilen loben Smidts Verdienste, vier erwähnen die „Schattenseiten seines Handelns“, etwa „seine Politik gegen die bürgerliche Gleichberechtigung und Niederlassungsfreiheit von Juden in Bremen“. Noch unklar ist der Umgang mit weiteren Smidt-Huldigungen: In Bremen und Bremerhaven sind eine Brücke, eine Kirche, zwei Schulen und zwei Straßen nach dem Antisemiten benannt.

Karlheinz Schreiber, 78, ehemaliger Parteispender, steht auch als kranker Mann unter strenger Beobachtung. Schreiber, der vor einem Monat in der Untersuchungshaft in Landsberg einen Herzinfarkt erlitt, erholt sich zurzeit in einer Reha-Klinik im Allgäu. Dort wurden Patienten von Polizeistreifen auf den Fluren überrascht, die den früheren Rüstungslobbyisten bewachen. Offenbar befürchten Sicherheitsbehörden, Schreiber könnte sich auch schwerkrank noch einmal aus dem Staub machen. 14 Jahre lang war der Kaufmann in der Schweiz und in Kanada vor der bayerischen Justiz auf der Flucht gewesen. 2008 wurde er in Augsburg zu acht Jahren Freiheitsstrafe wegen Steuerhinterziehung verurteilt. Der BGH hob das Urteil jedoch auf, eine neue Verhandlung ist noch nicht terminiert.

Benedikt XVI., Papst, hätte seinen 85. Geburtstag am liebsten ausfallen lassen. In seiner Familie seien stets nur der Namensstag und runde Geburtstage gefeiert worden, sagte der Heilige Vater. Doch sein



PIER PAOLO CITTO / AP

Benedikt XVI.

Privatsekretär Georg Gänswein hat eine lange Besucherliste für den Ehrentag des gebürtigen Deutschen vorgelegt. Vor allem Gratulanten aus Bayern werden sich im Laufe dieses Montags die Klinke in die Hand geben; Ministerpräsident Horst Seehofer erscheint bereits zum frühen Morgengottesdienst in der Privatkapelle Paulina im Apostolischen Palast. Benedikts fehlende Feierlaune bekommen die Angestellten im Vatikanstaat zu spüren: Zum 80. Geburtstag hatte noch jeder von ihnen eine Sonderprämie von 500 Euro erhalten. Davon ist in diesem Jahr keine Rede.



MARIAN MURAT / DPA

ZITAT

„Mich würde es mehr beschweren, wenn ich wie Sigmar Gabriel aussehen würde.“

Clemens Binniger, 49, CDU-Bundestagsabgeordneter, über seine Ähnlichkeit mit Ex-Bundespräsident Christian Wulff

Rita Ora, 21, im Kosovo geborene britische Sängerin, glaubt an die Macht der Sterne. Die Newcomerin kann auf eine traumhafte Karriere hoffen, denn sie hat einen Vertrag beim Musiklabel von Superstar Jay-Z. Dass sie sich mit dem Rapper auf Anhieb so gut verstand, führt Ora auf astrologische Einflüsse zurück: „Bei uns hat es gleich geklickt. Er ist Schütze, ich bin Schütze.“



Michele Marsching, 33, Vorsitzender der NRW-Piraten, hat derzeit Probleme im Bahnverkehr. Der IT-Spezialist verlor vor kurzem seine Brieftasche, deshalb hat er einen provisorischen Personalausweis. In dem stimmt sein Geburtsdatum nicht – mit nervtötenden Folgen. Der Pirat bestellt seine Bahnfahrkarten natürlich online, das Dokument benötigt er jedoch zur Identifizierung beim Ausdruck der Tickets am Automaten. Jüngst habe er „gefühlte anderthalb Stunden“ gebraucht, um einen Fahrschein zu bekommen, klagt Marsching. Was ihn in der Piraten-Forderung nach kostenloser und belegfreier Fahrt in ganz Nordrhein-Westfalen bestärke.

Stephen King, 64, US-Schriftsteller, hadert mit seinem Wohlstand. Der König des Horrors sagte der „Sunday Times“, dass er erst Mitte der achtziger Jahre aufgehört habe, sich ständig Sorgen um seine Existenz zu machen. Da hatte King bereits mehrere Bestseller auf dem Markt, darunter „Carrie“ und „Shining“. Bis 1985 habe er ständig befürchtet, dass er seine Besitztümer wieder verlieren könne, sagte King. Mit mehr als 400 Millionen verkauften Büchern hat der Autor inzwischen längst ausgesorgt, aber noch heute finde er es „sehr befremdlich“, Eigentümer einer Sommerresidenz mit Gästehaus und Pool zu sein.

Günter Grass, 84, umstrittener Nobelpreisträger mit Einreiseverbot nach Israel, wurde einst in Jerusalem besonders geschätzt. Das israelische Außenministerium schwärmte von der „intellektuellen Redlichkeit“, der „freiheitlichen Gesinnung“ und dem „persönlichen Charme“ des Autors, dem die Diplomaten eine beeindruckende „Aufrichtigkeit“ attestierten, wie aus Akten des Auswärtigen Amts hervorgeht. Das Lob stammt aus dem Jahr 1967; Grass hatte zuvor seine erste Israel-Reise absolviert – auf Einladung der Regierung in Jerusalem. Diese durchbrach damit ein 1961 verhängtes Verbot für öffentliche Auftritte deutscher Künstler. Sogar Ministerpräsident Levi Eschkol empfing den Deutschen. Hinterher schwärmte das israelische Außenministerium, die herkömmlichen Deutschland-Klischees seien „nun nicht mehr anwendbar“. Grass hingegen scheint weniger begeistert gewesen zu sein. Als vier Jahre später ein erneuter Besuch in Israel anstand, schrieb er an die deutsche Botschaft in Tel Aviv, er wisse, dass Israel ein „anstrengendes Land“ sei. Dennoch fuhr er hin. Eine Lesung in Tel Aviv eröffnete der Dichter mit den Worten: „Wer als Deutscher nach Israel kommt, wird lebenslänglich mit kritischen Fragen, mit grotesker, ja mit schroffer Ablehnung



Grass (r.) 1967

DABROWSKI / GINETEX

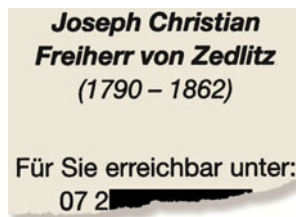
rechnen müssen.“ Das bleibe zwar verständlich, er wolle jedoch „vor nur pauschaler Kritik, vor einer Verurteilung von Generation zu Generation warnen“. Heute wirft die israelische Regierung Grass vor, im iranisch-israelischen Konflikt Teheran zu unterstützen. Und viele Israelis nehmen Grass übel, dass dieser seine Mitgliedschaft in der Waffen-SS jahrzehntelang verschwie. Beim ersten Besuch in Israel 1967 hatte Grass noch eine geschönte Version seines Lebenslaufs verbreitet: „Als 14-Jähriger war ich ein Hitlerjunge, als 16-Jähriger wurde ich Soldat, und mit 17 Jahren war ich ein amerikanischer Kriegsgefangener.“

Aus dem „Diepholzer Kreisblatt“: „In der Justizvollzugsanstalt Bernau am Chiemsee betreuen beispielsweise zweieinhalb Psychologen 859 Gefangene.“



Schild vor einer Pizzeria in Dresden

Aus einer Restaurant-Anzeige in der „Wuppertaler Rundschau“: „Es erwarten Sie verschiedene Fischarten ... Austern, Meeresfrüchte und hiesiger Spargel aus Bodenhaltung.“



Aus den „Badischen Neuesten Nachrichten“

Aus dem Kölner „Express“: „Es geht um Tausende von Frauen, die Gaddafi vergewaltigt haben sollen.“



Aus der „Mittelbayerischen Zeitung“

Aus den „Potsdamer Neuesten Nachrichten“: „Ihr Königlicher Campingpark Sanssouci zu Potsdam / Berlin sucht für die Tätigkeit in der Rezeption 5 tatkräftige Herren oder eine Dame, Mitte 50, deren Kinder aus dem Haus sind, wo der Mann gut und ausreichend verdient, er ihr aber daheim so dermaßen auf die Nerven geht, dass sie möglichst viel weg sein will, vorzugsweise unter Menschen in einer schönen Umgebung und Auto fährt.“



Zitate

Die „Frankfurter Allgemeine“ zur SPIEGEL-TV-Produktion „Titanic“ – Anatomie einer Katastrophe“:

Falls jemanden Zweifel überkommen sollten, zu welchen Informationsleistungen das hiesige Privatfernsehen in der Lage ist, sollte derjenige ab und an bei Vox vorbeischauen, gern am Wochenende zur Hauptsendezeit ... Es gilt das Versprechen: Der Abend vergeht im Nu, denn dieses Stück ist aus einem Guss und so geschickt aufbereitet, dass, wer immer was auch immer über die „Titanic“ und deren Untergang, den Hergang der Katastrophe und deren Hintergründe erfahren will, hier an der richtigen Adresse ist. Abermals eine Best-of-Produktion aus dem Hause Alexander Kluge/DCTP und SPIEGEL TV.

Die „Berliner Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Parteien – Das Ende der Amateure“ über konzeptuelle Auseinandersetzungen in der Piratenpartei (Nr. 15/2012):

Richtig beschaulich waren die Ostertage für Piraten-Chef Sebastian Nerz nicht. Gerade erst hat er in einem Brief („Ich habe die Schnauze voll“) den Vorsitzenden seiner Berliner Abgeordnetenhausfraktion gemäßregelt und die Sexismus-Vorwürfe der eigenen Jugendorganisation abgewehrt („sehr vereinfacht und sehr einseitig“), da meldet sich im SPIEGEL der nordrhein-westfälische Spitzenkandidat Joachim Paul zu Wort. Er fordert, die Mitglieder des Bundesvorstands sollten für ihre Arbeit mit regelmäßigem Einkommen entlohnt werden. Das ist ein Tabubruch bei den Piraten. „Selbst wenn wir es wollten, derzeit verfügt die Partei gar nicht über ausreichend Geld, um Vorständen einen regulären Lohn zu zahlen“, kontert Nerz.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 12/2012 „Katholiken – Scham und Bestürzung“ über den milden Umgang mit pädophilen Priestern im Bistum Trier, das vom Missbrauchsbeauftragten der Kirche, Bischof Stephan Ackermann, geführt wird.

Vergangene Woche gab das Bistum bekannt, dass zwei Priester entpflichtet wurden, sie dürfen fortan keinen priesterlichen Dienst mehr tun. Bischof Ackermann hat zudem angekündigt, er wolle die Leitlinien zum Umgang mit pädophilen Priestern überarbeiten und verschärfen. Das Thema steht jetzt auf der Agenda für die Vollversammlung der Bischöfe im Herbst.

Erleben Sie Business Plus

Sie können alles haben.
Außer Langeweile.



BUSINESS PLUS

Alles in Business Plus wurde mit dem Ziel entwickelt, Exklusivität erlebbar und fühlbar zu machen. Vom Schlafessel bis zum Touchscreen, vom exquisiten Wein aus unserer Bodega bis zum Besten aus unserer Küche. Business Plus zu genießen, bedeutet, so zu reisen, wie Sie es sich immer erträumt haben.



Breguet
Depuis 1775



Breguet, créateur. Classique "Le Réveil du Tsar"

Im April 1814, nach dem Einmarsch der Alliierten in Paris, besucht Zar Alexander I. von Russland seinen bevorzugten Uhrmacher, A.-L. Breguet, und bestellt bei ihm einige Zeitmesser. Heute ist das Modell Classique 5707 "Le Réveil du Tsar" mit seinem Läutwerk und dem Zifferblatt mit sieben fein von Hand guillochierten Motiven eine Hommage an einen der berühmtesten Kunden von Breguet. Wir schreiben die Geschichte fort...

